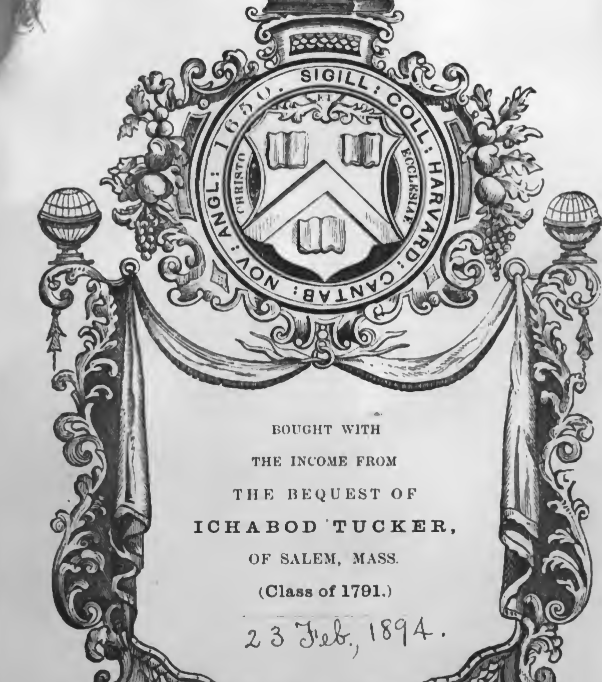
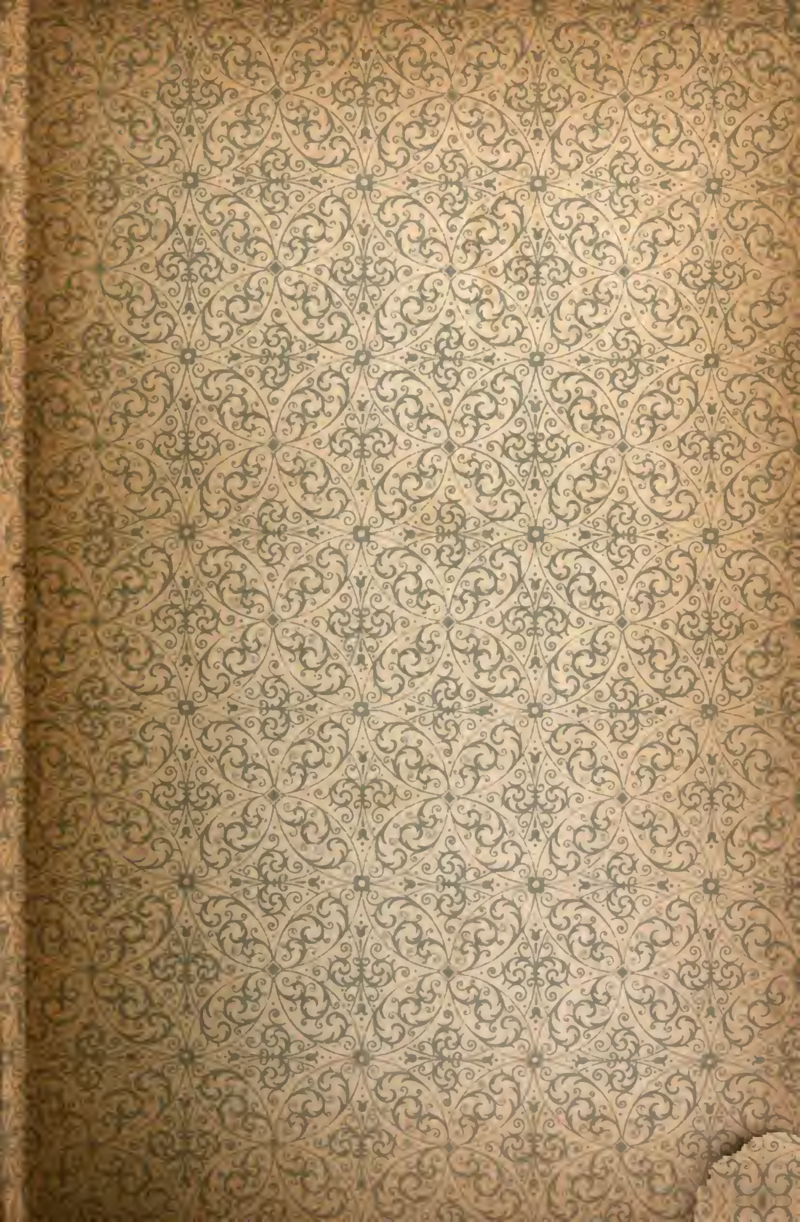
Studien und Wandertage

Heinrich Breitinger


SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE





Studien und Wandertage



Studien und Wandertage

von

Heinrich Breitinger

Mit Portrait und Lebensabriss

Frauenfeld
J. Hubers Verlag
1890

Vorwort.

Um mehrfach geäusserten Wünschen zu entsprechen und in der Absicht, dem zu früh geschiedenen Freunde einen bescheidenen Denkstein zu setzen, haben wir in diesem Bändchen einige seiner zerstreuten Schriften gesammelt, aus deren verschiedenem Inhalt und dem beigefügten Lebensabrisse das geistige Bild des so vielseitig begabten Mannes noch einmal hervortreten wird.

Herausgeber und Verleger.

Heinrich Breitinger.

Heinrich Breitinger war der letzte Sprosse einer angesehenen Züricher Familie, die der Vaterstadt mehrere hervorragende Männer geschenkt hat: den Antistes J. J. Breitinger (1575—1645), der in Schule und Kirche segensreich gewirkt, den als Mitarbeiter Bodmers und als Gegner Gottscheds berühmt gewordenen Professor der griechischen Sprache und Canonicus J. J. Breitinger (1701—1776) und David Breitinger, Professor der Physik (1737—1817). — Heinrich Breitingers Grossvater und Vater widmeten sich dem geistlichen Berufe; ersterer starb am Ende der Vierzigerjahre als Pfarrer am St. Peter; letzterer, gestorben 1878, ein gelehrter Theologe und treuherziger, warmfühlender Seelsorger, war lange Jahre Pfarrer in Fehraltorf, Kammerer, später Decan des Capitels Pfäffikon und Kirchenrath, nachdem er zuerst als Pfarrer in Ellikon an der Thur gewirkt hatte.

In Ellikon wurde Heinrich Breitinger am 11. März 1832 geboren und verbrachte hier seine ersten acht Kinderjahre. Seine geistvolle und doch anspruchslose Mutter war eine Tochter des Pfarrers und Kammerers Stumpf in Weinfelden. Er war der einzige Sohn neben zwei jüngern Schwestern, die sich später verheirateten, ihm aber im Tode vorangegangen sind.

Im Jahre 1840 zog die Familie nach Fehraltorf, woselbst der Knabe die Schule besuchte, die ihm in so gutem Andenken blieb, dass er in seinen hinterlassenen kurzen biographischen Notizen seinen „lieben Sekundarlehrer Bader“ ausdrücklich erwähnt. Zu Ostern 1846 verliess er das stille Pfarrhaus, um in Zürich die Schule zu besuchen. Er trat in die dritte Klasse des Untern Gymnasiums und durchlief sie wie auch die vierte Klasse. Der Erfolg entsprach aber nicht den trefflichen Anlagen, die aus seinen grossen blitzenden Augen hervorleuchteten. Vielleicht erklärt sich dies aus den Zerstreuungen der Stadt, die nach dem einförmigen Landleben um so stärker auf das allen Eindrücken offene jugendliche Gemüth wirkten — eine Klippe, die ja schon manchem Landpfarrerssohn verhängnissvoll geworden ist — oder es verstand die Mehrzahl seiner damaligen Lehrer es nicht genügend, das Interesse des lebhaften Knaben zu fesseln. In Breitingers Notizen lesen wir: „Begeistert für den [Geschichts-] Unterricht von Grob [1]), Händel mit . . . .“ [hier folgen die Namen zweier Lehrer]. — Schreiber dieser Zeilen, der damals (1847) mit auf den Bänken sass, erinnert sich, dass Breitinger an seinen Lateinlehrer der vierten Klasse [2]) einmal eine Frage stellte, die letzterer mit der Bemerkung zurückwies, eine derartige Erörterung gehöre an eine höhere Schule, woraus man schliessen dürfte, dass der kritische Geist des Knaben sich schon zu regen begann. So viel ist sicher, dass er seine freie Zeit wenig auf Schularbeiten verwandte.

Neben den Stunden, die Breitinger seinen Freunden widmete, von denen wir Römer, Horner, die Brüder Hug, Kesselring, Thomann nennen, war ihm das Rudern und Segeln auf unserem schönen See eine Hauptfreude, wobei

[1]) Prof. Dr. Heinr. Grob, † 1889.
[2]) Oberlehrer Felix Casp. Weiss.

er sich einmal bei Sturm und Umkippen des Bootes ein kaltes Bad holte, das schlimme Folgen hätte haben können. Eine andere kleine Gefahr, der er und namentlich einer seiner Freunde bei Anlass eines Knabenschiessens entging, erzählt er selbst in munterer Weise: „.... Am Tage des Knabenschiessens füllte sich der weite Plan, lustig knallten die kleinen Stutzer und unter dem grossen Zelte, wo der Herr Stadtpräsident mit seinen Collegen sass, holten wir unsere halben und ganzen Gulden am weiss und blauen Bändeli. Nach dem Schiessen zog man in die Umgebung der Stadt und verschoss seine Patronen. Tags darauf schlich man wieder in den ‚Platz', um das noch übrige Pulver am kleinen Zielwalle in Minen anzulegen. Diese kleine Schanze lag, wo heute der Bahnhof steht. Ich habe sie nie vergessen, denn da verbrannte mein bester Freund, der auf meine Anregung hin in einen die Explosion verweigernden Minengang hineinblickte, sein blondes Gelocke und seine rosigen Wangen ...." [1])

Ein Lieblingsstudium wurden Breitinger die Chroniken von Zürich; er selbst schrieb mit Benützung von Stumpf eine zierlich ausgeführte „Beschreibung der lobl. statt zurich samt irem gebiet." [2]) Im Herbst 1847 erfolgte — auf Dr. Alfred Eschers Anregung — die Einführung des Französischen am Gymnasium, wo bis dahin bloss alte Sprachen gelehrt worden, und bei Prof. Karl Keller lernte Breitinger die Anfangsgründe jener Sprache, in der er sich später auszeichnen sollte. — Die damaligen politischen Wirren, der ausbrechende Sonderbundskrieg,

---

[1]) S. Ausstellungszeitung 1883. „Der Ausstellungspark und seine Vergangenheit" von H. Breitinger.

[2]) Das Titelblatt schmücken die gemalten Wappen der acht alten Orte, die letzte Seite enthält diejenigen seiner Familie (Breitinger und Stumpf) mit dem Motto: Feci quod potui, faciant meliora potentes.

gingen nicht spurlos an ihm vorüber; in seinen Notizen erwähnt er die durch Zürich marschirenden Truppen. Vielleicht weckte dieser Anblick in dem beweglichen Gemüthe eine militärische Ader und die seltsame Idee, den Studien zu entsagen, um in Italien Dienste zu nehmen. Bei einem alten Verwandten, der lange dort gelebt und daneben im Rufe stand, zur katholischen Religion übergetreten zu sein, übte er die italienische Sprache, scheint auch mit dem Gedanken, Convertit zu werden, sich getragen zu haben, und in den Frühlingsferien von 1848, versehen mit Empfehlungsschreiben dieses Lehrers, brach er heimlich von Fehraltorf auf zur Flucht nach Venedig, wurde aber von seinem noch rechtzeitig benachrichtigten Vater in Zürich eingeholt und heimgeführt.

Diese leidigen Vorfälle veranlassten den Pfarrer Breitinger, seinen Sohn von Zürich zurückzuziehen. Er unterwies ihn daheim zur Confirmation auf den Bettag 1848 und förderte ihn so weit in seinen Studien, dass er im Herbst in die vorletzte Klasse des Gymnasiums zu Erlangen eintreten konnte. Hier holte er reichlich nach, was er in Zürich versäumt hatte, rückte im Herbst 1849 in die Oberklasse vor und genoss den trefflichen Unterricht des berühmten Doederlein, bei welchem er auch von 1849 bis 1850 in Pension war und sich die lateinische Sprache in einem Grade aneignete, wie es in Zürich, wo diesem Fache weniger Zeit eingeräumt ist, nicht leicht geschehen kann. — Im Herbst 1850 ging Breitinger nach München, um Medicin zu studiren; doch traf man ihn dort weniger in den Lehrsälen als in den Kunstgalerien und namentlich im Atelier eines Malers, wo er seine meiste Zeit verbrachte. Er hatte von seiner Mutter den Geschmack für die Kunst, den Sinn für das Schöne geerbt; gelegentlich zeichnete und malte er selbst; was Wunder, dass er der Versuchung, die ihm die Kunststadt entgegenbrachte, nur schwachen Widerstand leistete. — Während er sich

so diesen schönen Eindrücken hingab, wurde er im Februar 1851 vom Typhus befallen, der ihm zwei Monate Krankenhaus eintrug.

So verstrich das Wintersemester [1]) und im Frühjahr 1851 finden wir Breitinger wieder in Zürich, um seine medicinischen Studien fortzusetzen. Da traf ihn in Folge eines Duells ein Unfall, der ihn theilweise des Gebrauchs der rechten Hand beraubte, [2]) ihm aber schliesslich zum Segen ausschlug. Es ward ihm nämlich dadurch die Fortsetzung des Studiums der Medicin verunmöglicht und er wandte sich nun der Philologie zu, die seiner Neigung weit besser entsprach. Die folgenden Semester (bis Herbst 1852) hörte er alte Philologie bei Koechly und Frey, Schweizergeschichte bei Hottinger; zugleich trieb er Englisch, Französisch und Italienisch bei den Herren Labhart, Altermatt und Pfarrer Wolf. Nach tüchtiger Arbeit suchte er gern Erholung im Kreise von Freunden, die seine muntern Scherze liebten und von denen er als damals ihm nahe stehend Hirzel (später Schulpräsident in Zürich), Klaus (Dr. Albert Klaus in Zürich) und Lange (Dr. Otto Lange, † 1879 als Arzt in Duisburg) nennt. Das Wintersemester 1852/53 brachte Breitinger in Basel zu. Seine Studienfreunde daselbst waren Vischer [3])

---

[1]) Er muss damals auch Italienisch getrieben haben, denn seine Mutter schreibt von München aus (März 1851): „Mit seinem Jtalienisch-Lehrer, der ihn heute besuchte, sprach Heinrich ganz geläufig diese Sprache und der Mann versicherte mich, er habe in der kurzen Zeit, die er hier gewesen, mehr gelernt, als ein anderer in drei Jahren nicht lerne. — O wie hat er schöne Anlagen; Gott gebe, dass er sie mit Wucher benütze, wenn er wieder gesund ist!"

[2]) Nach dem damaligen Usus war das Handgelenk vor dem Waffengange ungenügend geschützt worden.

[3]) Wilh. Vischer, Dr. jur., seit 1874 ord. Prof. der Geschichte in Basel, † 1886.

und Sieber.[1]) Nachdem Breitinger in den ersten drei Semestern sich vorzugsweise mit alter Philologie beschäftigt, wandte er sich speciell den neuern Sprachen zu und hielt sich ein Jahr in Lausanne auf.[2])

---

[1]) Dr. L. Sieber, Oberbibliothekar in Basel. Derselbe schreibt uns: „Unsere philologischen Collegia waren: *F. D. Gerlach,* Römische Staatsalterthümer. Lateinische Interpretir- und Disputirübungen an Juvenals Satiren. — *W. Wackernagel,* Germanische Alterthümer. Vergleichende Grammatik des Deutschen, Griechischen und Lateinischen. — *L. Picchioni,* Italienische Grammatik mit Stilübungen. . . . . Ein räudiges Schaf fehlte nicht; es war ein gewisser F. aus Zürich, ein Helveter und Erzlump, an dem sich Breitinger mit seinem stets bereiten Sarkasmus oft und viel rieb. . . . Eine hübsche Auffrischung unserer Freundschaft brachte ein Sommeraufenthalt in Ragaz am Ende der Siebzigerjahre. Er schrieb damals einen Aufsatz über Rambert, ich glaube für die ‚Rundschau.‘ Wir pilgerten hie und da nach Malans und thaten dort manch einen braven Becherlupf, als ob wir noch Basler Studenten wären. Kurz, wir kamen stets vortrefflich mit einander aus, und ich habe Breitingers geistreiche Fröhlichkeit und seinen sprühenden Witz in ebenso guter Erinnerung, wie seine Mittheilungen über Streifereien in Italien und seine Gespräche über neuere Litteratur. . . .“

[2]) Folgende Mittheilungen über seinen dortigen Aufenthalt verdanken wir einem seiner damaligen Zofinger Freunde (M. Paul Chatelanat, pasteur à Lausanne): „Henri Breitinger a fait partie de la section vaudoise de la Société de Zofingue du 20 mai 1853 au 25 mai 1854 et je pense que ces deux dates indiquent approximativement le temps de son séjour à Lausanne. Etabli dans une petite pension bourgeoise au Pré du marché, un peu dans le voisinage de l'Eglise catholique, il se fit très facilement à notre vie vaudoise. Quoique Zurichois, il comprenait et goûtait mieux que d'autres l'esprit welche. — Je crois le voir encore dans sa chambrette d'étudiant, en robe de chambre et sa longue pipe à la bouche.

Il suivait à l'Académie, à ce que nous appelions alors la Faculté de sciences et lettres, des cours de philologie, de littérature, d'histoire, etc. Etant moi-même, à ce moment, étudiant en théologie, je n'étais point son camarade à l'audi-

Während seines Aufenthaltes in Lausanne besuchte Breitinger oft seine jüngere Schwester, die damals in einem nahen Pfarrhaus am See in Pension war, und dort lernte er die Tochter des Hauses kennen und lieben, die später seine treue Lebensgefährtin wurde.

Obwohl seine englischen Studien vorgerückt waren, fühlte er doch das Bedürfniss, englische Luft einzuathmen; daher sein Aufenthalt in London, wohin er sich im Frühjahr 1854 begab. Näheres hierüber ist uns nicht bekannt, als dass er eine Lehrerstelle in einem dortigen Privatinstitute bekleidete, welche er im December 1855 aufgab, um in die Heimat zurückzukehren. Ins Jahr 1856 fallen seine Verlobung, eine Reise nach Paris, Privatstunden in Zürich und ein Vicariat an der Untern Industrieschule daselbst. Dann folgte ein ehrenvoller Ruf nach Frauenfeld als Lehrer für französische und eng-

---

toire, mais j'eus le privilège de lui donner, pendant tout l'hiver 1853 à 1854, des leçons de français qui m'ont laissé d'excellents souvenirs.

Breitinger était un élève modèle, ardent au travail, à l'intelligence ouverte, très désireux de se rendre compte des choses et faisant beaucoup d'ouvrage en peu de temps. Son regard vif et profond annonçait un esprit actif, toujours en éveil. Outre nos lectures d'auteurs classiques, nous traduisions de l'allemand en français, de vive voix ou par écrit, et je me souviens des nombreuses pages qu'il trouvait moyen d'écrire pour chaque leçon. Il stimulait son maître plus encore qu'il n'avait besoin lui-même d'être stimulé.

Membre zélé de notre section de Zofingue, il était bon camarade, aimant et sachant se faire aimer. Cœur chand, il avait dans le caractère quelque chose de généreux, de chevaleresque. . . .

Lorsque j'ai eu la joie de dire un bonjour à Breitinger dans des séjours à Zurich, il aimait à reparler de cette année passée à Lausanne et riait de très bon cœur quand on lui remettait en mémoire tel épisode de notre vie vaudoise. — Il mettait du cœur et de l'entrain à tout ce dont il s'occupait. . . ."

lische Sprache an der damals neu gegründeten thurgauischen Kantonsschule, welche Stelle er im Frühjahr 1857 antrat. Im Sommer desselben Jahres gründete er seinen Hausstand und blieb neunzehn Jahre seinem Wirkungskreise treu. Freud und Leid hat er reichlich in diesem langen Zeitraume erfahren. Drei blühende Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, wurden ihm durch den Tod entrissen und nur eine Tochter blieb ihm zurück. Er selbst — wer sollte es glauben nach allem, was wir über seinen heitern Humor wissen! — litt an stets wiederkehrenden Anfällen von Hypochondrie, die ihm selbst die Arbeit erschweren konnten und ihn erst in spätern Jahren verliessen. Bei den Bewohnern Frauenfelds machte er sich durch seinen anregenden und liebenswürdigen Umgang beliebt. In der Schule zeigte er ein entschiedenes Lehrtalent und je weniger er als Knabe gewissen Lehrern gegenüber sich lenksam gezeigt hatte, um so besser verstand er es jetzt, seine Schüler zu gewinnen, indem er alles, was ihm einst auf den Schulbänken als Pedantismus verhasst war, aus seinem Unterricht strenge verwies.

In jene Jahre fallen verschiedene seiner Publicationen. Vor allem drei Schulprogramme: *Aphorismen zur französischen Grammatik* (1861), *Die französische Grammatik bis Vaugelas* (1867) und *Der Salon Rambouillet* (1874). In den „Aphorismen“ werden gewisse Einzelheiten der französischen Sprache behandelt. Sind das französische Wort *talent* und das deutsche *Talent* schlechtweg gleichbedeutend? frägt z. B. Breitinger und weist nach, dass ersteres eine weitere Begriffssphäre hat als das entsprechende Wort im Deutschen, da es sowohl die anerborene als auch die erworbene Thätigkeit begreift. So schreibt G. Sand: „Il m'a semblé que son *talent* (celui de Ch. Didier) n'avait pas progressé après Rome souterraine, qui est un fort beau livre“ [vgl. Littré, *talent*]. —

Bei Anlass der französischen Sprechweise: Il est plus riche qu'on *ne* croit, wird daran erinnert, dass Gallicismen auch den grössten unserer deutschen Dichter nicht fremd sind. So Goethe: „Leichter wäre sie dir zu entbehren, als sie es jenem guten Manne *nicht* ist.“ — In seinem zweiten Schulprogramm (1867) durchgeht Breitinger die französische Grammatik bis Vaugelas (1530 bis 1647) und betont die eigenthümliche Erscheinung, dass der erste bedeutende Versuch, die Gesetze der französischen Sprache grammatisch zu ordnen, nicht auf französischem, sondern auf englischem Boden durch Jehan Palsgrave (1530) gemacht wurde, dessen Methode des bescheidenen Forschens der Sucht seiner französischen Collegen, Richter und Sprachverbesserer sein zu wollen, rühmend entgegengestellt wird. Die inhaltsreiche Abhandlung schliesst mit einem längern Excurs über den Grammatiker Vaugelas. — Die dritte Programmarbeit „Der Salon Rambouillet“ wurde später in seinem Buch „Aus neuern Litteraturen“ abgedruckt. Dieselbe handelt von den Verdiensten der Marquise von Rambouillet und der Damen ihres Kreises auf die damalige Sprache, Litteratur und Gesittung und von den auf ihren Salon einwirkenden Einflüssen. — Diesen drei Programmen voraus ging ein in Herrigs Archiv (1859) veröffentlichter *Versuch einer Einleitung zu Figaros Beaumarchais* mit Benützung von Loménies *Beaumarchais et son temps.* Die Motive, die Beaumarchais bewogen, in seinem Figaro den Grossen und Mächtigen den Fehdehandschuh hinzuwerfen und am Vorabend der Revolution mit an ihrem Sturze zu arbeiten, findet Breitinger in Beaumarchais' bittern persönlichen Erfahrungen, die ihm gegen den Adel einen tiefen Hass einflössen, als den Stand, der dem Talente gegenüber so empörend mit seinem Rang sich brüstete. „Wenn dieser Hass ein begreiflicher ist, so kann man doch nicht

leugnen, dass Beaumarchais' Opposition an sittlicher Würde dadurch beträchtlich einbüsst. Beaumarchais selbst" — so schliesst der Aufsatz — „spielt die Rolle des Goetheschen Zauberlehrlings. Es war ihm gelungen, die Geister in Bewegung zu setzen. Umsonst sucht er nachher das verhängnissvolle Wort, das ihrem wahnsinnigen Treiben Einhalt thäte." — Anfangs der Sechzigerjahre erschien Breitingers *Französisches Lesebuch* (Breitinger und Fuchs), eine gediegene Sammlung moderner Lesestücke. — Sein 1864 im *Schweizerischen Museum* veröffentlichter Aufsatz über *Die Sprache Rabelais'* ist ein Versuch, diesen Schriftsteller mit sich selbst zu vergleichen und nachzuweisen, wie in den verschiedenen Perioden seiner Productionskraft Rabelais' Sprachgebrauch sich modificirte und theilweise verfeinerte, bis er schliesslich den Verirrungen der latinisirenden Manier der Ronsardschen Schule anheim fiel. — In derselben Zeitschrift publicirte Breitinger 1865 *Die französischen Uebersetzer der Alten im sechzehnten Jahrhundert,* worin er ausführt, wie kurz nach Beginn jener Zeit die humanistischen Studien in Frankreich und die Thätigkeit der Uebersetzer einen gewaltigen Aufschwung nahmen, wie namentlich Amyot und seine Bearbeitung Plutarchs die allgemeine Bewunderung und selbst diejenige Heinrichs IV. auf sich zogen. Hauptzweck der damaligen Uebersetzer sei weniger Förderung der Bildung, als durch Vorführung des Lebens und der grossen Thaten der Alten die Zeitgenossen zur Tugend zu erziehen. Auch bleibe ihnen das Verdienst, die Sprache veredelt zu haben, mögen sie auch in der Nachahmung der Classiker, der Italiener und Spanier oft ins Extrem verfallen sein. Die Unrichtigkeiten in den Uebersetzungen Amyots entschuldigt Breitinger durch den Umfang der Arbeit und seine mangelhaften Hilfsmittel. Als den Stil des Schriftstellers kennzeichnend wird hingewiesen auf seinen den Griechen

nachgeahmten substantivischen Infinitiv (le deviser et discourir). auf das häufig gebrauchte substantivische Adjectiv (le propre, le désirable), und auf die von ihm stammende Wendung: *un homme des plus savants, une raillerie des plus fines.* Den Schluss der Studie bildet eine Vergleichung der Uebersetzungslitteratur des sechzehnten Jahrhunderts mit derjenigen des siebzehnten, welche nicht zu Gunsten des letztern ausfällt. — In Frauenfeld schrieb Breitinger einen grossen Theil seiner bei Schulthess erschienenen *Hülfsmittel* zum Unterricht in der französischen Sprache. [1])

---

[1]) Mitten im trockenen Studium blitzt zuweilen ein Funke heiterer Laune. So lesen wir in der Schweizerischen Lehrerzeitung vom Dezember 1866 folgende Humoreske:

„Herr Redactor! Ein etymologischer Grübler unter Ihren Correspondenten hat neulich die Frage aufgeworfen, woher wohl unser Wort *Chabis* kommen möchte. Obgleich ich nun, nachdem ich geistig und leiblich mich nach selbsteigenen Anschauungen zu nähren die Ehre habe, von etymologischen Speculationen einerseits und vom Genusse des in Frage stehenden Gemüses anderseits mit besonderer Sorgfalt mich ferngehalten (letzteres wohl namentlich deshalb, weil der Chabis in meiner Jugend das stereotype Sonntagsgemüse bildete und als untrüglicher Vorläufer eines andern unbehaglichen Artikels, der Kinderlehre, für mich eine etwas düstere Ideenassociation nach sich zog), so will ich es dennoch wagen, den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzuheben und meinen etymologischen Senf über die in Frage stehende zweideutige Delicatesse herabträufeln zu lassen. — Nehmen wir das edle Gewächs, wie es eine gedankenlose Küchenmagd aus der feuchten Gartenerde gerissen hat, mit jener philosophischen Disposition zur Hand, mit welcher Prinz Hamlet den moderigen Schädel des einstigen Spassmachers Yorik in die Hand genommen, so kann es dem phantasievollen Denker schwerlich entgehen, dass der Kohl im Grunde nur diejenigen Menschen karikirt, die auf hagerm Unterbau ein unmässig entwickeltes *Haupt* einhertragen. Diese versteckte Satire unsers Chabis hat denn auch einer unserer humoristischen Urväter ganz richtig gewittert, indem er den vegetabilischen

Dass Breitinger seinen *Molière* kannte, erhellt aus zwei 1872 geschriebenen Aufsätzen, von denen der eine (s. Allg. Ztg., 17. Sept.) Paul Lindau gegenüber betont, dass Molières „Précieuses“ nicht in den guten Gesellschaften der Hauptstadt zu finden waren, dass deren Sprache daselbst nicht wirklich gesprochen wurde und Molières Spott bloss den Affenkünsten der provinziellen Salons galt; dass zudem der Schwerpunkt von Molières

---

Witzbold einen Kohl*kopf* nannte. — Der Franzose, der überall gern ein Romänchen anknüpft, hat in einem Moment sentimentaler Anwandlung das Ding cœur de chou genannt, indem er darin das leibhaftige Abbild eines Frauenherzens erblickte. Diese Poesie fand einen Wiederhall in der Seele jeder französischen Hausfrau, und heute noch ist der Einkauf von Kohlköpfen in Frankreich *une affaire de cœur*. Aber der praktische Engländer und der phlegmatische Holländer konnten sich nicht entschliessen, der französischen Sentimentalität zu folgen. John Bull nennt seinen Kohl *cabbage* und der Holländer *Kabuis* — offenbar eins und dasselbe mit unserm geliebten Landsmann *Chabis*. Woher nun kommen diese drei Gesellen? Ich glaube, ihr gemeinsamer Ahne ist das lateinische *caput*, Kopf. Als vermittelnde Glieder wären etwa das spanische *cabeza*, der Kopf, und das französische *caboche*, eine humoristische Bezeichnung des Menschenhauptes, anzuführen. Mit Vergnügen sehe ich übrigens, dass auch die französische Nation, obwohl an der Spitze der Civilisation einherschreitend, in ihren Küchenzetteln unsern Chabis aufzunehmen geruhte und zwar in dem Ausdruck: potage aux choux cabus; das Lexikon erklärt *cabus* mit dem Adjectiv pommé, apfelförmig, rund. — Wenn nun mein Raisonnement richtig ist, so würde *Chabis* einfach *Kopf* bedeuten und es würde für die schweizerische Lehrerschaft die hochwichtige Mission erwachsen, dem Schweizervolke, insbesondere den Bewohnern der Ostschweiz, zu Gemüthe zu führen, was für eine unverzeihliche Tautologie in den Ausdrücken: Chabishäuptli, Chabiskopf oder gar der höchst unanständigen Metapher Chabisgrind liege! Möge dieses nationale Werk recht zahlreiche Förderer finden! Dies wünscht von Herzen Ihr H. Br.“

Satire nicht in der Karikirung einer närrischen Bildersprache, sondern einer verkehrten litterarischen Geschmacksrichtung (le bel esprit) zu suchen ist. — Der zweite Molière-Aufsatz (s. Herrigs Archiv 1872) widerlegt die in Livets Buche *Précieux et Précieuses* aufgestellte Behauptung, Molière habe die Sprache seiner „Précieuses" aus Somaize geschöpft, und weist nach, dass umgekehrt Somaize von Molière borgte — eine Berichtigung, die von Gaston Paris (s. Romania I, 502) lobend erwähnt wird. — In die Jahre 1873/74 fallen Breitingers Uebersetzungen des spanischen Romans *Amalia, ein Bild aus den Schreckenszeiten von Buenos Aires,* und des *Petronius* (Bruchstücke eines Sittenromans aus Neros Zeit). — Ein Aufsatz aus seiner Feder vom Jahre 1875 nimmt Victor Cherbuliez' Romane zum Vorwurf. „Letzterer", sagt Breitinger, „will nicht die Welt zu Genfern machen, sondern die Genfer zu Kindern der Welt. Trotzdem ist er ein Sohn der alten Calvinistenstadt. Er schreibt seine Dichtung wie ein Plaidoyer, um dies oder das zu beweisen. *Paule Méré* soll darthun, dass die Altgenfer einfältig und jesuitisch sind; *Meta Holdenis* soll zeigen, dass in jedem deutschen Mädchen eine sentimentale Heuchlerin steckt. Kurz, immer fühlt man Absicht und wird verstimmt; und diese Tendenz im Dichten und Phantasieren ist's, welche sozusagen die Fabrikmarke des alten Calvinismus bildet. Rambert hat nicht Unrecht, wenn er sagt, dass Cherbuliez ein besserer Dichter wäre, wenn er den Genfer ausziehen könnte."

Seine rege litterarische Thätigkeit konnte nicht umhin, unsern Freund auch in weitern Kreisen bekannt zu machen, und man wundert sich, dass so viele Jahre kein grösserer Wirkungskreis sich ihm eröffnete. Es mag sich dies daraus erklären, dass Lehrstühle für moderne Sprachen früher auf den wenigsten Universitäten bestanden,

daher von einer derartigen Berufung nicht leicht die Rede sein konnte. Dazu kommt, dass Breitinger selbst nicht von Frauenfeld wegstrebte und kein Bedürfniss empfand, die ihm liebgewordene Kantonsschule zu verlassen. Er besass keinen Ehrgeiz. „Nie habe ich“, schreibt er später von Zürich aus, „meine heutige Stellung gesucht, nie von Frauenfeld weggetrachtet, nie nach einer Auszeichnung gestrebt.“ Im Frühling 1875 endlich erging an ihn die Einladung, an der Lehramtsschule in Zürich einige Vorlesungen zu halten, und am Ende des Semesters wurde ihm die Stelle für französische Sprache am Seminar in Küsnacht, dann eine ordentliche Professur für neuere Sprachen in Bern, endlich eine solche an der Universität Zürich angetragen. Er folgte diesem letztern Rufe und trat die neu geschaffene Stelle im Frühling 1876 an. „Es wächst der Mensch mit seinen grössern Zwecken“, mit diesem Schillerschen Worte begann er seine Antrittsrede über die *Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich* [1]), und sein nun folgendes academisches Wirken

---

[1]) Die Zusendung dieser Rede beantwortete die Prinzessin Dora d'Istria wie folgt: „J'ai lu avec le plus grand intérêt le substantiel et spirituel écrit que vous avez bien voulu m'envoyer. On y trouve dans un petit nombre de pages beaucoup plus de faits que dans bien des gros volumes qui passent souvent sous mes yeux. — En lisant les curieux détails sur la peine qu'ont eue les Français, un peuple d'esprit ouvert et fort disposé, au 18e s., à s'intéresser aux nations étrangères, ainsi que le prouvent, p. ex., les ouvrages de Voltaire et de Montesquieu, on se demande quelle idée les autres nations latines se faisaient, à la même époque, de la littérature allemande. Ce serait là un sujet d'études originales pour un écrivain qui aurait votre savoir et votre sagacité. — Je me rappelle un incident de mes voyages qui jette quelque lumière sur cette question. Tandis que j'habitais les environs de Livourne, j'ai eu l'occasion de voir jouer dans cette ville une pièce, qu'on donne encore souvent en Italie: La donna e lo scettico [von Paolo Ferrari]. Le „sceptique“

beweist, wie sehr sich dieses Wort an ihm bewährte. Seine Lehrthätigkeit umfasste die französische, englische und italienische Sprache; gelegentlich, namentlich in frühern Jahren, erklärte er auch spanische Autoren. — Nun schrieb er seinen *Encyclopädischen Leitfaden zum Studium und Unterricht des Französischen*, ein für den jungen Lehrer höchst anregendes, ja fast unentbehrliches Handbuch, sowie seine *Litteraturgeschichten,* [1]) die bei kleinem Umfang ein gehaltvolles, ja geistreiches Bild der betreffenden Litteratur geben und vermöge der beigefügten Anmerkungen auch als treffliches Uebersetzungsmittel für höhere Klassen verwendbar sind. — Seine *Französischen, Italienischen* und *Englischen Briefe,* die er zum Rückübersetzen aus fremden Originalen ins Deutsche übertrug, bieten nicht nur methodische Sprachübungen, sondern viel Interessantes über das öffentliche und private Leben, Geschichte, Natur- und Kunstschönheiten der fremden Länder. Breitinger besass eine gründliche Kenntniss des einschlägigen Briefstoffes und mit glücklicher Wahl wusste er daraus den besten Nutzen zu ziehen. — Kurz, seine Schulbücher, das Werk eines feinen Scharfsinns und eines kenntnissreichen, durchdringenden Geistes, haben einen Werth, den man um-

ayant étudié „la philosophie allemande" était peint comme un homme sans jugement et sans cœur. — Le grec avait autrefois ici [in Italien] une réputation qui n'était guère meilleure, puisqu'on disait: „s'occuper de grec est agir en hérétique." — Les romans espagnols si répandus de Mme Fernan Caballero portent à croire que les idées allemandes exciteraient de l'autre côté des Pyrénées bien plus de répugnance encore que de ce côté des Alpes. . . ."

[1]) Breitingers *Studium des Italienischen* (1879) wurde schon 1880 ins Italienische übersetzt von Pietro Susani, Professor am Lyceum in Syracus *(Lo studio dell' italiano,* Siracusa). Derselbe gesteht, dass namentlich der bibliographische Theil dieses Buches für Italien ganz neu war.

sonst bei Büchern sucht, deren Verfasser sich bloss im engen Kreise der Sprachstudien bewegen. Sie sind geistreich, klar und umfassend, wie alles, was Breitinger schrieb. — Was er besonders gewissenhaft, ja mit ängstlicher Sorgfalt vorbereitete, waren seine französisch gehaltenen Litteraturstunden, die er trotz seiner Leichtigkeit für Improvisation zu lesen pflegte und erst in den letzten Jahren im Bewusstsein voller Beherrschung des Stoffes frei vortrug. Dieselben waren keine dürre Litteraturgeschichte, sondern die Geschichte des socialen Lebens der betreffenden Völker, als dessen natürliche Frucht ihre Litteratur sich darstellte. Daher die zahlreichen Anekdoten über Sitten, Politik, Staatsmänner, Redner etc. Die gewandte, mit Witz und treffenden Bildern gewürzte Form trug dazu bei, die Aufmerksamkeit seiner Hörer zu fesseln, zu denen auch Personen reifern Alters und gebildete Damen gehörten, die zur Universität hinaufstiegen, um ein frisches, sprudelndes Französisch zu hören und ihre Kenntnisse zu erweitern. Eines der Merkmale des Dahingeschiedenen war der gute Geschmack, eine wunderbare Leichtigkeit, auch den trockensten Stoff zu beleben und den gewissenhaften Ernst des Forschers mit der Freude an psychologischen Beobachtungen und Darstellungen von socialen Bildern und Scenen zu vereinigen. [1]) Den Studirenden stand er nicht bloss als Docent gegenüber, sondern erwies sich als treuer und ermuthigender Berather aller derer, die

---

[1]) „Sein reiches Wissen", schreibt einer seiner ehemaligen Schüler (Schweiz. Lehrerzeitung, März 1889), „sein glücklicher Humor, eine reiche Erfahrung im praktischen Schulleben machten ihn zur Heranbildung von Sprachlehrern in aussergewöhnlichem Masse geeignet, und alle, die seinen Unterricht genossen, werden ihm für die Fülle von Anregungen und die methodischen Winke, die er ihnen zum Lernen und Lehren gab, stets dankbar sein."

sich in ihren Studien an ihn wandten, wie er auch für ihr weiteres Fortkommen sich interessirte und manchem zu Stellungen verhalf. — Auf diese Weise erwarb sich Breitinger Anerkennung und Achtung auch unter den Docenten der Universität. So wurde er gelegentlich mit ehrenden Aufträgen betraut. Im Juli 1878 war er Delegirter unserer Hochschule an der Rousseau-Feier in Genf, wo er am Bankett im Bâtiment électoral die Genfer Universität im Namen ihrer schweizerischen Schwestern begrüsste. Im August 1882 wurde er nach Brescia abgeordnet zur Einweihung des zur Erinnerung an Arnold von Brescia daselbst errichteten Denkmals. [1])

[1]) Wir geben seine an diesem Feste gehaltene Rede wieder: „Signori! Cittadino di Zurigo e delegato dalla sua Università, porto un fraterno saluto alla città di Brescia. — Fu un bel giorno per Zurigo quello in cui Arnaldo da Brescia venne a chiedergli asilo. Da generoso italiano ci lasciò il ricco compenso della sua dottrina ed il grande esempio del suo coraggio. Il principio d' Arnaldo fu *il principio sacro della resistenza morale* che doveva generare la riforma protestante, la rivoluzione si tenace dell' Inghilterra, e quella gloriosissima del 1789. — Italiani! In oggi siete una grande e forte nazione, e, ve lo dico senza tema d' esagerare, siete oramai il paese più libero dell' Europa. — Pretendono gli invidiosi essere stata la forza degli eventi che vi ha fatti liberi. Ma quegli che vuol rammentarsi di tutti i vostri martiri che ebbero per pane l' amaro pane dell' esilio, che gemettero nelle segrete di Napoli, di Mantova, dello Spielberg, quegli dirà che la redenzione d' Italia riposa sovra una base più solida e più morale, sul principio d' Arnaldo, sul coraggio della resistenza. — Cittadini di Brescia! Voi stessi avete dato all' Italia un esempio per sempre memorando d' eroica resistenza, allorquando nelle terribili giornate del 1849 il cannone del vostro castello, che in oggi ha salutato questa bella festa del pensiero, vomitava la morte sulle vostre case, nelle vostre vie. Brescia allora si battè sino all' ultima cartuccia, sino all' ultimo bagliore della sua speranza. — Oggi due statue meravigliose formano la gloria della vostra città, quella della famosa Vittoria e quella del vostro Arnaldo.

Mit einer andern Mission hatte ihn Ende 1881 Schulpräsident Kappeler beehrt, nämlich in Italien für die von De Sanctis und Arduini bekleidete Professur der italienischen Litteratur am eidgenössischen Polytechnikum einen Nachfolger zu finden. — Von den zwei Candidaten, die er nun der Behörde empfahl, erlitt der zuerst gewählte — ohne Breitingers Schuld — ein „unmelodisches Finale“ in Fluntern, während der zweite nachher ernannte noch heute zur Freude seiner Zuhörer in dieser Stellung thätig ist.

Von weitern Publicationen Breitingers nennen wir eine 1879 bei Georg in Genf französisch erschienene Schrift *Les Unités d'Aristote.* Entgegen der gewöhnlichen Annahme, wonach die drei pseudo-aristotelischen dramatischen Einheiten (Zeit, Ort und Handlung) erst bei den Franzosen im siebzehnten Jahrhundert zur

---

Il caso le ha riunite; ma io vi scorgo un senso profondo e simbolico per l'Italia nuova. Eccolo: Vittoria eterna al principio d'Arnaldo, vittoria al coraggio della resistenza che salva i popoli ed emancipa gli spiriti. — Signor Sindaco! Signori Consiglieri di Brescia! Voi avete fatto un insigne onore alla città ed all' Università di Zurigo col vostro gentile invito e colla vostra amabile accoglienza. La città di Zurigo e la sua Università vi rispondono con un solo grido: Viva l'Italia! Viva Brescia!“

Das Denkmal trägt folgende Inschriften:

An der Westseite gegen die Stadt:

Ad Arnaldo | al Precursore, al Martire | del libero italico pensiero | Brescia sua decretava | tosto rivendicata in libertà | 1860.

An der Ostseite gegen den Corso:

Zurigo dello ospizio memore | Roma redenta e Italia madre | questo espiatorio bronzo | dai loro contributi auspicato | consacrarono | 1882.

Ausbildung kamen, wird hier nachgewiesen, dass die Italiener schon im sechzehnten Jahrhundert die Einheit, namentlich der Zeit, betonten, dass die dramatischen Dichter Spaniens und Englands beistimmten und dass in letzterm Lande die Einheit des Orts zum ersten Mal klar formulirt wurde. Erst nach der Verurtheilung des Cid (1637) folgte auch Frankreich mit dem Dogma dieser classischen Theorie, die 1674 von Boileau in die bekannten Verse gefasst wurde:

Qu'en un lieu, qu'en un jour, un seul fait accompli
Tienne jusqu'à la fin le théâtre rempli.

Diese Arbeit fand in französischen und deutschen Zeitschriften die günstigste Beurtheilung. — Denselben Erfolg hatte die im selben Jahre unter dem Titel *Aus neuern Litteraturen* veröffentlichte Sammlung früherer Studien. Sie behandeln folgende Themata: *Der Salon Rambouillet*, den wir schon erwähnten. *Eine deutsche Prinzessin am Hofe Ludwigs XIV.*, d. h. die Pfälzerin Liselotte, verheiratet an den einzigen Bruder des Königs und Ahnfrau von Ludwig Philipps Herrscherhaus. *Die Entwickelung des Realismus in der französischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts,* eine Zeichnung der Kettenglieder, die einen Roman Zolas von einer Dichtung Chateaubriands trennen. *Paul-Louis Courier*, ein Gemälde der traurigen Zustände in Frankreich von 1815 bis 1830, die Couriers Pamphleten Ohren und Herzen öffneten, und eine Charakteristik dieses Schriftstellers. *Pierre Lanfrey*, dessen wissenschaftliche Methode und strenge Wahrheitsliebe dem Chauvinismus Thiers' entgegengestellt werden. [1]) *Frau von Staël und George Sand,* eine Parallele zwischen den zwei grossen Schrift-

[1]) S. Breitinger, *Thiers als Geschichtsschreiber,* „Unsere Zeit“, 1. Juli 1877.

stellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts, beide im Kampfe mit den Anschauungen der Gesellschaft, die eine gedämmt durch die Schranken der Erziehung und des guten Tones, die andere unumschränkte Königin im Reiche der Phantasie. — Den Schluss dieser Essays bilden *De Amicis* und *Zwei sicilianische Belletristen.* Breitinger verweilt bei De Amicis' *Bozzetti della vita militare* und seinen *Pagine sparse,* welch' letztere z. B. den Florentiner Ausdruck bewundern, worin selbst der Strassenjunge der toscanischen Hauptstadt mustergültig sein kann. — Im *Lucifero* des Sicilianers Rapisardi zeigt uns Breitinger ein rhetorisches Epos, halb enthusiastisch, halb frivol, leidenschaftlich im Kampf gegen alle Religion, sowie gegen zeitgenössische Schriftsteller. Schliesslich kommen in unserem Buche zwei Novellen Vergas, *Storia di una capinera* und *Nedda* zur Besprechung, letztere mehr realistischen, erstere „so reinen Inhalts, dass das Büchlein jeder Leserin darf geboten werden.“ [1])

Zwei Studien widmete Breitinger dem italienischen Heine-Uebersetzer Bernardino Zendrini. — Ueberhaupt besprach er mit Vorliebe, besonders in spätern Jahren,

[1]) Mit Recht suchte Breitinger auf seinen italienischen Reisen mit den bedeutendsten Schriftstellern und Männern des Landes persönlich bekannt zu werden und so jenem Worte zu folgen:

Wer den Dichter will verstehen,
Muss in Dichters Lande gehen.

Daher tragen seine Studien nicht den Stempel trockener Arbeit, es belebt sie vielmehr ein warmer Hauch persönlicher Beobachtungen und Eindrücke. So kannte er in Italien De Amicis, Verga, Capuana, Rapisardi, Zendrini, Fanfani, Ghislanzoni, den Staatsmann Peruzzi etc. — Unter den Schriftstellern anderer Länder, mit denen er in Berührung kam, nennen wir Ludmilla Assing, Ebner-Eschenbach, die Prinzessin Dora d'Istria etc.

die jetzige italienische Litteratur und mit warmem Interesse begrüsste er das dort aufblühende neue Leben. Namentlich freute es ihn, in den modernsten Schriftstellern den Ausdruck der italienischen Gesellschaft, einen freien Gedankenflug und eine einfache, durchsichtige Form zu finden. Darum zog er der traditionellen eleganten Dichtkunst die leichten, frischen, dem Volksleben entnommenen Schöpfungen vor (s. Artikel über Carducci, N. Z.-Ztg., Juli 1882). Seine Aufsätze betonen anerkennend die Fülle von Talenten, die seit 1860 in Italien sich entfalteten, die Fortschritte der früher dürftigen Volkslitteratur, die Natürlichkeit und Geschmeidigkeit, welche die Sprache besonders durch die neuen socialen Verhältnisse sich aneignete, und die Wirkungen der sich in der Hauptstadt vollziehenden Verschmelzung der provinzialen Elemente. Seinem scharfen Auge entging keiner der Faktoren des neuen italienischen Lebens, und wenn heute in Deutschland die italienischen Roman- und Novellenschreiber weit verbreitet sind, so haben dazu neben ihrem eigenen Werthe wesentlich Männer wie unser Breitinger beigetragen.

Am Rousseau-Feste in Genf lernte unser Freund den Professor Marc-Monnier kennen. „Es war", sagt er, „am Vormittag des 2. Juli 1878. Die Aula der Genfer Universität war bis zum letzten Platze ihres geräumigen Parterres und ihrer Gallerien angefüllt. Ueber J.-J. Rousseau, den Helden jenes warmen Sommertages, waren bereits drei academische Vorträge ergangen und schon riefen die Kanonen von Plain-Palais die erfrischungsbedürftigen Gäste zum Riesenbankett im Bâtiment électoral; — indessen das unerbittliche Programm der Universitätsfeier hatte uns noch einen vierten Vortrag — über Rousseaus Einfluss auf Europa — zugedacht. Da trat Professor Marc-Monnier, der Mann mit der hohen Stirne und der klangvollen Metallstimme, an das Ge-

länder der Estrade, entfaltete ein Manuscript vor den Augen der erschrockenen Menge, weidete sich einen Augenblick an der allgemeinen Bestürzung und sprach: ‚Meine Damen und Herren! Betrachten Sie dieses Heft von 46 enggeschriebenen Seiten! Es ist mein Vortrag.[1]) Indessen wollen Sie sich beruhigen, ich gedenke denselben *nicht* zu lesen. Gestatten Sie mir einzig, Ihnen à toute vapeur ein Résumé davon zu geben.‘ Und nun begann eine glänzende Improvisation von etwa 9 Minuten, die uns Zuhörern den heimlichen Wunsch abnöthigte, es möchte dieser Redner der einzige gewesen sein. Man hätte sein Talent und seinen Vortrag alsdann ganz und mit aller Musse geniessen können.“ [2]) — In einem Artikel der *Gegenwart (Die neuesten Vertreter der allgemeinen Litteraturgeschichte)* fasst Breitinger die litterarischen Verdienste Marc-Monniers zusammen: „Sein 1859 erschienenes Buch *L'Italie est-elle la terre des morts?* beantwortet die herausfordernden Verse Lamartines:

> Je vais chercher ailleurs (pardonne, ombre romaine!)
> Des hommes, et non pas de la poussière romaine,

mit einer förmlichen Litteraturgeschichte Italiens in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, welche Leistung dem Verfasser die italienischen Sympathien und den Eintritt in die ‚Revue des deux mondes‘ erwarb.“ Breitinger rühmt auch seine Romane, seine mit graziöser Ironie geschriebene italienische Monatschronik der „Bibliothèque Universelle“, seine Gedichte, sowie seine Ariost- und Faust-Uebertragungen. Letztere habe darum ihren

---

[1]) Derselbe, *J.-J. Rousseau et les étrangers*, findet sich in „J.-J. Rousseau jugé par les Genevois d'aujourd'hui, conférences faites à Genève.“ Genève, Sandoz, 1879.

[2]) Siehe Körtings Zeitschrift. 1880, *Marc-Monnier über die Entwickelung der Genfer-Litteratur.*

Vorgängern den Rang abgelaufen, weil darin die Bemerkung Goethes gegenüber Eckermann beherzigt wird, dass sein Faust nur in der Sprache des XVI. Jahrhunderts den Franzosen verständlich werden könne. — Nach Marc-Monniers *Genève et ses poètes,* einer Culturgeschichte der berühmten Calvinistenstadt, nennt Breitinger dessen *Renaissance von Dante bis Luther* eine Verwebung der gleichzeitigen litterarischen Ereignisse verschiedener Länder mit reizender Darstellung. [1]) — Seinem Freunde *Rambert* widmete Breitinger eine Studie in der *Rundschau* (December 1881), worin er denselben als Litterarhistoriker, Naturmaler und Dichter vorführt.

Wie sich Marc-Monnier um die *Bibliothèque Universelle* durch seine italienische Chronik verdient machte, so unser Freund durch seine deutsche. Diese Arbeit war ihm eine der liebsten Beschäftigungen; auch verstand er es trefflich, das Interesse der Romanen für die neuen Erscheinungen im deutschen Geistesleben zu gewinnen. Die europäische Friedensliga, sagt J. V. Widmann (im „Bund“ bei Erwähnung der „Chronique allemande“) müsste eigentlich solchen Vermittlern, die mitwirken an der schönen Aufgabe, die Völker einander näher zu bringen, eine Medaille widmen. [2])

---

[1]) Marc-Monnier ermangelte nicht, diese Recensionen seines Zürcher Collegen zu verdanken, und im Januar 1883 sendet er ihm seine Faust-Uebersetzung: „vous recevrez avec ce billet mon Faust qui vous est dû — vous seul, qui avez tant de sang latin dans le cœur, comprendrez ce qu'il m'a fallu de travail pour une pareille besogne.“

[2]) Dass Tallichet, der Herausgeber dieser Revue, Breitinger zu würdigen wusste, geht aus dem Nachruf hervor, womit er ihn nach seinem Tode ehrte und dem wir Folgendes entnehmen: „Nous avons perdu un de nos plus excellents collaborateurs, M. H. Breitinger, professeur à l'Université de Zurich. Son nom n'a jamais paru dans la Revue, et cependant, depuis nombre d'années [seit Januar 1882], il lui rendait

Eine Frucht seiner Aufenthalte in Italien war ein am 11. Januar 1883 gehaltener Rathhaus-Vortrag über *Das heutige Florenz,* und wenn auch wegen eines Schwindelanfalls, mit dem der Redner während desselben zu kämpfen hatte und der schon ein Anzeichen der Krankheit war, die ihn später hinwegraffen sollte, der Genuss etwas geschmälert wurde, war doch das hier entworfene Bild nicht ohne Interesse. Besprochen wurden der fünfjährige Residenztraum in Folge Verlegung der italienischen Hauptstadt von Turin nach Florenz, die für Neubauten leichtfertig contrahirten colossalen Schulden, typisch für manche Stadtverwaltung des Auslandes, der 1870 erfolgende Umzug der Regierung nach Rom, welcher nach und nach 50,000 Bewohner folgten; die Finanznoth und der Krach von 1878, die vom Parlament gewährte Entschädigung und die Liquidation der Stadt mit 60 vom 100; das Schul- und Sanitätswesen; das Florentiner Volk und seine drei Stände: die signori, die

---

de précieux services en qualité de chroniqueur allemand. Il n'est pas facile de trouver en Allemagne un chroniqueur à la fois très au courant du mouvement intellectuel et littéraire de son pays et qui sache en communiquer la substance d'une manière réellement attrayante. Pendant longtemps nous l'avions cherché sans le trouver et avions fait nombre d'essais sans aboutir. Nous désespérions d'arriver à le trouver jamais, lorsqu'un ami [Rambert] nous conseilla de faire une tentative avec M. Breitinger. Dès le début, ce fut un vrai succès. Notre nouveau chroniqueur possédait un avantage peu commun, une culture littéraire très étendue et nullement superficielle. Il connaissait bien et goûtait les chefs-d'œuvre de la littérature anglaise; dans ses dernières années il s'était pris de passion pour la littérature italienne; surtout il avait étudié et compris la littérature française comme peu d'hommes l'ont fait, même en France, et, naturellement, il n'était pas en retard pour la littérature allemande, où il se tenait au courant de tout ce qui se passait d'important. . . .“

[Bibl. Univers., mai 1889.]

Vornehmen, deren imposante Paläste zufolge Müssiggangs und Verschwendung meist in die Hände reicher Ausländer übergegangen; die Bürger (borghesi), die Vertreter des Handels und der Industrie, der gelehrten Berufsarten und der Kunstgewerbe, und drittens die Besitzlosen, die Krämer und Handwerker, das Völklein (popolino) genannt, das gerne seine Lebensregeln, seinen Spott und seine Verachtung in Reime fasst (wovon welche mitgetheilt werden), an schlagfertigem Witz dem Parisercollegen nicht nachstehend, aber wegen seines heissen Blutes gefährlich. — Nach der Zeichnung der äussern Physiognomie der heutigen Florentiner Bevölkerung werden ihre idealen Bestrebungen angedeutet, worauf folgende Betrachtungen den Vortrag schliessen: „Wohl ist Florenz für alle Zukunft eine Provinzstadt. Wohl wünschte man seiner jungen Generation mehr Schwung und Energie, mehr Verlangen und mehr Gelegenheit, die Welt zu sehen und ihren Horizont zu erweitern; man wünschte dem Volke etwas von der Thatkraft ihrer Väter, von ihrem Sinne für Arbeit und Erwerb, für das öffentliche Leben und das Gedeihen des Ganzen; aber so wie es ist, wird Florenz auch in Zukunft die behagliche, die liebliche, die bezaubernde unter den Provinzialstädten Italiens bleiben, dem Jünger der Wissenschaft und der Kunst so theuer sein, wie dem Epicuräer, eine Stadt von Palästen, Gärten und duftenden Blumen, eine Stadt der Kunst und des Naturgenusses. In diesem Sinne wird man heute noch sagen können: Firenze sarà sempre Firenze."

Gern und wiederholt beschäftigte sich Breitinger mit unserm *Pariser-Meister,* dem bekannten Mitarbeiter Grimms. Zwischen Heinrich Breitinger und Heinrich Meister bestand eine gewisse Wahlverwandtschaft. Beide waren Landpfarrerssöhne, ohne selbst Lust zu diesem Berufe zu verspüren, beide aussergewöhnlich begabt,

beide lebhaften, unruhigen Geistes, mit Sturm- und Drangzeit in der Jugend, von rastlosem Thätigkeitstrieb, der freilich bei Meister mit grösserm Ehrgeiz sich mischte, beide Freunde und Kenner der französischen Litteratur, für deren Verständniss und Verbreitung sie arbeiteten, beide Vermittler deutschen Geistes auf romanischem Boden. — Unter den zahlreichen Freunden, die Meister sich in Paris zu gewinnen wusste, befindet sich auch *Frau von Staël*, und wie enge im Laufe der Zeit das Freundschaftsband zwischen der mehr als zwanzig Jahre jüngern Tochter Neckers und unserm Zürcher sich knüpfte, erhellt aus den zahlreichen noch ungedruckten Briefen, welche dieselbe an ihn richtete und die Breitinger am Karlstage 1889 zum Gegenstande seines letzten Vortrages machte. Da dieselben häufig des Datums entbehren, mussten sie zuerst — nicht ohne Mühe für den Bearbeiter — näher bestimmt werden. — Sie sind, sagt Breitinger, für die Biographie der berühmten Schriftstellerin von grösserm Belang als für die Litteratur. Sie beginnen meist mit einer Commission. Der gute Meister bekam mitunter vollauf zu thun. Nach ihrer Rückkehr aus England im Sommer 1793 sind es besonders die Emigranten, welche versorgt werden müssen; wo wird man am sichersten geduldet, in Zürich, Rapperswyl, Schaffhausen, Einsiedeln, Bremgarten oder Weiningen? Zu welchem Preise würde der Rittmeister Ott zum Schwert für längere Zeit Logis und Pension geben? Die Westschweiz ist nicht mehr sicher und die Berner wünschen die Emigranten los zu sein. Frau von Staël selbst möchte mit ihren Freunden Talleyrand, Narbonne und Montmorency sich in der deutschen Schweiz verstecken. — Nach dem Tode der Mutter, Mai 1794, will sie den untröstlichen Vater nach Zürich bringen, um ihn vom Sarge der Verblichenen zu trennen. — Später kommen Aufträge anderer Art. 1797 hat ihr

Goethe ein schön gebundenes Exemplar von Wilhelm Meister übersandt und Meister soll an ihrer Stelle einen Dankbrief an Goethe senden. Erst gegen 1800 fing sie ernstlich mit dem Studium des Deutschen an, bis dahin behandelte sie deutsche Dinge mit geringer Achtung. Wielands (?) Besuch in Zürich vermag sie nicht zu einer Reise dorthin zu bestimmen. — Die Invasion der Franzosen in der Schweiz von 1798 erklärt sie nicht durch den Nothschrei der Waadtländer, sondern durch die Versuchung, den Berner Schatz zu heben. — Peinliche Ungewissheit verursacht ihr die Verheiratung ihrer Tochter Albertine mit dem Herzog von Broglie „qui réunit tout excepté de la fortune.“ Ohne die Rückgabe der vom Minister Necker Ludwig XVI. geliehenen zwei Millionen ist die Heirat nicht möglich. Ludwig XVIII. erklärte sich zur Auszahlung bereit. Da kehrt plötzlich Napoleon von der Insel Elba zurück und es geht ein Jammerbrief ab von Coppet nach Zürich, die Millionen, die Heirat, alles sei verloren. [1])

Wie Meister, so war auch Frau von Staël eine jener Erscheinungen, die Breitingers Interesse in hohem Grade fesselten und nicht nur zu der schon genannten Vergleichung *(Mme de Staël und G. Sand)*, sondern auch zu seinen in der *Gegenwart* erschienenen Beiträgen *(Die Ehe der Mme de Staël* und *Quellen zu einem Leben derselben)* [2]) anregten.

Dass unser Freund auch dem Gebiete der englischen Sprache dauernde Aufmerksamkeit schenkte, bewiesen

---

[1]) „Avez-vous l'idée du guignon qui me poursuit? Quatre jours avant ma liquidation! Le mariage de ma fille, tout est perdu.“

[2]) Der letztere Aufsatz resümirt einen in Winterthur am 6. November 1887 von Breitinger gehaltenen Vortrag. Vgl. die seither vollständig erschienene *Frau von Staël* von Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden, 3 Bde.

mehrere Artikel der *Gegenwart*. In einem derselben *(Thomas Carlyle ein Nachahmer Jean Pauls?)* wird nachgewiesen, dass Carlyle in bewusster Weise Jean Pauls Pathos, üppige Gemälde und Effecthascherei sich aneignete. Eine andere Studie *(Die Bearbeiter der Victoria-Litteratur)* stellt Henry Morleys geistlosem Buche *(Of English Literature in the reign of Victoria)* die gewissenhafte und selbständige Arbeit des Amerikaners Stedman gegenüber *(Victorian Poets)* und empfiehlt eine Reihe anderer Schriftsteller als Führer durch die vielverschlungenen Pfade der heutigen englischen Litteratur.

Noch haben wir bei weitem nicht alle Aufsätze Breitingers besprochen, auch seine „Reiseeindrücke“ nicht erwähnt, die das Ergebniss seiner Ferienwanderungen waren und in denen er sein Darstellungstalent und seinen köstlichen Humor entfaltete.

Man kann sich wundern, dass Breitinger nicht die Ausarbeitung eines grössern Werkes unternahm. Seine Freunde munterten ihn dazu auf und hätten statt des blossen Essayisten lieber einen Schriftsteller im vornehmsten Sinne des Wortes in ihm gesehen. Vielleicht fehlte es Breitinger an der nöthigen Geduld, seinen Fleiss lange demselben Gegenstand zuzuwenden; er liebte in seinen Studien die Abwechslung, und die Befriedigung dieses Geschmackes fand er am besten in den zahlreichen Zeitschriften, wo seine Arbeiten stets einer bereitwilligen und lohnenden Aufnahme sicher waren. Zudem war er wohl der Ansicht, dass die heutige, mit Geschäften überhäufte prosaische Leserwelt kurze Artikel langen Büchern vorziehe. Seine Themata waren immer glücklich gewählt und interessant behandelt. Seine Diction ist angenehm und einfach, von in einander geschachtelten Sätzen, von langen Perioden keine Rede. Daneben werden wir uns bei dem internationalen Charakter seiner Studien nicht wundern, dass er zu denjenigen Schriftstellern deutscher

Sprache gehört, die vor einem Gallicismus nicht zurückschrecken, wenn derselbe zur genauern Zeichnung von Gedanken-Nuancen beiträgt. — Mild in der Beurtheilung Anderer, anerkannte er gerne auch das bescheidenste Verdienst. Nur wo halbes Wissen sich mit Dünkel paarte, übte er eine schonungslose, sarkastische Kritik.

Breitinger war und blieb trotz aller Anerkennung, die ihm zu Theil wurde, bescheiden. Wenige Monate vor seinem Tode äusserte er, er werde, falls Krankheit ihn nöthige, seine Stelle niederzulegen, sehr leicht durch jüngere Kräfte ersetzt werden können. Bei der Wahl seines Nachfolgers musste man aber von Anfang an auf die Hoffnung verzichten, einen Docenten zu finden, der, wie dies bei ihm der Fall gewesen, neben den neuern romanischen Sprachen und Litteraturen auch das Englische beherrschte.

Am öffentlichen Leben nahm er — obwohl auch hiefür nicht ohne Interesse — keinen thätigen Antheil. Er war Vorstandsmitglied der Museumsgesellschaft, wo seine Belesenheit und sein gewiegtes Urtheil bei Bücheranschaffungen gute Dienste leisteten; andern Commissionen oder Ehrenämtern aber ging er — aus Furcht seine Kräfte zu zersplittern — sorgfältig aus dem Wege.

Von seinen Freunden wurde er hoch geschätzt, nicht nur wegen seines Witzes und seiner anregenden Unterhaltung, sondern auch um seiner treuen Gesinnung willen. Seine ehemaligen Studiengenossen sagten von ihm, er sei einer der Wenigen, deren Charakter unverändert derselbe geblieben, und seine jüngern Freunde rühmten, dass er trotz der Jahre nicht alt geworden.

Seiner Familie war er ein fürsorgender Gatte und Vater, stets darauf bedacht, dieselbe bei einem unzeitigen Tode nicht ohne Existenzmittel zu lassen. Denn dass er kein hohes Alter erreichen werde, ahnte er schon lange, und bei abnehmender Gesundheit und Anzeichen

von Leberleiden steigerten sich diese Ahnungen. Im November 1888 litt er an einer Gesichtsrose, von der er sich am Schlusse des Jahres erholte.

Monatlich an einer Vereinigung alter Freunde theilnehmend, sah er in den letzten Jahren deren Reihen sich bedenklich lichten, und als am 1. Januar 1889 in der Person des Professors Theodor Hug wieder einer derselben dahinschied, bemerkte er scherzhaft, aus dieser Gesellschaft wolle er austreten, da sei man seines Lebens nicht mehr sicher, und vom Leichenbegängnisse des Freundes zurückgekehrt, äusserte er in traurigem Ernste zu den Seinigen, die Reihe des Sterbens werde nun wohl an ihn kommen. Er täuschte sich nicht, und ehe der erste Monat des Jahres 1889 zu Ende ging, wurde er von Magenblutungen befallen, welche sich vier Wochen später so heftig wiederholten, dass der Tod eintrat. (2. März.)

Sein rastloser Fleiss begleitete ihn bis auf sein Sterbelager, von dem er noch seine letzte „Chronique allemande“ dictirte, ohne sie freilich ganz zu beendigen. Welch schönes Beispiel bewundernswerther Energie, die nur im Tode die Waffen streckt!

Durch seine vielseitige und geistreiche Thätigkeit übte er in und ausser der Schule einen fördernden, gleichsam kosmopolitischen Einfluss auf unser Geistesleben; ganz besonders war er unter uns einer der scharfsinnigsten und sichersten Vermittler des Gedankens und Lebens der romanischen Völker, und wenn man in fünfzig, in hundert Jahren die Geschichte des intellectuellen Zürichs unserer Zeit niederschreibt, so wird der Name unseres Breitinger rühmend erwähnt und denjenigen seiner verdienten Ahnen zur Seite gestellt werden.

Studien.

Eugen Rambert und die Litteratur der französischen Schweiz.

1881.

I.

Weder die französische noch die deutsche Schweiz hat das Glück, eine Nationallitteratur zu besitzen; liegen doch die Quellen und die Muster beider Sprachen ausserhalb der Schweizer Grenze. Gleichwohl ist es begreiflich, wenn jene heute auf ihren Victor Cherbuliez und Eugen Rambert, diese auf ihren Gottfried Keller und Konr. Ferd. Meyer stolz ist; wenn jede das Geistesleben hüben und drüben als ein ideales Landesgut zu betrachten pflegt. Hat sich doch seit etwa hundert Jahren auf beiden Gebieten ein litterarisches Dasein entwickelt, das, wenn man es als den Ausdruck regionaler Voraussetzungen auffassen will, eine gewisse Selbständigkeit beanspruchen darf. Aus einem später anzuführenden Grunde gilt dies besonders von der französischen Schweiz, deren natürliche Mittelpunkte in Genf und Lausanne zu suchen sind. Selbstverständlich ist es wiederum Genf,

die grössere der beiden Städte, welches nicht allein eine frühere Entwickelung, sondern auch die bedeutenderen Erscheinungen aufzuweisen hat. Durch Rousseau, Frau von Staël, Sismondi, Cherbuliez, Marc-Monnier und Toepffer hat die alte Geneva der französischen Litteratur Gewalten und Kräfte zugeführt, auf welche sie ein Recht hat, stolz zu sein.

Schon im Jahre 1796 gründeten einige Genfer, durch den Verkehr mit England angeregt, eine litterarische Zeitschrift, welche unter dem Namen der „Bibliothèque britannique“ ins Leben trat, später „Bibliothèque universelle“ hiess, heute seit ihrer 1861 erfolgten Verschmelzung mit der „Revue suisse“ als „Bibliothèque universelle et Revue suisse“ zu erscheinen fortfährt. Um jene Zeit regte es sich auch im Waadtlande. Zwar hatte schon im sechzehnten Jahrhundert der waadtländische Reformator Viret als französischer Autor keine unbedeutende Rolle gespielt, die Akademie Lausanne blieb lange ein Herd belebender Studien, und später, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, beherbergte Lausanne mehr als eine Grösse der Litteratur. Hier liess Voltaire sich ab und zu in der Gesellschaft sehen, wohnte einer Aufführung seines Trauerspieles „Zaïre“ bei und schmeichelte den guten Dilettanten mit dem Lobe, sie hätten ihre Sache noch besser gemacht, als das Théâtre-Français. Ein gewisser Pastor Polier — der dunkle Ehrenmann ist längst vergessen — schrieb ebendamals aufgeklärte Artikel für die grosse Ency-

klopädie; Voltaire verfehlte nicht, dieselben mit glänzenden Complimenten zu bezahlen, unter dem stillen Vorbehalte freilich, sie mit spöttischen Randglossen an d'Alembert abgehen zu lassen. Eduard Gibbon hatte Lausanne zum bleibenden Aufenthalte sich ausersehen, nachdem einst sein bekümmerter Vater den achtzehnjährigen Proselyten des Oxforder Katholizismus hierhergeschickt, um so rasch wie möglich in den protestantischen Pferch zurückgeführt zu werden. Mademoiselle Curchod, die schöne waadtländische Predigerstochter, hatte ihm eine so ernstliche Leidenschaft eingeflösst, dass ohne den Widerstand seines aristokratischen Vaters eine Heirat erfolgt wäre. Aber Fräulein Curchod war zu Höherem bestimmt. Sie ward Gemahlin des Banquier Necker und Mutter der Frau von Staël. — In den neunziger Jahren erst verliess der bewegliche Benjamin Constant seine Vaterstadt Lausanne, um in Paris eine hervorragende, wenn auch keineswegs consequente Rolle zu spielen: „sola inconstantia constans." — Laharpe endlich, der gefeierte Schönredner des 1786 gegründeten Pariser Lycée, war sein Lebtag stolz darauf, ein Lausanner Patrizier und ein Waadtländer zu sein.

Indessen erst in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts begann in Lausanne ein locales litterarisches Leben sich zu zeigen. Im Jahre 1772 nämlich gründete Gibbons Freund, Deyverdun, eine Gesellschaft, in welcher ein junger Theologe, Namens Bridel, eines Tages die Frage behandelte: „Warum

besitzt das Waadtland keinen Dichter?“ Wenn nun die Poeten vorläufig noch fehlten, so gebrach es in Lausanne wenigstens nicht an poetischen Erzählerinnen; denn eben um jene Zeit schrieb Mme de Montolieu ihre sentimentalen Romane, und Mme de Charrière, die holländische Ehefrau eines Eingebornen, versuchte ihre Feder auf demselben Gebiete.

Philipp *Bridel,* seit 1805 Pfarrer in dem wunderschön gelegenen Montreux, bestrebte sich, die von ihm vermisste Waadtländer Poesie nun selbst aus dem Boden zu stampfen, that sich obendrein als erster Geschichtschreiber seines Ländchens auf, freilich mit weit mehr Phantasie als Kritik, und lebhafterem Parteihumor als besonnener Ruhe. Der conservative Mann lebte des Glaubens, nur die gnädigen Herren von Bern verstehen es, ein Regiment zu führen; und vergebens verschoss der gute Pfarrer seine satyrischen Pfeile auf ein demokratisches Ungethüm, das mit jedem Jahrzehnd an Umfang zu gewinnen bestimmt war. Bridels Ehrfurcht vor der vielgepriesenen „vox populi“ ist eine äusserst bedingte; denn er ruft ihr einmal zu:

> „Je te salue, auguste souveraine;
> Où le peuple est roi, la populace est reine!“

Patriotisch war Bridel allerdings in der Wahl seiner dichterischen Vorwürfe, aber seine leicht und reichlich erzeugten Verse kleideten sich so ängstlich als hartnäckig nach dem classischen Pariser Muster.

Noch hat der angerufene Genius loci diesen Erstlingen der Landesmuse kein Sondergepräge auf die Stirne gedrückt.

Bald aber taucht ein Dichter auf, den man ein waadtländisches Talent zu nennen berechtigt ist. Es ist *Juste Olivier,* 1807 auf einem Bauernhofe unweit Nyon geboren. Während seiner Studienzeit, als Lamartine und Victor Hugo sich in der Morgensonne ihres Ruhmes badeten, erringt Olivier, mit Hilfe wohlthätiger Reflexe französischer Romantik, eine akademische Dichterkrone und beschliesst in seinem Herzen, die Seele seiner heimatlichen Landschaft und die Eigenart seines Volkes dichterisch zu verklären.

„Un génie est caché dans tous ces lieux que j'aime."

So kündet Juste Olivier seine Entdeckung an, so bestimmt er seine dichterische Sendung in dem Gedichte „Le canton de Vaud" vom Jahre 1831.

Auch die Geschichte und die Sitten seiner Heimat beschäftigten Olivier. Er erforschte sie mit grosser Zähigkeit und schrieb darüber mehrere Bände, ein Gemisch von historischen Forschungen und romantischen Ueberschwänglichkeiten. Aber der schlechte Vertrieb seines im Selbstverlage erschienenen Werkes verstimmte ihn. „Ich habe sechs Jahre geopfert, um Ameisen zu malen", sagt er einmal und pflichtet Rousseau bei, wenn dieser vom Waadtlande schreibt, es sei zu schön für seine Bewohner, und solche Bewohner seien zu schlecht für die Reize einer solchen

Heimat. Olivier forscht nach grossen Thaten der Vorfahren und findet häufig nur die Aufzeichnung: „Tel jour, à telle occasion, potenter potatum est.“ Indess die Liebe zur heimatlichen Scholle gewinnt doch immer wieder die Oberhand in seiner biederen Seele. Er schreitet zu einer neuen Publication: „Etudes d'histoire nationale“. Sie enthält den Befreiungsversuch Davels, des mystischen Soldaten, und dessen Märtyrertod unter dem Richtschwerte Berns; Voltaires Besuch in Lausanne; endlich die Revolution des Waadtlandes. Ein Band lyrischer Gedichte, betitelt „Les deux voix“, — die zweite dieser Stimmen ist des Dichters dichtende Frau —, mehrte Oliviers Ruhm und die Redaction der 1838 von Lausanne und Neuchâtel gegen die allzu genferisch gewordene „Bibliothèque universelle“ gegründete „Revue suisse“ — seine Plagen.

Um diese Zeit (1835—1845) erreichte die Akademie von Lausanne durch die Vortrefflichkeit ihrer Lehrer und den idealen Schwung ihrer von den gutherzigen Träumen der dreissiger Jahre getragenen Studenten eine Bedeutung, wie sie ihr weder vorher noch nachher zu Theil geworden.

„Seit Viret, Konrad Gessner, Hotman, Theodor Beza hier gewirkt“ — so drückt sich Rambert in einer öffentlichen Vorlesung aus — „hatte unsere Akademie nie glänzendere Tage erlebt. Die erste Stelle unter den Professoren nahm *Alexander Vinet* ein, ein scharfsinniger Moralist von zartester Em-

pfindsamkeit, geistreich zugleich und tief, ein trefflicher Beurtheiler litterarischer Dinge, als Stilist bedeutend, was auch die Pariser Kritik von seiner undurchsichtigen Sprache faseln mag, in öffentlichen Fragen ausschliesslich von seiner Ueberzeugung geleitet, immer auf der Bresche, wenn die Vertheidigung seiner Lieblingsideen (Trennung von Staat und Kirche und Versöhnung von Christenthum und Philosophie im Begriffe des Sittlichen) noth that. Vinet war die Seele unserer damaligen Akademie. Seine Schriften, wie trefflich sie auch sein mögen, bleiben hinter seinem Worte zurück; denn Vinets Beredsamkeit war die echte, diejenige nämlich, die den Hörer ansteckt. Sie beruhte weniger auf dem glänzenden Worte und auf der zwingenden Logik, sie kannte die Berechnung nicht, glich vielmehr der tiefbewegten Seele, die von der Wahrheit ergriffen und erschüttert wird. Der Zuhörer theilte unwillkürlich jene innere Erregtheit, welche die Stimme des Redners durchzitterte." — Da lebte ferner *Charles Secrétan,* der feurige Docent, Verfasser der „Philosophie de la liberté", dessen ganzes Streben nach einer Versöhnung zwischen Glauben und Wissen rang, aber weder den Christen noch den Denker preiszugeben vermochte.

Ausserhalb der Akademie standen die Fortsetzer Johannes von Müllers: *Vulliemin* und *Monnard,* welcher Letztere, nachdem er kurze Zeit als Professor der französischen Litteratur an der Akademie gewirkt, an die Universität Bonn berufen ward. „Vullie-

min besonders war der akademischen Jugend theuer, in seiner Sprache so ganz Franzose, im Herzen so ganz Waadtländer.“ — Da wirkte ferner *Olivier,* der poetisch angelegte Historiker der Akademie, ein Beobachter zugleich und ein Jünger der französischen Romantik. Diesen nationalen Elementen gesellten sich noch einige fremde bei. Der jüngst verstorbene Geschäftsträger Italiens in Bern, Melegari, las damals über Staatsrecht in Lausanne, Sainte-Beuve und Mickiewicz gaben 1837 längere Gastrollen.

Auch unter den Studenten regten sich entschiedene Talente, dichterische, wie Frédéric Monneron und Henri Durand, welche beide noch auf der Universität starben, und ein kritisches von hoher Begabung, Adolph Lèbre, dem es wenigstens noch einige Jahre vergönnt war, in der „Revue des deux Mondes“ sich hervorzuthun.

Indessen dieses rege und schöne Leben besass seine Einseitigkeit, seine Kehrseite, die schliesslich den Sturm der Revolution von 1845 heraufbeschwor. Um diese zu begreifen, muss man die damaligen Gegensätze im politischen und religiösen Leben des Waadtlandes sich vergegenwärtigen. Der Waadtländer, wie jeder andere Bauer, denkt nicht, wie der brave Mann, an sich selbst zuletzt. Er geht nur auf das Nützliche aus und fasst nur das Nächste ins Auge. Im Erziehungswesen ist dieses Nächste die Volksschule. Das Ideal einer höheren Bildung wird negirt, eine Akademie, eine Universität als Luxus betrachtet

oder gar als Feind angesehen. Gericht und Schule müssen an der Thüre des Bauers liegen, von einer Hauptstadt und einer centralisirten Verwaltung will er ein für allemal nichts wissen. Er ist kein Schwärmer für Religion und Kirche; aber sein Phlegma bleibt der Landeskirche treu und will durchaus nicht, dass Einer daran rühre. Nun aber führte der Pietismus der Akademie gerade das im Schilde, wenn er die Kirche durch Befreiung vom Staatsjoche zu verjüngen strebte. Ein neuer Grund für den Bauer, die Akademie zu hassen! Alles Schlimme wurde dieser zugetraut und zugeschrieben, und Oliviers Epigramm war keine Uebertreibung, wenn er dichtete:

„De la Dôle jusqu'à Jaman,
Écoutez donc cette infamie!
Nous n'avons point eu de choux cette année.
C'est, Messieurs, c'est l'Académie!"

Nur die wirkliche Schwäche der Akademie vermochte der Bauer nicht zu entdecken. Er ahnte nicht, dass man hier zwar Sitte und Geschmack, nicht aber Methode und Wissenschaft lehre; „dass", wie Rambert treffend sagt, „alles auf dem Blumenhange der schönen Litteratur dahingleite." Der Geist der Anstalt war ein pietistischer und ein schöngeistiger; die Naturwissenschaft, die Philologie, die deutsche Philosophie spielten untergeordnete oder gar keine Rollen. Selbst Vinets geistreiche und eindringende Behandlung der Litteraturgeschichte hat sich selten mit der historischen Bedeutung eines Buches und

dessen Antheil an der Ideengeschichte beschäftigt; das Wahre, Gute und Schöne, die ethische und die ästhetische Kritik bleiben ihm die Hauptsache.

Sie kam und musste kommen, jene Februar-Revolution des Jahres 1845. Anstatt aber die Akademie auszubauen und auf die Höhe der Zeit zu führen, zerstörte die blinde Bauernrache diese Bastille des pietistischen Doctrinarismus und der aristokratischen Bildung. Die Akademie sank daher zu einer dürftigen Dressuranstalt für Brodstudien herab, und selbst das Gymnasium erlitt schwere Einbussen. Die Lehrer der Akademie demissionirten oder wurden entlassen. Vinet gab seine theologische Professur auf, nahm indessen die durch Monnards Rücktritt erledigte Litteraturstelle an, freilich um sie nach Jahresfrist wieder niederlegen zu müssen.

Olivier siedelte nach Paris über, wo er mit Hilfe Adolph Lèbres und seines intimen Freundes Sainte-Beuve sich eine litterarische Existenz zu gründen hoffte. Er täuschte sich bitter. Selbst der Einfluss solcher Freunde vermochte ihm keine bleibende Stätte in der „Revue des deux Mondes“ zu bereiten. Olivier besass weder die Beweglichkeit, noch den Schliff, noch die feine Mache, die der Pariser von einem Artikel der berühmten Revue zu erwarten gewohnt ist. Und wie sollte ein Mann, der diese Eigenschaften nicht besass, vor ihrem Redactor Buloz bestehen können, dessen Auge nur für die Pariser Schablone eingerichtet war, alles aber, was über diese

hinausging, eigensinnig verkannte? In diesem Punkte sind die Autoren der französischen Schweiz weit ungünstiger gestellt, als diejenigen der deutschen. Glücklicherweise hat Deutschland nie. wie Frankreich ein alles resorbirendes Centrum des litterarischen Lebens und Geschmackes besessen; somit konnte sich hier auch jene Einseitigkeit nicht entwickeln, die schon mit Boileau in die französische Kritik einzog. Was nun die Schweiz betrifft, so hat Deutschland von jeher so rasch als freudig ihre wahrhaft gediegenen Leistungen entgegengenommen. Es genüge, an Jeremias Gotthelf, an Gottfried Keller, an K. F. Meyer, an Heinrich Leuthold zu erinnern. Daher denn auch bei Schriftstellern der deutschen Schweiz das Gefühl einer litterarischen Zusammengehörigkeit, die mit klarem Bewusstsein ihre Fühlung mit Deutschland sucht.

Juste Olivier gelang es, *einen einzigen Artikel* in die „Revue des deux Mondes“ zu bringen; andere wurden zurückgewiesen, und der cynische Wahlspruch Buloz: „Ils reviendront, car il y a de l'argent dans la mangeoire“, schreckte ihn auf immer zurück. Er erfuhr jetzt überhaupt, was Walter Scott mit seinem warnenden Worte gemeint, dass Schreiben eine gute Krücke, aber ein schlechtes Bein sei. Dennoch hielt die Liebe zur Kunst ihn fest auf seinem Dornenpfade. Er schrieb Romane, Novellen und Gedichte, gelangte aber nie über einen bescheidenen „succès d'estime“ hinaus. Der Krieg von 1870 trieb Olivier in die Heimat, er starb, ein gebrochener Mann, 1876. Als

gefühlsinniger Sänger der heimatlichen Natur, der ab und zu mit Glück einen volksthümlichen Refrain im Dienste der Kunst zu verwerthen weiss, ist Olivier im guten Sinne des Wortes so recht ein Dichter der Provinz. Aber auch in seiner Heimat hat er nie die Massen erobert. Es fehlte ihm hierzu die gefällige, der Mittelmässigkeit zugängliche Leichtigkeit des Tons. Sein Bruder *Urbain Olivier* wusste mit geringerer Kunst und weniger Beruf ganz anderen Beifall zu ernten. Urbains Waadtländische Dorfgeschichten sind heute in der französischen, zum Theil auch in der deutschen Schweiz, verbreitet und beliebt.

Im Hinblick auf jene geringe Theilnahme seiner Landsleute dichtete Juste Olivier nachstehende wehmüthigen Zeilen, die zugleich ein Muster seiner Weise bieten mögen.

„J'ai vu quelques rameaux de l'arbre de la gloire,
Poussant avec vigueur leurs jets aventureux,
Se pencher, il est vrai, sur l'onde sans mémoire
De ce Léman vaudois que domine Montreux.
Mais un souffle inconnu rassemblait les tempêtes:
D'Arvel et de Jaman l'éclair rasa les crêtes,
Les lauriers tristement inclinèrent leurs têtes,
Et le beau lac pleure sur eux.“

II.

Als Litterarhistoriker, als Naturmaler und als Dichter hat nun Eugen Rambert Oliviers Aufgabe wieder aufgenommen und mit höherer Begabung, grösserer Klarheit, feinerem Geschmacke durchgeführt.

Rambert ist heute der waadtländische Schriftsteller par excellence. Einige orientirende Daten über seine Jugendzeit entnehme ich einem ungedruckten autobiographischen Fragmente.

„Ich wurde den sechsten April 1830 in Montreux geboren. Unsere Familie ist alt und figurirt in mittelalterlichen Urkunden als ein adeliges Geschlecht. Sie verarmte im Laufe der Jahrhunderte, so dass mein Grossvater eine Barke, mein Vater eine Schule leitete. Im Jahre 1836 zogen wir nach Lausanne, woselbst der Vater die Direction der Musterschule am Lehrerseminar übernommen hatte. Schon mit neun Jahren bezog ich das Gymnasium. Die Lust am Speculiren und am Fabuliren lockte mich bereits, und der Dämon der Kritik begann mir hie und da das Ohr zu zupfen. Ich besuchte eine Sonntagsschule, deren Lehrer eine wunderliche Art zu befehlen hatte. Er sagte nie: ‚Meine Freunde, lasst uns beten! Meine Freunde, lasst uns im Worte Gottes lesen!‘ sondern er bediente sich jedesmal der Frageform: ‚Mes amis, voulez-vous que nous priions? Mes amis, voulez-vous que nous lisions la parole de Dieu?‘ Eines Tages nun stach mich der Hafer. Was würde wohl eintreten, wenn der Sonntagsschüler einmal mit ‚Nein‘ antwortete? Gedacht, gethan. Die arglistige Frage wurde wie gewohnt vom Lehrer gestellt, und laut schallte mein sonores ‚non‘ über die Schaar der seligen Knaben hin. Himmel und Erde! Nie gab es solch ein Aergerniss in Israel! Zu meinem schweren

Leide erfuhr ich jetzt, wie die honigsüsse Insinuation des frommen Mannes eigentlich gemeint sei. Solche Erfahrungen weckten in mir das Misstrauen, die Quelle der Kritik.“

Mit dem elften Jahre stellten sich häufige Kopfschmerzen ein; drei Sommer hintereinander wurden die Studien ausgesetzt, und diese Zeit verbrachte der Knabe bei Verwandten im waadtländischen Bergdorfe Rossinières. Hier fasste er seine erste Liebe zu den Alpen; sein bester Freund war der Geisshirt der Gemeinde. Rambert hat dieser Jugendfreundschaft in seiner Novelle „Le chevrier du Praz-de-Fort“ ein poetisches Denkmal gestiftet. — „Zu diesen Unterbrechungen“, so fährt das Fragment fort, „gesellten sich später die allgemeinen Nachtheile der Revolution von 1845, welche nicht nur die Akademie, sondern auch das Gymnasium erreicht hatten. Man bestimmte mich zum Pfarrer, und ich bezog die neuerrichtete Facultät der freien Kirche, mit dem Gefühle freilich, dass die Theologie nicht mein Beruf sei.“

Im Sommer 1853 ward Rambert Licenciat der Theologie; nun aber warf er die Kutte in die Nesseln und eilte nach Paris, um hier durch angestrengte Studien für die seit Vinet nicht mehr besetzte Stelle der französischen Litteratur an der Lausanner Akademie sich vorzubereiten. Mit einer Abhandlung über Frau von Staël lief er seinen Mitbewerbern den Rang ab und ward 1855 ordentlicher Professor. Seine Antrittsrede handelte vom Rechte des Zweifels

und dessen Bedeutung für die Wissenschaft; eine Rede, welche in den frommen Kreisen der freien Kirche gegen Rambert eine Missstimmung weckte, die bald unzweideutig sich kund geben sollte.

Wenden wir uns nun der rasch sich entwickelnden litterarischen Thätigkeit Ramberts zu. Der junge Professor lieferte der „Revue suisse“ von 1857 drei längere Artikel über Calvin, deren Schluss über seinen Standpunkt keinen Zweifel lässt. „Der Name des grossen Reformators“, heisst es da, „kann unsere Bewunderung, aber nimmermehr unsere Theilnahme wecken; denn ein so harter und herzloser Mann konnte unmöglich ein ganzer Mensch und ein echter Christ sein.“

Als im Jahre darauf die Genfer „Bibliothèque universelle“ eine neue Wandlung durchgemacht und diesmal in die Hände eines Waadtländers gelangt war, trat Rambert in den Dienst dieses Freundes und hat seiner Revue (eine Unterbrechung von 1860—1866 abgerechnet) bis heute eine lange Reihe von Litteratur- und Naturstudien geliefert, die zu ihren gediegensten und gelesensten Leistungen zählen.

Noch im Jahre 1858 begann hier Rambert mit drei Artikeln über Pascal, an welche sich eine ganze Geschichte knüpfte, und welche zuerst Sainte-Beuves Aufmerksamkeit auf Rambert gelenkt haben. Diese Pascal-Affaire ist pikant genug, um hier eine Stelle zu finden.

Pascals „Pensées“ sind bekanntlich, im Sinne

ihres Verfassers, fragmentarisches Rohmaterial für den Aufbau einer Apologie des Christenthums. Schon Pascals Freunde machten den Versuch, nach den von Pascal selbst hinterlassenen Andeutungen jenes Gebäude auszuführen, und der Reiz einer solchen Reconstruction führte auch den scharfsinnigen Theologen Astié in Lausanne zur Herausgabe der „Pensées“ nach einem neuen Plane (1857). Ramberts Kritik dieses Buches war zugleich eine Kritik Pascals und lief auf das Wort Sainte-Beuves hinaus: „L'Apologie de Pascal a fait son temps.“ Gross war die Entrüstung aller frommen Genfer und Lausanner Abonnenten der „Bibliothèque universelle.“ Man drohte mit einer Massenauswanderung aller Wohlgesinnten, sofern die schuldige Revue ihren Frevel durch Eröffnung einer Polemik nicht sofort sühnte. Als Kämpe der angegriffenen Sache trat der Genfer Religionsphilosophe Ernst Naville in die Schranken. Ihm antwortete von Paris aus Edmund Schérer. „Pascals Apologie“, so drückte dieser sich aus, „ist heute null und nichtig, sie ist veraltet nach Methode und Begründung. Wie Herr Rambert es bereits ausgesprochen, bleibt von ihr nur das, was ich mit Rambert als Pascals Vorrede bezeichnen möchte, das heisst das Gemälde des Menschen. Dieses Gemälde aber ist weiter nichts als eine Moralstudie, Pascal selbst für uns nichts mehr als ein beredter Moralist.“

Neue Aufregung im orthodoxen Lager. Nun rückt Herr de Pressensé in die Schusslinie. Sainte-Beuve

(Port royal III, Anhang) nennt ihn bei diesem Anlass etwas giftig „einen liebenswürdigen, schreibseligen, unerschöpflichen Mann, glaubenseifriger als genau, pathetischer als logisch, eine Art protestantischen M. de Pontmartin, der in jedem neuen Buche den Feingehalt an Christlichkeit zu bestimmen sucht und allmonatlich das Ergebniss seiner Messungen als den sittlichen Tarif des Jahrhunderts tief ergriffen der Oeffentlichkeit überliefert."

Schérer antwortete auch diesem Gegner und den Schlussact des Handels bildete ein Revueartikel des Lausanner Professors Chavannes, der beiden Parteien Recht und Unrecht zu geben wusste.

Wenn diese Pascal-Affaire Rambert neue und bedeutende Freunde gewann, so steigerte sie begreiflicherweise anderseits den Unwillen der freikirchlichen Lausanner Kreise. Bereits betrachteten dieselben Vinets jungen Nachfolger als einen gefährlichen litterarischen Wühler, der es auf den Umsturz aller bestehenden Autoritäten abgesehen habe. Da stellte sich im rechten Augenblicke ein ehrenvoller Ruf ans schweizerische Polytechnikum in Zürich ein, dessen frische und freie Luft Rambert nicht ungern mit der dumpfen Schwüle seiner peinlich frommen Heimat vertauschte. Er siedelte 1860 nach Zürich über.

Die neue Aufgabe forderte eine energische Rückkehr in die engeren Grenzen der schönen Litteratur. Unter dem Titel: „Corneille, Racine et Molière" liess Rambert 1862 eine Schrift erscheinen, welche

einem oft behandelten Gegenstande neue Seiten abzugewinnen wusste. Ramberts Charakteristik der drei französischen Classiker sowohl als ihrer Schöpfungen ist vorwiegend eine psychologische. Die philosophische Neigung des Verfassers blieb in Frankreich nicht unbemerkt. In der Einleitung zu Molières „Misanthrope“ giebt Moland einen längeren Auszug aus Rambert und fügt bezeichnend hinzu, man fühle es seinem ganzen Buche an, dass es an der Grenze jenes Landes entstanden sei, wo die Philosophie und die Aesthetik gedeihen. Mit rückhaltsloserer Anerkennung von Ramberts selbständiger Leistung drückt sich Sainte-Beuve (Nouveaux lundis; Artikel Corneille, 1864) aus: „Diese Arbeit eines kenntnissreichen, klaren und geistvollen Kritikers verdiente bei uns grössere Beachtung, als wir ausländischen Publicationen auf diesem Gebiete zu gönnen pflegen. Leider ist es nun einmal so. Ueber uns und die Unsrigen wollen wir nur das vernehmen, was in Paris gesprochen wird und was uns schmeichelt.“

Mit dieser ersten grösseren Leistung trat Rambert in die Reihe der französischen Kritiker, und es drängt sich hier natürlich die Frage auf, welcher Form französischer Kritik die seine sich anschliesst. Denn der Formen und Arten giebt es hier wahrlich genug. Voltaires Schüler La Harpe, ein populärer Professor, wie ihn der gebildete Besucher des Lycée von 1787 nicht besser sich wünschen konnte, kennt noch keinen höheren Standpunkt als die Prüfung eines Werkes

an Boileaus und Voltaires Poetik, und die rednerische Form der Behandlung ist ihm „conditio sine qua non“ des Erfolges. In dieser Bahn verharrten die Kritiker des ersten Kaiserreiches, die Geoffroy, de Feletz, Dussault und Hoffman. Erst Villemain, dessen Professur noch bezeichnend den Titel einer „chaire de l'Éloquence française“ führte, suchte jene culturhistorische Fühlung, welche Ballanche mit der Formel „La littérature est l'expression de la société“ zu fordern gewagt. Während sodann Nisard mit echt französischer Abstractionssucht die Litteraturgeschichte seines Landes so zurecht schnitt, dass sie fast nur eine historische Illustration des alten classischen Programms zu sein schien, warf sich der von den Romantikern ausgegangene Sainte-Beuve auf die geschichtliche Seite, löste das Ganze in eine Unzahl von Individuen auf, erklärte mit feinstem Verständniss des menschlichen Treibens das Buch aus dem Wesen des Autors und dieses aus den Einflüssen seiner Gesellschaft, schuf mit einem Worte, was man in Frankreich die „critique intime et descriptive“ zu nennen pflegt. Aus Sainte-Beuves Praxis wusste Taine ein paar abstracte Formeln zu ziehen, die er mit Hinzunahme sensualistischer Momente als seine kritischen Schablonen verwendet hat. Sie haben der Unbefangenheit seines Schaffens vielleicht mehr geschadet als genützt. Schérer endlich erscheint als der Dialektiker, der am liebsten die Logik des Ideenganges und die Solidität des Gedankenbaus untersucht.

Rambert nun ist zunächst von Vinet ausgegangen, welcher die Hervorbringungen der schönen Litteratur vor allem auf ihren ästhetischen und ethisch-christlichen Gehalt zu prüfen geneigt war. Als Lehrer hat er auf Rambert zwar nicht direct gewirkt; indessen schlich der fünfzehnjährige Gymnasiast oft genug in die Vorlesungen des berühmten Mannes, und Vinets Schriften boten ihm später, was er als Hörer hatte versäumen müssen. Zugleich aber vertiefte sich Rambert in das Studium Sainte-Beuves, und als Ideal erschien ihm nun eine Verbindung der historischen Methode mit der ethischen Synthese Vinets. Von diesem scheidet ihn allerdings die religiöse Anschauung, von Sainte-Beuve das Ringen nach umfassenderen Gesichtspunkten. Man vergleiche, um dies zu prüfen, parallele Artikel bei Rambert und Sainte-Beuve, wie „Corneille“ oder „Paul et Virginie“, und der Gegensatz wird von selbst sich darstellen.

Eine Reihe essaiistischer Arbeiten übergehend, beschränke ich mich hier auf Ramberts Hauptleistungen: *die Biographieen Vinets, einiger Genfer, endlich Juste Oliviers.*

Schon bald nach Vinets Tode hatten die Verehrer dieses Mannes behufs Herausgabe seines reichhaltigen Nachlasses ein Comité bestellt, dessen Thätigkeit nach zwanzig Jahren so weit gediehen war, dass Rambert in sechs Artikeln der „Bibliothèque universelle“ von 1867 unter dem Titel „Les poésies de Vinet“ eine Skizze entwerfen konnte, die er im fol-

genden Jahre zu einem Buche erweiterte. Die Einleitung dieser Schrift ist so zu sagen eine Abhandlung für sich über den Gegensatz von Glauben und Wissen: sie enthält ein unbefangenes Bekenntniss, das durch die elegante Klarheit der Diction und durch die Gedankenfülle seines Inhaltes in der Geschichte von Ramberts Talent eine wichtige Stelle einnimmt und somit eine Beachtung verdient, die ihm unseres Wissens bisher noch nicht geworden ist.

Sieben Jahre später kehrte Rambert zu seinem Thema zurück und unternahm nun eine ausführliche Biographie Vinets, welche im Laufe zweier Jahre drei Auflagen erleben sollte. Mag auch der Name Vinets und die Verehrung seiner Schüler ihren Antheil an diesem glänzenden Erfolge beanspruchen, so bleibt doch dem Biographen das Verdienst einer kritischen Durchdringung seines ausgedehnten Materials und einer fesselnden, geschmackvollen Darstellung. Vinets Bild ist ein vollkommen klares, wie dasjenige seiner Zeit und seiner Umgebung ein durchaus historisches. Vinets theologisches Wirken, seine Rolle in der 1845 zum Abschlusse gelangten freikirchlichen Bewegung des Waadtlandes, das Gemälde der damaligen waadtländischen Zustände nehmen in diesem Buche selbstverständlich die Hauptstelle ein; indessen gelangt auch der Litterarhistoriker und der Kritiker Vinet zu seinem vollen Rechte. Als solcher ist Vinet in Frankreich nun allerdings nie in weitere Leserkreise durchgedrungen. Seine Sprache war zu originell,

sein Denken zu tief, sein Christenthum zu aufrichtig, um dort verstanden zu werden. „Vinet parlait notre langue sans parler notre langage“, sagt Paul Albert ganz treffend von ihm. Aber wenige Auserwählte und zwar von den Besten erkannten in den geistvollen Artikeln, welche Vinet von 1830—1845 dem „Semeur“ (protestantische Pariser Zeitschrift) über zeitgenössische Litteratur lieferte, den feinen Kenner und den überlegenen Denker. Sainte-Beuve und Schérer nennen ihn den scharfsinnigsten (ingénieux) französischen Kritiker; Béranger, Michelet, Hugo drückten ihm in Briefen ihre Bewunderung aus. Auch Paul Albert erklärt, er kenne keine packendere Lectüre als Vinets Bücher über die französische Litteratur (les Moralistes français, Pascal, les Poètes de Louis XIV, les Écrivains du XVIII[e] siècle, Études sur les écrivains du XIX[e] siècle). Und wie sollte dies anders sein, wenn Schérers Urtheil berechtigt ist, das als Vinets wesentliche Vorzüge „l'inépuisable abondance des idées, la finesse des aperçus, l'imprévu des expressions, le goût littéraire, l'élévation chrétienne, la sympathie universelle“ nennt, und Saint-René Taillandier (Revue des deux Mondes, 15 janvier 1864) bekennt, dass Vinet der Pariser Kritik oft zuvorgekommen sei, d. h. den Parisern das endgültige Urtheil oft vorweggenommen habe?

Ein drittes Mal kehrte Rambert zu Vinets Arbeiten zurück, als er (1878 und 1879) Vinets dreibändige Chrestomathie der französischen Litteratur zu

revidiren und zu erneuern übernahm. Auch diese Arbeit ist heute vollendet; sie hat Vinets gutes, aber nachgerade alterndes Buch zu einem besseren und modernen umgeschaffen.

Wir kommen nun zu Ramberts Arbeit über die Genfer Litteratur. In der „Bibliothèque universelle“ hatte Rambert die zeitgenössische Bewegung der französischen Litteratur zu verfolgen begonnen. Aber er überzeugte sich bald, dass um die Aufgabe durchführen zu können, ein häufiger Aufenthalt in Paris nothwendig wäre. Mit richtigem Gefühle warf er sich daher auf ein weit näher liegendes Gebiet, *die Litteratur der französischen Schweiz.* Leider ist bis heute nur die erste Serie seines Werkes (Écrivains nationaux, première série: Genève 1874) erschienen. Dieselbe behandelt sieben Genferische Schriftsteller: Rudolf Toepffer nach ungedruckten Briefen, Anton Cherbuliez, Ernst Naville, Heinrich Blanvalet, Marc-Monnier, Rudolf Rey und Victor Cherbuliez.

Die ersten drei dieser Namen vertreten das alte, die letzten vier das neue Genf.

Rudolf Toepffer wurde den Franzosen durch Sainte-Beuve vorgestellt und diese zählen ihn heute zu den wenigen Humoristen ihrer Litteratur. Rambert nun fand in Toepffers Papieren einen Brief, der so recht bekundet, mit welchem Vorurtheile die Pariser jene Erzeugnisse betrachten, die von Nazareth kommen, wäre auch ein Sainte-Beuve ihr empfehlender

Einführer. Im „Charivari“ sei, so heisst es dort, muthmasslich aus der Feder von Gustave Planche, eine Antwort auf Sainte-Beuves Artikel erschienen, worin sich folgende Stelle finde: „Seit seinem Artikel über einen gewissen Tropfer, Tapfer oder Topfer hat Sainte-Beuve mein ganzes Zutrauen eingebüsst. Dieser Tropfer scheint mir ein rechter Pedant aus der Provinz (cuistre de province) zu sein, allerhöchstens im Stande, in der Zeitung seines Departements eine Lokalchronik zusammenzustoppeln. Die Poesie des Malers Topffer ist die Sepia des Lächerlichen, das Gouache des Abgeschmackten, der leibhaftige Gemeinplatz, aufgelöst im Näpfchen der Impotenz.“ Heute lautet das Urtheil auch in Frankreich etwas anders. — Rambert entdeckte Toepffers „maîtresse qualité“, um mit Taine zu reden, in der Fähigkeit, auch das Abstracte plastisch darzustellen, auch das Farblose malen zu können. Wenn z. B. Toepffer die unruhige Zerfahrenheit der dreissiger Jahre zeichnen will, so nennt er dieselbe „un calme agité où les idées se tiennent à peine assez tranquilles pour qu'on puisse les peindre.“ Neu und interessant ist, was uns Rambert von Toepffers politischer Haltung mittheilt. Im Jahre 1841 nämlich schlug dem alten Genf die Sterbestunde und die Revolution von 1845 fand einen Leichnam vor, den sie in die Grube schaffte. Aber die grosse Vergangenheit der kleinen Republik lebte fort in den religiösen und wissenschaftlichen Ueberlieferungen ihrer Patricier, und

nicht ohne tiefen Schmerz wichen diese der einbrechenden kosmopolitischen Demokratie. Toepffers Freund, de la Rive, seit 1836 Director der „Bibliothèque universelle“, sprach damals im Verfassungsrathe die bezeichnenden Worte: „Man will aus Genf die kleinste unter den grossen Städten machen; ich wünschte, es bliebe die grösste unter den kleinen.“ Von jetzt an blieb ein zäher, wenn auch nutzloser Widerstand die einzige noch mögliche Rolle des Altgenfers. Toepffer führte sie mit der ganzen Leidenschaft des gesinnungstreuen Mannes durch.

Denselben leidenschaftlichen Antheil an den Geschicken seiner Vaterstadt nahm *Anton Cherbuliez,* dem Rambert die zweite seiner Skizzen gewidmet. Er ist der in Deutschland vielleicht mehr noch als in Frankreich bekannte Nationalökonom, welcher 1869 als Professor am schweizerischen Polytechnikum starb: Ein strammer Altgenfer von jener schroffen Logik, deren methodische Schärfe das beste Erbstück calvinistischer Disciplin ist, hat Cherbuliez die schweizerische Demokratie, wie einst Tocqueville die amerikanische, zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung gemacht, überdies bis zur Revolution von 1845 seine starren Grundsätze im Senate seiner Republik vertreten. „Sie wollen die Aristokratie!“ riefen ihm die Gegner zu. — „Ja, und die wahre“, antwortete Cherbuliez, „diejenige der Capacitäten.“ Letztere glaubte er freilich nur da finden zu können, wo Washington seine Officiere nahm: „among the

gentlemen.“ Cherbuliez’ Widersacher fürchteten die Ueberlegenheit seiner männlichen Beredsamkeit; aber sein unbeugsamer Stolz arbeitete ihnen dafür in die Hände. „Ich verachte die Popularität“, rief er einst an die Tribüne des Rathsaales hinauf, „und brächte mir Einer die Kunde, ich sei ein populärer Mann geworden, so wäre meine erste Frage, welche Gemeinheit oder welche Dummheit ich denn begangen habe.“ Und in der Vorrede seines Buches über die schweizerische Demokratie stellt er den Satz auf, nur der allgemeine Tadel und die Entrüstung von Freund nnd Feind zeuge für die Güte eines politischen Werkes.

Ein drittes Bild führt uns die religiöse Seite des alten Genferthums in der ehrwürdigen Gestalt *Ernst Navilles* vor. Wenige kannten den einsamen Denker, bis er (1860—1868) durch öffentliche Vorträge in Genf und Lausanne imposante Massenerfolge davontrug. Diese erklärt uns Rambert aus der Persönlichkeit des Redners und des Menschen; aber die Logik des Philosophen scheint ihm zu schwach, um jene Erfolge verantworten zu können.

Die nun folgenden Artikel führen uns in das neue Genf hinüber. An der Schwelle treffen wir den Dichter *Blanvalet,* der die ersten Blumen seiner Poesie am Wege nach Berlin fand, den er 1833 als lebensfroher Studio zu Fuss zurücklegte. Sein Lied von des deutschen Müllers Töchterlein ist heute noch frisch wie damals:

„Je faisais, pensant à ma mère,
Route pour l'Université,
Quand la fille de la meunière,
Surprit mon regard arrêté.
Elle était si jeune et si frêle,
Du ciel me parlait si souvent,
Que j'oubliais souvent près d'elle
Le tic-tac du moulin à vent."

Auf seiner Heimkehr findet der Student den Weg zur Mühle wieder. Ihr Tick-Tack klingt so munter wie immer, aber des Müllers Töchterlein liegt drüben im Kirchhofe. Des Dichters vielverheissende Muse hatte ein ähnliches Schicksal. Sie verschied in ihrer Jugend; denn Blanvalets spätere Gedichte zeigen keinen Fortschritt und keine männliche Entwickelung. Marc-Monnier hat Blanvalets beste Lieder gesammelt und mit jener Feinheit beurtheilt, die seinem Talente eigen ist.

Marc-Monnier selbst ist Gegenstand einer weiteren Studie unseres Buches. Genfer seiner Erziehung und seiner heutigen Stellung nach, vertritt dieser hervorragende und vielseitige Mann recht eigentlich den internationalen Charakter des heutigen Genfs. Sein Vater war Franzose, seine Mutter Genferin, er selbst ist in Florenz geboren. Sein Improvisationstalent machte ihn schon als Student zum Helden unter seinen Commilitonen. Den Lesern der „Revue des deux Mondes" ist Marc-Monnier allzusehr bekannt, um seine litterarische Individualität hier zeichnen zu müssen. Auch Rambert beschränkt sich darauf, nur

einige seiner Dichtungen zu besprechen, nämlich die satirischen „Marionnettes“ und seine unter verschiedenen Himmeln entstandenen „Poésies.“ Ueberall bekannt und überall zu Hause, bleibt der Dichter in *einem* Punkte ein echtes Kind der Seinestadt, in jener anmuthigen Leichtigkeit, welche Rambert „la grâce de l'esprit“ nennt.

In dem Artikel über *Rudolph Rey,* der sich 1866 mit einem Buche strengen Stiles über die politische Wiedergeburt Italiens einführte, bespricht Rambert eine Schrift, welche vier Jahre später den verdienten Beifall der französischen Schweiz erntete: „Genève et les rives du Léman.“ Dem anmuthigen Rahmen einer malerischen Rundreise hat der scharfsinnige Beobachter eine lebendige Schilderung von Land und Leuten jener lieblichen Seegestade, von Gegenwart und Vergangenheit ihrer Ortschaften eingefügt, besonders aber Genf und die Genfer in einer Reihe kecker Federzeichnungen charakterisirt. Mit Grund aber tadelt Rambert eine zwiefache Schattenseite dieses Buches, seine demokratische Einseitigkeit und die stellenweise auftretende Manierirtheit des Ausdrucks, die an Hugos und Gautiers Stilexperimente erinnert.

Ramberts letzte und bedeutendste Studie ist *Victor Cherbuliez,* Antons Neffen, gewidmet. Cherbuliez ist ihm der Typus des neuen, anticalvinistischen, kosmopolitischen Genfs. Seit 1860 als Schriftsteller, seit 1862 durch seine Romane in der „Revue des deux

Mondes“ bekannt, ist Cherbuliez der erste Schweizer, dem es gelang, in jener Revue eine grosse Rolle zu spielen. „Er versteht zu schreiben, während rings um ihn nur gestammelt wird.“ Die genferische Eigenart Cherbuliez’ findet Rambert in dessen Vorliebe für den Thesenroman, in jener „imagination raisonnable et raisonneuse“, welche als das Erbe der calvinistischen Disciplin betrachtet werden müsse. Demnach wäre Victor Cherbuliez zugleich ein Feind und ein Sohn jenes Altgenferthums, dessen pedantisch-steife Nüchternheit sein Roman „Paule Méré“ so geistreich und grausam verhöhnt hat.

Wenn Rambert schon in seinen Vinet-Studien die litterarische Entwickelung seiner engeren Heimat berühren musste, so bot ihm die Herausgabe der ausgewählten Werke Oliviers (zwei Bände, Lausanne 1879) eine willkommene Gelegenheit, dieselbe in ihrem Zusammenhange darzustellen. Die ausführliche, dem ersten Bande beigegebene Biographie Oliviers erzählt ein an äusseren Ereignissen armes Dichterleben, gestaltet es aber so dramatisch und so spannend, dass man einen alten Culturroman zu lesen glaubt, der uns von Lausanne nach Paris, von da zurück in die Alpenhütte führt, wo Juste Olivier seine letzten Jahre verbrachte. Fernerstehende wird namentlich der litterarische Verkehr zwischen Olivier und Sainte-Beuve interessiren. Letzterer fühlte das Bedürfniss, in Oliviers „Revue suisse“ gewisse Wahrheiten, die man in Paris nicht sagen konnte, niederzulegen,

wohl wissend, dass sie dort früher oder später würden gesucht und geholt werden. Unter dem Titel: „Chroniques parisiennes“ sind diese Beiträge auch bereits gedruckt worden (Paris 1876), aber es blieben noch ungedruckte Briefe an Olivier, aus welchen Rambert uns einige Stellen mittheilt, Stellen, deren Form an die „Cahiers de Sainte-Beuve“ und an Heines Nachlass in Prosa erinnern. In einem Artikel über Schérer hat Sainte-Beuve diesen beneidet, weil er, in der Provinz lebend, über die Pariser Litteratur sich rückhaltslos zu äussern die Freiheit habe, während er selbst niemals vergessen dürfe, dass ein von ihm am Montag hingerichteter Autor vielleicht schon Dienstag Abends in irgend einem Salon mit ihm zusammenstosse. Um so freier liess er sich dafür in Privatbriefen aus. Von Leroux schreibt er z. B. an Olivier: „Ce Leroux écrit philosophie comme un buffle qui patauge dans un marais“, und von Hugos Ruy-Blas: er gleiche einer „Omelette battue par Polyphème.“ Rambert gedenkt eine Ausgabe dieser interessanten Correspondenz, deren Erscheinen heute noch unmöglich ist, später zu veranstalten. [1])

Wenn wir Ramberts Leistungen auf dem Gebiete der Litteraturkritik [2]) und der litterarischen Biographie

[1]) Leider starb R., ehe er dieses Vorhaben ausführen konnte.

[2]) Eine interessante Arbeit über den Stand der André Chénier-Frage veröffentlichte Rambert in der „Bibliothèque universelle.“

überschauen, so können wir uns nicht des Bedauerns enthalten, dass er von jeher seine reiche Kraft zwischen mehrere Gebiete getheilt hat. Ohne diesen Umstand wäre sein Plan, eine Geschichte der französischen Litteratur während der Revolutionszeit zu schreiben, nebst manchem anderen wohl schon ausgeführt. So aber müssen wir seinem Talente dahin folgen, wo er seine „seconde vocation" zu erblicken pflegt.

III.

„Ich habe einen vielleicht zu weitgehenden Entschluss gefasst, den Entschluss, die Alpen meines Landes zu schildern", schrieb Rambert 1866 in der Vorrede seiner „Alpes suisses", ein Werk, das Ramberts Namen weit getragen hat.

Wie sich die Dinge geändert haben, seit Benvenuto Cellini die Schrecken und Gefahren der unwirthlichen Alpen beschrieb! Erst als dieser Mann der Ebene, von Walenstadt und Weesen kommend, in die Niederungen gelangt und Zürich „wie einen Edelstein" über den blauen See hinleuchten sieht, wird ihm wieder leicht ums Herz und froh zu Muthe. Noch ein paar hundert Jahre mussten über die Gletscher ziehen, bis unser Auge die erhabene Schönheit der Alpen zu entdecken vermochte. Der erste Schweizer, der sie empfand, ist Johann Jacob Scheuchzer von Zürich (1670—1733), aus dessen Schriften, wie Peppmiller in Gosches Archiv (1870) nach-

gewiesen, Schiller die landschaftlichen Momente seines Tell gezogen hat. Hallers Gedicht von den Alpen erschien im Jahre 1734. Dreissig Jahre später erschloss uns Rousseau den landschaftlichen Zauber von Vevey, von Clarens und Montreux, und die Genfer der siebziger Jahre, ein Bonnet, ein Saussure, die Gebrüder De Luc, besonders aber der unermüdliche Alpengänger Bourrit begannen ihre Wanderungen und deren Beschreibung. Bourrit ist der erste populäre Alpenmaler; dankt ihm doch Saussure 1773 ausdrücklich dafür, das Publicum auf seine wissenschaftlichen Monographien vorbereitet zu haben. Nach dem Vorgange einiger Engländer wagte Bourrit es zuerst, in die Berge von Chamounix vorzudringen, welche damals noch — bezeichnend genug für die alte Zeit — „Les montagnes maudites“ hiessen.

Bald aber wurde die so gepflanzte Lust an den Alpen zur Modesache, zunächst unter den Schülern der französischen Aufklärung, seit Byrons Childe Harold unter den Gebildeten überhaupt. In der schweizerischen Alpenlitteratur, welche immer stattlicher sich ausdehnte, trat mehr und mehr eine Theilung der Arbeit ein. Während beispielsweise Toepffer in den „Nouvelles genevoises“ und in den „Voyages en Zig-Zag“ Farbenskizzen von unvergänglicher Frische schuf, beschäftigte sich die Wissenschaft immer lebhafter mit den Geheimnissen der Gletscherwelt und ihrer Winde. Im Jahre 1862 trat der schweizerische Alpenclub ins Leben, der sich die Erforschung der

höchsten Regionen zur ernsten Aufgabe machte. Seine zahlreichen Clubhütten stehen heute dem Touristen ebenso zur Verfügung, wie die zahlreichen Itinerarien seines Jahrbuches, das bald an die zwanzig Bände zählt. Wenn auch wissenschaftliche und praktische Zwecke in diesem Jahrbuche den Vordergrund behaupten und auf mehr als einen dieser Reiseberichte Byrons Hieb auf Wordsworth' ängstliche Naturschilderung passen dürfte: „Here we go up, up and up, and here we go down, down, and there we turn round about, round about", so schliesst die schöne Sammlung das litterarische Moment durchaus nicht aus. Ich erinnere nur an Prof. Karl Meyers Aufsatz über Hallers Alpen und an die neulich erschienene, so dramatisch erzählte „Ueberwindung der Berninascharte" von Dr. Paul Güssfeldt.

Jene Theilung der Arbeit auf unserem Gebiete musste früher oder später zu Vermittlungsversuchen führen, welche die Ergebnisse der Forschung in gefälliger Form zu popularisiren sich bemühten. In Ramberts Programm ist dies nun in der That ein Hauptgedanke. Er studirt den Berg wie ein Forscher, fühlt ihn wie ein Dichter und malt ihn wie ein Künstler. „Vor allem aber soll der Berg als *malerische Wirklichkeit* betrachtet werden. Hier nun stösst man freilich auf eine Schwierigkeit. Den topographischen Einzelheiten aus dem Wege zu gehen, ist ebenso unmöglich, als dieselben jedem Leser klar zu machen. Ein bloss geschildertes Terrain sich

richtig und lebhaft vorzustellen, ist eine besondere Gabe, die Vielen abgeht. Und dennoch müssen Leser und Autor den Uebelstand in den Kauf nehmen. Denn woher kommt es, dass die Schilderungen ganz verschiedener Berge sich oft auf so bedenkliche Weise gleichen? Weil der Beschreiber es versäumte, durch ein zähes Ringen mit jener Schwierigkeit die Individualität seines Berges darzustellen.“ Rambert hat den heiklen Punkt nicht nur klar erkannt, sondern auch energisch überwunden. Seine Besteigung der Klariden und der Dent du Midi sind auch in dieser Hinsicht wahre Kraft- und Kunststücke anschaulicher Schilderung, kecker und bestimmter Zeichnung. Es ist, als ob der kühne Steiger seine gefährliche Klettertour nach der famosen Ostspitze der Dent du Midi zum zweiten Male als Naturmaler und als Stilist bestanden hätte.

Nach der malerischen Wirklichkeit beschäftigen ihn die Ergebnisse der Wissenschaft. Der Gletscherfrage hat Rambert in der „Revue des deux mondes“ einen Artikel gewidmet, welcher seither in den vierten Band der „Alpes suisses“ übergegangen ist. Die Controverse über den Föhn, die Alpenlitteratur und die Alpenpflanzen liefern die Gegenstände anderer Studien. Nach Tschudis „Thierleben in der Alpenwelt“ konnte die Fauna bei Rambert nicht mehr in den Vordergrund treten, er hat sie aber gestreift und auf seine Weise behandelt. Das „Tagebuch eines Murmelthieres“ ist eine humoristische Studie, die mehr

an die Menschen der Ebene, als an die Thiere des Berges erinnert.

Ein dritter Theil des Werkes befasst sich mit den Bewohnern des Berges, dem Jäger, dem Hirten, dem Flösser, mit jenen Menschen, welchen die Alpennatur den Stempel ihrer Einsamkeit und ihrer Kraft aufdrückt. Hier empfahl sich als Rahmen die Novelle. Mit richtigem Gefühle aber bemerkt Rambert selbst, dass er die Novelle nur als Vehikel benutzen wolle, da Erfahrung und Beobachtung, nicht Phantasie und Dichtung für den Inhalt sorgen müssten.

Eine vierte Stoffgruppe der „Alpes suisses" wird durch eine eingehende Studie über die Landsgemeinden eingeleitet. Damit sind wir bereits im Thale angelangt. „Interlaken" bietet ein Bild des Touristen- und Kurlebens; und ein weiterer Schritt führt zu den Dichtern, welche die Alpen besungen haben. Rambert beschränkt sich auf Schiller und Goethe, deren Verhältniss zu den Alpen er betrachtet. Von den Franzosen war hier in der That wenig zu berichten. Im ersten Bande (pag. 18) hatte Rambert beiläufig die Beziehungen Rousseaus und Chateaubriands zu der Alpenwelt verglichen und den Gegensatz derselben auf seine Quelle zurückgeführt. „Will man beide nach ihren Fehlern vergleichen, so herrscht zwischen Rousseau und Chateaubriand etwa der Unterschied, der den Stolz von der Eitelkeit scheidet. Nun kann man wohl seinen Stolz vergessen, aber von der Eitelkeit trennt man sich nie; Rousseau liebte die Natur

von Herzen, fand wenigstens Stunden seligen Schlummers an ihrer Brust, Chateaubriand dagegen suchte überall nur sein eigenes Bild.“ Ramberts „Alpes suisses“ bilden eine Leistung, welche in der französischen Litteratur eine grosse Lücke ausfüllt. Wie wenige französische Schriftsteller haben sich in die Betrachtung der Alpen versenkt! Chateaubriand waren sie zuwider, Frau von Staël war mit dem Menschen und der Gesellschaft allzusehr beschäftigt, um der Natur mehr als einen theilnahmslosen und zerstreuten Blick zu gönnen. Am Ufer des blauen Sees und angesichts der Savoyer Alpen sehnt sie sich nach der Strassengosse der Rue du Bac zurück. Ducis in seinen Briefen und Sénancour in seinem „Obermann“ haben die Alpenwelt lebhaft empfunden, aber beide sind so gut wie verloren für die heutigen Leser. George Sand hat jene Welt auf ihrem Wege getroffen, aber nur flüchtig gegrüsst; Lamartine hat sie im Schwalle seiner üppigen Phantasie begraben, und Mussets Genius war längst erloschen, als er die Jungfrau zu besingen versuchte. — Rambert ist in den Riss getreten, indem er diese grosse Welt mit ebenso gründlicher Kenntniss als dichterischem und künstlerischem Verständnisse malte. Eine dem Romanen nahe liegende Gefahr war, der Rhetorik in die Hände zu fallen. Die gesunde Frische der Empfindung und sein richtiger Takt lenkten Rambert von dieser Klippe ab. Seine Darstellung hält jene richtige Mitte zwischen Nüchternheit und Ueppigkeit,

die Quintilian mit dem Ausdrucke der „lactea ubertas“ bezeichnet. Eine Auswahl der „Alpes suisses“ wurde 1874 von Professor Born in Basel in deutscher Uebersetzung und in Form einer illustrirten Prachtausgabe besorgt. Sie erschien bei H. Georg unter dem Titel „Aus den Schweizerbergen, Land und Leute.“ Unter den Vorstudien einer sechsten Serie hat neuerdings „Dér blaue Strahl“ verdiente Aufmerksamkeit gefunden. In einer Grotte des Bürgenstockes am Vierwaldstätter See beobachtete nämlich Rambert jenes blaue Licht, welches die berühmte blaue Grotte von Capri färbt, welches Robert Bunsen in den Geisern von Island wiederfand und als einen Lichtreflex des chemisch reinen Wassers erklärt. Professor Victor Meyer äussert sich über Ramberts „blauen Strahl“ wie folgt.

„Wem, der diese Darlegungen Bunsens kennt, hätte sich beim Lesen der Rambertschen Studie nicht der Gedanke aufgedrängt, dass der „blaue Strahl“, den der Dichter als vom Himmel stammend auffasst, das Nämliche sei wie das, für welches der Naturforscher Bunsen einen sehr irdischen Ursprung, die natürliche blaue Farbe des reinen Wassers nachgewiesen? In der That, die Schilderungen Ramberts in ihrer einfachen Klarheit führen uns direct zu dieser Auffassung. Um sich ganz dem Genusse des blauen Strahles hingeben zu können, zwängt sich der Verfasser in eine Felsenhöhle ein und schafft sich so selbst unbewusst die physischen Bedingungen, welche

das weltberühmte Blau von Capri erzeugen. Durch das Dach der Höhle der Einwirkung des directen Himmelslichtes entzogen, empfängt das Auge des Beobachters ein Licht, welches zunächst in die Tiefe des Sees gedrungen, dann vom Grunde desselben reflectirt und endlich in die Höhen des Bürgenstockes gelangt ist, welches also den Weg durch die ganze Tiefe des Sees zweimal zurückgelegt hat, — ganz der Fall der blauen Grotte in Neapel, nur unter weniger günstigen Bedingungen."

Als Dichter im engeren Sinne des Wortes hat sich Rambert erst im reiferen Alter mitgetheilt. Die „Poésies par Eugène Rambert" erschienen 1874 in Paris. Sie zählen wenige, aber ausgesuchte Gedichte, die alle aus persönlichen Erlebnissen, aus einem äussern Anstosse des Gedankens, der Empfindung, der Stimmung herausgewachsen sind und weniger durch ein schimmerndes Colorit, als durch sinnige Einfachheit, weniger durch die concentrirte Kraft des Ausdrucks, als durch diejenige des Gedankens sich auszeichnen. So dichtet der durchgebildete Geschmack, der über den Neuern die Alten nicht vergessen hat. Die Lyrik der Empfindung und diejenige der Reflexion kreuzen sich hier aufs behaglichste. Erstere hat ihre schönsten Blüthen in den Trauerliedern über ein entrissenes Kind getrieben, während der Kern von Ramberts Gedankenlyrik in dem Proteste einer idealen Natur gegen die Roheit des Materialisten, gegen die Phrase des Demagogen, des Scheinpoeten

und des Scheinchristen zu suchen ist. Die Gedichte „Einst und Jetzt“ stellen die Vorzüge der alten Schule den Schwächen und Uebertreibungen der französischen Romantik, andere die Rechte des Gedankens dem pietistischen Pharisäerthume gegenüber. Als echtes Kind des Waadtlandes erscheint Rambert in den krystallhellen, feingeschliffenen Couplets eines längeren Gedichtes „La Suisse romande.“ Die allgemeinste Theilnahme werden aber jene Lieder finden, in welchen Rambert, sei es die Natur, sei es die Kunst, zum Vorwurfe nimmt. Zu den zartesten dieser Reihe zähle ich „Mes anges.“ Die Engel, die uns heute noch begegnen, sind die poetischen Gedanken. Sie klopfen ab und zu an unsere Thüre.

Doux messagers de poésie,
Chacun s'annonce en fredonnant
Son gai refrain, sa fantaisie
Au rhythme heureux et bien sonnant.

Mais trop souvent ma porte est close.
Il faut hélas! gagner son pain.
„Aujourd'hui je fais de la prose,
Ange du ciel, reviens demain.“

Le lendemain j'attends, j'appelle.
Tous les appels sont superflus.
Adieu refrain, chanson nouvelle!
L'ange, piqué, ne revient plus.

Als Litterarhistoriker, als Naturmaler und als Dichter nimmt Rambert in der Litteratur seines Landes eine hervorragende Stelle ein. Die Vielseitigkeit,

welche für so Viele schon verhängnissvoll geworden ist, scheint seine Kraft zu stählen und seine Lust am Schaffen zu mehren. Seine Stärke dürfte besonders in zwei Dingen liegen, in der Gabe lebendigster Schilderung, verständnissvoller Naturmalerei, und in dem sichern und feinen Geschmacke, dem Ergebnisse langer Litteraturstudien. Erstere hat seine „Alpes suisses“ zu einer Leistung von künstlerischem Gehalte, letztere seine litteraturgeschichtlichen Arbeiten zu werthvollen Vorarbeiten einer noch zu schreibenden Litteraturgeschichte der französischen Schweiz [1]) gemacht.

[1]) Wir verweisen auf die 1889 erschienenen Publicationen von Ph. Godet und V. Rossel.

Ueber die gesellschaftliche Stellung der französischen Litteraten vor der Revolution.

Unedirt.

Der alte Voltaire hat im Grunde genommen mit seinem vielgenannten Buche über das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten der geschichtlichen Wahrheit einen herzlich schlechten Dienst erwiesen; denn ihm hauptsächlich haben es die Franzosen zu danken, wenn sie länger als hundert Jahre denjenigen König, der Frankreich am meisten misshandelt hat, mit der blindesten und eigensinnigsten Bewunderung verfolgten. Regieren, ja das verstand jener Ludwig, wie man das Regieren damals trieb, d. h. Geld ausgeben, bauen, lieben, tanzen, Krieg führen, Frieden schliessen und auf der Bühne paradiren. Glücklicherweise gewann aber doch, nachdem einmal deutsche und englische Forscher den richtigen Weg gewiesen, der gesunde Menschenverstand auch in Frankreich den Sieg über eine verrottete Tradition, und der geist-

reiche Eugen Pelletan hat in seiner Volksschrift „Vom Verfalle der französischen Monarchie“ zu Voltaires Buch ein Pendant geliefert, das Niemand ein schmeichelhaftes nennen wird. Aber die Litteratur, wird man sagen, die Litteratur, die Ludwig der Vierzehnte aus dem Boden stampfte, jene grosse goldene Epoche der französischen Klassiker! Nun, wir wollen dem Kaiser lassen, was des Kaisers ist, wir wollen nicht leugnen, dass die freigebigen Spenden des allmächtigen Königs manches Talent geweckt und manche Feder geübt haben, aber auch auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte bedürfte es eines culturgeschichtlichen Supplements zu dem unendlichen Schweife bewundernder Ausrufungszeichen, mit welchen alle Handbücher der französischen Litteraturgeschichte, von Voltaires übersichtlicher Zusammenstellung bis auf Nisard, die erhabenen Verse des grossen Corneille und die pompösen Perioden des majestätischen Bossuet begleitet und commentirt haben. In der That hat der gelehrte Victor Tournel in einem anspruchslosen Büchlein, „Ueber die Rolle des Knotenstockes in der französischen Litteraturgeschichte“, einen ebenso belehrenden als unterhaltenden Beitrag zur Kenntniss jener paradiesischen Zustände geliefert, da ein Schwarm von litterarischen Hungerschluckern mit den Lieblingskatzen des grossen Cardinals (Richelieu) um dessen Gunstbezeugungen wetteiferte, jener goldenen Aera, da Frankreichs grosse Dichter, ein Racine und ein Boileau, ihre mühsam gefeilten Alexandriner zu den

Füssen ihres Jupiters niederlegten. Versuchen wir es, an der Hand der angegebenen und einiger anderen Quellen die Stellung der Litteraten in der damaligen französischen Gesellschaft zu schildern. — Die nachstehenden Erörterungen dürften manchem Manne der Feder und der Studierstube die Vergangenheit weniger beneidenswerth und die Gegenwart erträglicher erscheinen lassen.

Als gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts die barbarischen Bürger- und Religionskriege, welche das arme Frankreich so lange und so grausam zerfleischt hatten, zu ihrem Abschlusse gelangt waren, als jener schöne Tag endlich angebrochen, wo, wie unser Dichter sagt, der Soldat heimkehrt und die Hüte sich schmücken mit grünen Maien, dem letzten Raub der Fluren, — da fanden auch die Musen und Grazien wieder ein williges Ohr und ein offenes Auge. Am französischen Hofe bildete sich eine Gesellschaft, in welcher feine Frauen ihr Scepter schwangen, die Roheit zu bannen und das Schöne zu pflegen suchten. Nicht lange, so empfing auch die Sprache das Gepräge jener edlen Bestrebungen, indem das Mittelalterlich-Rohe, das Harte und Unvermittelte dem Harmonischen und dem Anmuthig-Leichten Platz zu machen begann. Dem vielverleumdeten Hôtel Rambouillet und dem Kreise seiner Précieuses gebührt unstreitig das Verdienst, jene klare, geschmackvolle und bewegliche Sprache angestrebt zu haben, welche in Pascals Briefen eine neue Aera des schriftlichen

Ausdrucks verkündet. Mochte jener Cirkel hie und da ins Affectirte und somit ins Lächerliche sich verirren, so war doch der Kern seiner Bestrebungen ein gesunder und seine Schöpfungen haben bleibende Spuren in der Sprache zurückgelassen. Vergessen wir nicht, dass die Frau v. Sévigné, deren Briefstil mit Recht als unerreichtes Muster auch heute noch bewundert wird, in der Atmosphäre der Précieuses sich entwickelt hat.

Leider war indess die eben erwähnte Gruppe des Hôtel Rambouillet fast das einzige Centrum aufrichtig gemeinter Bildungstendenzen und eines gewissen idealen Strebens; denn noch war die ritterliche Generation Heinrichs des Vierten weder erloschen noch bekehrt. Der französische Hof und die Burgen der Provinzen beherbergten einen Schwarm von hohen Herren mit klirrenden Sporen und rasselndem Degen, deren dunkles Auge unter dem breitkrämpigen Federhute von unheimlichem Feuer erglühte. Es waren die tapferen Genossen des ritterlichen Heinrich, für den Krieg geboren und im Kriege erzogen, daher wild, übermüthig, gewaltthätig, mit einem Worte unerträglich im Frieden. Bald wird allerdings dieses Volk seinen Meister finden in der Person des genialen Cardinals Richelieu; mit diesem Manne beginnt ein gewaltiger Umschwung in der gesellschaftlichen Stellung des französischen Adels: Jene mächtigen Kronvasallen, vor welchen eben noch Frankreichs Monarchen zitterten, sie müssen ihren stolzen Nacken beugen

unter das eiserne Scepter eines verschlagenen Priesters. Und was Richelieu eingeleitet, wird Ludwig der Vierzehnte vollenden; er wird den Adel seines Landes durch den Luxus, die Feste, den Spieltisch ruiniren und seine der Krone früher so gefährliche Macht auf immer vernichten.

Doch greifen wir nicht vor. Wir stehen vorläufig noch in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts unter dem dreizehnten Ludwig und seinem allgewaltigen Minister. Die Litteratur dieser Zeit hat wenig Grosses erzeugt, gleichwohl nährte sie eine zahlreiche Herde mehr oder weniger gut gefütterter Litteraten. Wohin wandten diese Musensöhne ihre Blicke, wenn sie ihr Gebet verrichteten: Unser täglich Brod gib uns heute? Eine öffentliche Meinung, ein Publicum in unserem Sinne, wir meinen eine aufgeklärte und gebildete Lesewelt vorherrschend bürgerlichen Standes, gab es damals nicht. Um die Litteratur kümmerte sich eine bescheidene Zahl vornehmer Frauen, bis zu einem gewissen Punkte auch der Höfling.

An eine Existenz aus dem Ertrage der Schriftstellerthätigkeit, an ein Honorar in unserem Sinne, an Buchhändler-Speculationen u. dgl. war also nicht zu denken. Die Protection einer hohen Dame, die Pension eines vornehmen Herrn, das waren die einzigen Mittel, dem hungrigen Magen, diesem unverschämten Tyrannen, wie der göttliche Homer ihn genannt hat, gerecht zu werden. Es waren somit

alle, oder doch weitaus die meisten Litteraten mit Leib und Seele irgend einem Herzoge, einem Marquis oder einem Grafen verpfändet. Die aus diesem Abhängigkeitsverhältniss erwachsende Stellung des Schützlings wird durch den bezeichnenden Ausdruck „domestique" hinreichend charakterisirt. Der Hauspoet wurde zum Gesinde gerechnet und in der That waren die von ihm geforderten Leistungen nicht viel mehr als Lakaiendienste. Dass jedes Quartal seiner Pension mit versificirten Episteln, mit Dedicationen voll des übertriebensten Lobes quittirt werden musste, braucht wohl kaum der Erwähnung. Gleich dem römischen Clienten machte der Litterat seinem Schutzherrn die Aufwartung in möglichst serviler Form, er durfte am Tische desselben sich satt essen, durfte oder musste an gewissen liederlichen Gesellschaften (die feinen Partien waren ihm in der Regel verschlossen) theilnehmen, um dort die entehrende Rolle eines Possenreissers und Parasiten zu spielen. Daneben war eine Hauptaufgabe dieser seiner Rolle, dem gnädigen Herrn geistreiche Einfälle, fertige Urtheile über Tagesfragen, auch die nöthigen Bonmots für das nächste Souper zuzuführen. Wenn diese unwürdige Bedientenstellung an und für sich schon den Jünger Apollos hinreichend erniedrigte, so raubte ihm sein persönliches Auftreten, seine sittliche Haltlosigkeit den letzten Rest von Achtung. In der Knechtschaft erzogen, hatten diese Leute natürlich alle Laster der Knechtschaft angenommen; sie waren

liederlich, charakterlos und feil. Die Gewandteren dieser verworfenen Bande waren selbstverständlich die Gesuchteren und nahmen keinen Anstand, einen bisherigen Patron gegen einen Mehrbietenden zu verlieren. Günstigere Verhältnisse erlaubten ihnen dann den Luxus, auch ihrerseits einen Litteraten zweiten oder dritten Ranges zu halten und die von dem eigenen Herrn erlittenen Brutalitäten in dem Genusse ähnlicher Heldenthaten zu verschmerzen. Fügen wir bei, dass dieses Loos unwürdiger Abhängigkeit sich nicht etwa auf den gewöhnlichen Schlag von Autoren beschränkte, nein, die ganze Scala der schriftstellernden Schöngeister, vom gefeierten Corneille bis zum letzten Versifex herab, war mehr oder minder dem Fluche ihrer gesellschaftlichen Stellung verfallen.

Die hohen ritterlichen Protectoren aber waren in der Regel sehr weit davon entfernt, aus Bildungsdrang oder aus Liebe zur Litteratur die Pensionirung dieses oder jenes Poeten sich aufzuerlegen. Hier spielten die Mode und die Eitelkeit eine Hauptrolle. Zwar galt ein leichter, ganz oberflächlicher Anstrich von Litteratur für eine wohlriechende Zuthat zum Nimbus des Grand-Seigneur, nur durfte dieser Anstrich bei Leibe nicht an Gründlichkeit streifen; denn eine Dosis Ignoranz war die Conditio sine qua non des echten Cavaliers; und daher war auch die vornehme Verachtung jedes gelehrten oder gründlich unterrichteten Mannes ein empfehlenswerthes Criterium. Ein alter Degen, welcher dem weissen Federbusche

seines guten Königs Heinrich durch Dick und Dünn gefolgt war, äussert eine komische Entrüstung, als er seinen Enkel beim Studium des Lateinischen ertappt: „Lateinisch! Bei meiner Seel, zu meiner Zeit hätte das Lateinische den Edelmann entehrt!" — Wenn es hie und da einem Junker einfällt, in höchsteigener Person ein paar galante Verslein zu drechseln, so war es unabweisbares Erforderniss, dass man dem Erzeugnisse seiner Inspiration eine gewisse vornehme Luft (le bel air, l'air de cour), einen gewissen Junkernparfüm anspürte. Natürlich bemühten sich die Litteraten auch ihrerseits, jenen nachlässig vornehmen Ton, so gut es gehen wollte, zu copiren, um den Professionsdichter unter dem nonchalanten Auftreten des Dilettanten zu verbergen. Ganz in diesem Sinne äussert sich Molières Pseudo-Marquis: „Ich bin eben daran, die ganze römische Geschichte in Verse zu setzen. Es ist dies allerdings unter meiner Würde, aber ich thu's den Buchhändlern zu liebe, die mir keine Ruhe lassen", und noch im Jahre 1668, also im Herzen des goldenen Zeitalters, sagt der Marquis von Villennes in der Vorrede zu seiner Uebersetzung von Ovids erotischen Gedichten: „Man wird sich wundern, dass ein Mann von meiner Geburt sich die Mühe genommen, vorliegendes Werk durchzuführen." Das erinnert an Beaumarchais' bekannte Definition des Edelmanns: „Ein Edelmann ist ein Mensch, der sich die Mühe genommen, auf die Welt zu kommen." Eine Aristokratie, deren ober-

ster Grundsatz lautet: „Die Arbeit ist eine Schande“, verdiente allerdings das Loos, das die französische Revolution ihr bereiten sollte.

Aus dem Bishergesagten geht zur Genüge hervor, dass die Litteraten jener Zeit eine verachtete Klasse waren, verachtet besonders von denjenigen, die sie bezahlten. Schildern wir jetzt das Leben dieser Leute durch einige charakteristische Einzelzüge.

Wenn der Höfling den ganzen Tag vor seinem Jupiter gezittert und geschwänzelt hatte, so musste es ihm gewissermassen Bedürfniss werden, am Abend auch seinerseits den Jupiter zu spielen und die empfangenen Fusstritte nach unten weiter zu schicken. Da war denn der Hauslitterat ein willkommener Sündenbock. War er, wie dies oft geschah, dem Seigneur geistig überlegen, so konnte man durch brutale Behandlung ihn heimbezahlen für diese Impertinenz. Und jene Brutalitäten beschränkten sich nicht etwa auf Worte, sie bestunden meistens in thätlicher Misshandlung. Der Stock war die ultima ratio des hohen gegen den niederen Adel, und in noch viel ausgedehnterem Masse diejenige des litterarischen Patrons gegen seine Protegirten. So liess ein Bruder Ludwigs des Dreizehnten einen Edelmann, der ihm, wie es scheint, zu wenig Respect erwiesen, ohne weiteres in den Kanal werfen; von Ludwig dem Vierzehnten wissen wir, dass er einst seinen Stock zum Fenster hinauswarf, um der Versuchung zu entgehen, seinen Höfling Lauzun damit zu züchtigen; ein

andermal hob er den Stock gegen einen Kammerherrn auf, ein drittes Mal hätte er ohne die Dazwischenkunft der Frau von Maintenon seinen Minister Louvois mit der Feuerzange bearbeitet. Dieses aristokratische Vorgehen fand nach unten hin gewissenhafte Nachahmung. Manche Poetenschulter musste dies erfahren.

Das Hôtel Rambouillet, jener für die damalige Welt so fein gebildete Damenkreis, der die Poeten des Tages am aufrichtigsten lobte und am wärmsten verehrte, erlaubte sich diesen gegenüber Dinge, für die sich heutzutage ein Minnesänger der eleganten Welt höchlich bedanken würde. Der gefeierte Haupthahn dieses Kreises war ein kleines, lebhaftes Männchen, der vielgenannte Voiture. In dem galant-affectirten Stile seiner Zeit schreibt dieser Salon-König an die in der Ferne weilende Prinzessin Bourbon wie folgt:

„Letzten Freitag nach dem Mittagessen wurde ich geprellt, weil es mir nicht gelungen war, meine Gebieterin bei einer gegebenen Frist zum Lachen zu bringen. Die Frau von Rambouillet dictirte mir meine Strafe. Ich mochte schreien, bitten, flehen: alles war umsonst. Ein Leintuch wurde herbeigeschafft und vier handfeste Burschen mit der Execution beauftragt. Ich kann Ihnen, hochverehrtes Fräulein, nur so viel sagen, dass meine Höhe noch von Niemandem erreicht wurde, und dass ich selbst mir niemals träumen liess, das Glück würde mich einst so hoch erheben. Ich sah Berge und Wolken und un-

bekannte Meere tief unter mir. Aber Sie dürfen mir's glauben, mein hohes Fräulein, so viele Herrlichkeiten lassen sich kaum ohne Herzensangst betrachten, wenn man voraussieht, dass man im nächsten Augenblicke wieder in die Tiefe stürzt. Was mich am meisten schreckte, war der Umstand, dass wenn ich aus meiner Höhe herabschaute, das Leintuch mir so winzig klein vorkam, dass es mich geradezu unmöglich deuchte, im Fallen den rechten Fleck zu treffen. Am meisten Genuss machte mir ein Blick in der Richtung nach Lyon; denn auf der Saone sah ich Ihr alles überstrahlendes Angesicht; — der letzte Wurf schleuderte mich unter einen Schwarm von Kranichen, die mich als einen Pygmäensohn schier bis zur Erde verfolgten. Man trug mich im Leintuche und so ermattet nach Hause, als ein schwacher Mann von einer so heftigen Uebung es nur werden kann.“ Heftig allerdings! starb doch ein Neffe des Cardinal Mazarin auf der Schule an demselben Spasse! Bemerken wir im Vorbeigehen, dass das hier geschilderte Prellen (frz. berner) in jener Zeit ein häufig vorkommender Verhöhnungsmodus der Poeten war. — Was sollen wir nun von einem Salondichter halten, der eine solche Misshandlung mit solchem Humor erzählen kann, was von einer Zeit, die mit ihren Poeten sich solche Spässe erlaubte? Und doch haben wir es hier mit dem Hôtel Rambouillet, dem Allerheiligsten der Schöngeister zu thun, und Voiture war der beneidetste seiner Lieblinge!

Angesichts solcher Thatsachen hat ein anderer Dichter, Régnier, nicht Unrecht, wenn er sagt:

„Grosse Herren, moderne Mäcene, schauen auf uns (Dichter) mit gnädigem Blick, *und wie ihren Pferden streicheln sie uns mit der Gerte die Schultern.*“

Das Bild eines mit der Peitsche geliebkosten Hausthieres bezeichnet in der That nicht übel die sociale Stellung jener Poeten; aber schwerlich würde dem Dichter einer anderen Zeit ein derartiges Bild sich empfohlen haben.

Wie leicht die streichelnde Gerte zur unbarmherzigen Vollstreckerin einer barbarischen Strafsentenz wurde, mögen einige weitere Züge bekunden. Eine hochadelige Dame schreibt an einen unbescheidenen Dichterling: „Heutzutage lebt der Dichter nicht, der Euch vergelten könnte, wohl aber leben Leute, die Euch zu behandeln im Stande sind.“ „Einen als Dichter behandeln, einem das Dichterdiplom ertheilen“, waren damals ständige, man könnte sagen technische Redensarten, die kein Dichter missverstehen konnte, so enge verschlungen waren für jene Gesellschaft die Begriffe Poesie und Ziegenhainer!

Wer die neueste von Livet besorgte Ausgabe der Geschichte der französischen Academie von Pellisson und d'Olivet durchblättert, dem fallen die weitläufigen Actenstücke betreffend den Casus des Herrn von Boissat vor allem in die Augen. Dieser Monsieur de Boissat, adelichen Geblüts, gedienter Offizier und gewandter lateinischer Verskünstler, der im Schosse der

Academie den Zunamen „l'Esprit, der Geist" führte, machte ums Jahr 1630, also etwa drei Jahre nach der Stiftung der französischen Academie durch den Cardinal Richelieu, eine Reise in die Provinz Dauphiné. An einem vom Regierungsstatthalter gegebenen Balle hatte Boissat die Gemahlin jenes hohen Beamten beleidigt und die Dame liess nach Landessitte den Academiker von ihren Lakaien durchprügeln. Gegen alles Herkommen reclamirte aber das Opfer so lange und so nachdrücklich, dass die Academie sich ihres beleidigten Bruders anzunehmen entschloss und wirklich eine Ehrenreparation zu Wege brachte. Nach dreizehnmonatlichen Unterhandlungen kam nämlich ein Schiedsspruch zu Stande, nach welchem die Vollstrecker jenes Actes der Weiberrache vor dem Herrn von Boissat kniefällig Abbitte leisten mussten, wobei diesem ein Stock in die Hand gegeben wurde, um ihn nach Gutdünken zu verwenden. Boissat hatte indess die Hochherzigkeit, den Rücken der schuldlosen Werkzeuge zu schonen.

In der zweiten Auflage von Pellissons Geschichte der Academie wurden auf Boissats ausdrücklichen Wunsch die Actenstücke dieser ganzen Affaire unterdrückt. Um so gesuchter wurden nun die Exemplare der ersten Auflage. „Ich will ein rechtes, hiess es, eins mit den Prügeln Boissats."

Weniger difficil war ein College Boissats, gleichfalls Edelmann, der Herr von Bautru. Bautrus Bosheit war so gross als sein Witz, grösser als beide

die Zahl der Hiebe, welche er empfing. Bautru machte es in solchen Fällen wie ein ausgepeitschter Hund, er schüttelte sich die Ohren und war's zufrieden, tröstete sich auch wohl durch einen schlechten Witz. Einige Zeit nach einer solchen Züchtigung begegnete ihm einer der Lakaien, welche sie vollzogen hatten, und um den Academiker zu höhnen, ahmte er dessen klägliches Gewinsel beim Empfange der Stockschläge nach: „Wahrlich", sagte Bautru höchst gelassen, „das heisse ich ein wackeres Echo, es wiederholt lange nachher." Ein andermal sah ihn die Königin mit einem Stock in der Hand und fragte ihn scherzend, ob er das Podagra habe. „Nicht doch", bemerkte Einer aus der Gesellschaft, „er trägt seinen Stock wie der heilige Laurentius seinen Rock, als Abzeichen seines Märtyrerthums!" — Eines Tages erscheint Bautru nach einer abermaligen Züchtigung im Louvre und das verlegene Schweigen der Gesellschaft bemerkend, bricht er in die Worte aus: „Nun, hält man mich denn für einen Wilden, weil ich durchs Holz gegangen bin?" — Diese Witze sind allerdings platt genug und verdienten kaum wiederholt zu werden, wären sie nicht charakteristische Belege für die Gesinnung ihres Urhebers und der ganzen von ihm vertretenen Klasse. Denn dass eine solche Gesinnung Gemeingut einer ganzen Klasse war, beweisen diejenigen Fälle, wo ein persönlich muthiger Mann im Gefühle seiner Standesmisère dem Edelmann gegenüber die Rolle des Feigen und Verzagten spielt. So

war z. B. der oben erwähnte Voiture persönlich nichts weniger als feigherzig; er hatte in mehreren Duellen seine Bravour an den Tag gelegt. Als aber einst ein Edelmann den Stock gegen ihn aufhob, da senkte Voiture kleinlaut das Haupt und in komisch weinerlichem Tone redete er den Cavalier also an: „Gnädiger und gestrenger Herr, die Partie ist ungleich. Sie sind gross und ich bin klein. Sie sind tapfer und ich bin feige. Sie wollen mich tödten, nun, ich halte mich für todt.“ Diese kläglich-komische Improvisation rettete unseren Poeten von der ihm zugedachten Demüthigung.

Wohl waren im Ganzen genommen die Männer der Studierstube gegen Thätlichkeiten besser geschützt als die in der vornehmen Welt lebenden und für die vornehme Welt schreibenden Reimkünstler, aber auch jene erreichte die Nemesis, sobald sie sich auf das Gebiet der Polemik und der Satire wagten. Die Verfasser mehrerer heute noch als Autoritäten consultirter Wörterbücher, namentlich Richelet und Furetière, mussten dies zu ihrem Schaden erfahren. Richelet, wie später Samuel Johnson in England, hat in seine Worterklärungen und Beispiele eine Menge satirischer Ausfälle sowohl allgemeiner als persönlicher Natur einfliessen lassen, soll aber dafür mehr als einmal der Rache eines misshandelten Gegners verfallen sein. Ueberhaupt war der alles Mass überschreitende Ton der damaligen litterarischen Polemik häufig genug Ursache tödtlicher Feindschaften und blutiger Händel.

Wir halten es nicht für nothwendig, noch weitere Illustrationen zur Kenntniss der socialen Stellung des Schriftstellers jener Tage aufzuführen, beschränken uns vielmehr auf die Thatsache, dass Victor Fournel mehr als achtzig Namen berühmter oder wenigstens bekannter Schriftsteller des XVII. und zum Theil noch des XVIII. Jahrhunderts anführt, die sämmtlich in thätlicher Form gezüchtigt oder verhöhnt worden sind. Und wie manchen Fusstritt, wie manchen Backenstreich, wie manchen Stockschlag mag ein gnädiges Verhängniss einer frühen Vergessenheit überliefert haben!

Wenn in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, d. h. unter Ludwig dem Vierzehnten, ein gewisser Fortschritt in den gesellschaftlichen Beziehungen der Schriftsteller, wenigstens derjenigen ersten Ranges, sich allmählig geltend macht, so erklärt sich dieses namentlich aus der schon erwähnten Umgestaltung der Beziehungen des Adels zum Throne. Es wird nicht überflüssig sein, diese Revolution nach ihren Ursachen und Wirkungen etwas näher zu schildern.

Ludwigs des Vierzehnten glänzender Hof war eine complicirte Maschine, vortrefflich eingerichtet, um den Monarchen zu verherrlichen und den Adel ökonomisch und politisch zu Grunde zu richten. Es wird uns viel von dem Decorum und den feinen Formen dieses Hofes berichtet, und in der That lässt sich nicht in Abrede stellen, dass die conventionellen

Formen des Umgangs, der Conversation und Büchersprache sich rasch verfeinerten, ja eine gewisse raffinirte Vollkommenheit erreichten. Gleichwohl darf man diesen Fortschritt nicht überschätzen. Von der Urbanität à la Louis XIV bis zur Humanität und Bildung unseres Jahrhunderts ist es noch weit. Der äussere Mensch war eben in seiner Verfeinerung dem inneren Menschen vorausgeeilt; denn die Vervollkommnung der Form ist leichter und schneller zu erreichen als die Veredlung der Gesinnung. Die nachfolgenden Thatsachen mögen diese allgemeine Bemerkung erhärten.

In dem wilden Strudel von Genüssen und Festen aller Art beherrschen den Höfling Ludwigs des Vierzehnten zwei verzehrende Passionen: der Spieltisch und die Galanterie.

Während im ganzen Lande das Spiel bei schwerer Strafe untersagt war, wurde es am Hofe zu Versailles zum allesverschlingenden Ungeheuer herangezogen. „Die Spieler sind wie von Sinnen“, heisst es in den Memoiren einer Hofdame, „der eine brüllt, der andere schlägt mit der Faust auf den Tisch, dass der Saal erdröhnt, ein dritter lästert, dass Euch die Haare zu Berge stehen. Kurz, es ist ein Grauen, alle diese Leute zu sehen.“ An einem Weihnachtsabend verlor die Herzogin von Montespan 700,000 Thaler, und die Gemahlin des Königs war bei ihrem Tode noch eine Million Franken auf Ehrenwort schuldig; ihr Gatte bezahlte gewissenhaft. Gewissenhaftigkeit war übrigens keine

Cardinaltugend der vornehmen Spieler, und das Betrügen beim Spiele, wofern es nur mit Gewandtheit geschah, galt nicht für entehrend. Mancher brüstete sich mit dieser Gewandtheit. Man hatte jenen zweideutigen Kunststücken einen technischen Ausdruck gewidmet. Was die französische Sprache heute mit dem Ausdrucke „tricher“ bezeichnet, hiess damals „piper.“ Vom Cardinal Mazarin schreibt sich das classisch gewordene Wort her: „Je corrige le hasard“ (ich helfe dem Zufalle nach). Mancher ging noch weiter und stahl, wo dies anging. Eines Abends wird der Kronprinz ins königliche Cabinet beschieden. „Ist es wahr“, redet ihn der erlauchte Vater an, „ist es wahr, dass der Herzog von Antin, dem du gestern am Spieltisch deinen Hut zu halten gabest, einen Theil von dessen Inhalt in seine Tasche schob?“ — Der Dauphin senkt schweigend das Haupt. „Ich verstehe“, war des Königs lakonische Antwort und damit schloss die Audienz. Der Herzog von Antin war Ludwigs Bastard und seine Gewandtheit wurde mit einer Intendanz belohnt. Ein anderer Höfling, der sich's hatte einfallen lassen, dem König selbst eine Summe von 500,000 Thalern mit Hülfe falscher Karten abzunehmen, kam freilich ganz anders weg. Er wurde aller seiner Hofchargen entlassen und aus Paris verbannt. Kein Wunder, wenn das Vermögen dieses Adels, das Erbe der Väter, die Grundlage früherer Macht und politischer Unabhängigkeit, nun immer mehr zusammenschmolz, wenn die entarteten Söhne der stol-

zesten Geschlechter immer ausschliesslicher auf die Spenden eines gnädigen Königs sich angewiesen sahen. Ludwig XIV. war ebenso delicat als freigebig im Schenken und wusste das Almosen unter den zartesten Formen zu verbergen. Unnöthige Vorsicht! Der Adel vom gewohnten Schlage war nichts weniger als difficil. Hatte doch der Intendant Fouquet den löblichen Brauch, als Nachtisch seiner ausgesuchten Soupers einen Sack Goldstücke auf die Tafel auszuschütten, und die Herzoge, die Marquis und die Grafen griffen so lustig und unbefangen zu, als wühlten sie in unschuldigen Haselnüssen. Durch seinen jähen Sturz hat übrigens jener nämliche Mann ein Beispiel geliefert, wie verderblich die zweite jener den Hof beherrschenden Leidenschaften, die Galanterie, dem Höflinge werden konnte. Fouquet, ein Mann in den besten Jahren, in der Fülle der Gesundheit und ein übermüthiger Liebling des Glücks, hatte sich die hohe Aufgabe gestellt, die Umarmung auch der unzugänglichsten Schönheit unter den Damen des Hofes zu kosten. Seine unerschöpflichen, mit vollen Händen gespendeten Reichthümer hatten ihm manchen Sturm erleichtert und manchen Sieg verschafft, als es ihm einfiel, die verwegene Hand nach der Maitresse seines Königs auszustrecken. Diesen hatte der Aufwand des Intendanten, der seinen eigenen zu überstrahlen drohte, schon seit geraumer Zeit mit heimlichem Groll erfüllt, und so schleuderte er nun mit einem Male den frechen Diener von der sonnigen

Höhe seines beispiellosen Glückes auf das faulende Kerkerstroh. Denn nur dem gottgleichen Ludwig sollte es gestattet sein, ungestraft jeder Lust zu fröhnen.

In der betäubenden Atmosphäre dieser durchaus sinnlichen Umgebung konnten nun wohl die Manieren, nicht aber die Sitten, wohl die Sprache, nicht aber die Gesinnung sich veredeln. Zahlreiche Thatsachen lassen sich erzählen, die den Mangel an echtem Anstand, an Zartgefühl und Humanität bekunden, der den mittelalterlichen Menschen vom modernen Menschen unterscheidet. So hat, um ein Beispiel anzuführen, die Frau von Sévigné, trotz ihrer überschwenglichen Mutterliebe, nicht das geringste Mitgefühl für das Elend des Volkes und für den Zustand ihrer Leibeigenen; sie schildert ferner eine jener Executionen, in welchen die mittelalterliche Justiz die ganze Virtuosität ihrer Barbarei entfaltete, mit einer schaudererregenden Gleichgültigkeit, und während sie Bäche von Thränen über den Tod des Verwüsters der Pfalz, des Marschalls Turenne, vergiesst, findet sie nichts als leichtfertige Scherze für die schaarenweis gehängten Bauern einer rebellischen Provinz, der medicinischen und geschlechtlichen Ungenirtheiten ihrer Briefe gar nicht zu gedenken. Diese Vorwürfe, die übrigens nicht sowohl dem Individuum als der Zeit gelten, haben in der neuesten Ausgabe von Sévignés Briefen, welche zum ersten Male das früher vielfach misshandelte Manuscript in seiner wahren Gestalt dem Publicum zur Kenntniss brachte, neue

Stützpunkte gefunden. Fügen wir bei, dass der Frau Sévigné und ihrer ganzen Zeit der Sinn für Naturschönheit zu fehlen scheint, womit gewiss die weitere Erscheinung enge zusammenhängt, dass mit wenigen und geringfügigen Ausnahmen das lyrische Element in dieser gefühlsarmen Litteratur vermisst wird.

Und dennoch war man um einen Schritt vorwärts gekommen. Dies zeigt sich unter anderem auch auf dem uns hier zunächst berührenden Gebiet, in der gesellschaftlichen Stellung des Schriftstellers. Die hervorragenden Talente stehen nicht mehr im Dienste des Adels, sondern des Königs; an die Stelle einer unerträglichen Domesticität tritt somit ein freieres und würdigeres Verhältniss. Und diese bessere Stellung erzieht nun auch bessere Menschen. An mancher Stelle seiner „Art poétique“ eifert Boileau für die Würde des Dichters, und sein Einfluss war gross genug, um vieles zu wirken. Wenn solche Ermahnungen das Ehrgefühl weckten und dadurch die persönliche Haltung manches Musensohnes an Würde gewann, so war damit freilich das Verhältniss des wehr- und rechtlosen Litteratenvolkes zur Junkertyrannei noch keineswegs geregelt. Das mussten selbst die Coryphäen der Litteratur, ein Boileau, Racine, Molière erfahren.

Dass Boileaus Satiren eine Menge von Scribenten gegen ihn aufbrachten, lässt sich schon aus deren Inhalte schliessen, und in der That haben sich noch eine Anzahl von Spottgedichten und Epigrammen erhalten, welche dem verhassten Satiriker die obli-

gaten hundert Prügel versprechen oder höhnend erzählen, wie sie bereits applicirt worden. Indessen scheint es, dass solche Drohungen den Dichter nur dann erschütterten, wenn sie von einem Wesen höherer Natur, von einem Bewohner des adligen Olymps kamen. In solchen Fällen wusste Boileau mit richtigem Tacte zur rechten Zeit noch einzulenken. Dies dürfte aus folgenden Actenstücken hervorgehen. Unter den Briefen eines Vetters der Frau von Sévigné, des Reitergenerals Bussy-Rabutin, findet sich folgendes aus der Verbannung, in welcher Bussy damals lebte, an einen in Paris wohnenden Jesuiten gerichtete Schreiben:

„Es kam hier ein Freund Boileaus vorbei. Dieser hat einem Quidam, von dem ich es selbst wieder erfuhr, die Mittheilung gemacht, es sei Boileau zu Ohren gekommen, dass ich mich über seine den holländischen Feldzug verherrlichende Epistel wegwerfend geäussert habe. Boileau wolle sich deshalb durch einen satirischen Ausfall an mir rächen. Es erscheint mir kaum glaublich, dass ein Mann wie Boileau die Thorheit haben kann, den mir schuldigen Respect zu verletzen und den Folgen eines solchen Schrittes sich aussetzen zu wollen. Da er indess durch den Erfolg seiner unbestraft gebliebenen Satiren übermüthig geworden sein dürfte, und in seiner Verblendung den Unterschied zwischen mir und den von ihm bisher angegriffenen Personen verkennen oder doch dem Wahne sich hingeben könnte, dass ihm meine Ab-

wesenheit ein Recht gebe, auch das Kühnste zu unternehmen, so halte ich es für Pflicht eines besonnenen Mannes, ihn von einem Vorhaben abzubringen, dessen Durchführung ihm grosse Schmerzen einbringen könnte. Ich würde Ihnen, mein ehrwürdiger Vater, deshalb recht verbunden sein, wofern Sie durch geeignete Schritte die Gewaltmassregeln, zu welchen derartige Frechheiten mich unfehlbar veranlassen müssten, mir ersparen wollten. Stets hegte ich besondere Achtung für das Benehmen des Grafen von Vardes, der in einem ganz ähnlichen Falle den Schuldigen um die Nase verkürzte. Ich stehe jenem Grafen an Schlauheit nicht nach und meine Verbannung hat mich etwas reizbarer gemacht, als wenn ich noch an der Spitze der französischen Cavallerie wäre."

Boileau scheint diese peremtorische Logik vollkommen verstanden zu haben, denn ein anderer Freund Bussys, der Graf von Limoges, schreibt schon vierzehn Tage später an diesen wie folgt:

„Gleich nach Empfang Ihres Briefes habe ich Boileau aufgesucht. Dieser dankte mir aufs verbindlichste für den ihm ertheilten Rath und trug mir auf, Ihnen zu melden, er sei Ihr ergebenster, unterthänigster Diener, sei es stets gewesen und werde es auch in Zukunft bleiben; und hätten Sie auch das Aergste über ihn gesagt (pis que pendre), so sei er zu besonnen und zu wohldenkend, um nicht fortzufahren, Ihnen alle Achtung zu erweisen, zu vernünftig, um je etwas gegen Sie zu schreiben. Beim Weggehen

bemerkte er, dass er Ihnen gerne etwas Angenehmes schreiben wollte, wüsste er zum voraus, dass seine Zeilen eine gütige Aufnahme fänden; denn um die Ehre Ihrer Wohlgewogenheit zu sichern, würde er stets zu jedem ersten Schritt bereit sein."

Dies geschah denn auch; Boileau schrieb an Bussy und Bussy antwortete in verbindlichem Tone und damit hatte die Affaire einen für beide Theile befriedigenden Abschluss erhalten. Die mitgetheilten Briefe sind für unsere Frage vielsagende Actenstücke. Wir haben hier eine Wiederholung des oben angeführten komisch-servilen Stossseufzers: „Sie sind gross und ich bin klein; wenn Sie mich umbringen wollen, nun, so halte ich mich für todt." Allerdings, und dies beweist eben den Fortschritt, haben wir es hier mit einer würdigeren Form zu thun. Das Gesagte soll indess keineswegs einen Vorwurf gegen Boileaus persönlichen Charakter enthalten. Nach unserem Dafürhalten zog sich der Dichter so gut aus der Sache, als unter so misslichen Verhältnissen ein kluger Mann es thun kann. Wir könnten noch andere Begegnisse erzählen, bei denen Boileau, theils allein, theils in Gemeinschaft mit Racine, nur durch den Schutz eines Mächtigen der Rache eines Mindermächtigen sich entziehen konnte. In einer noch schlimmeren Lage als Boileau und Racine befand sich Molière, der als Dichter und Schauspieler doppelt ausgesetzt war; denn wenn es eine Klasse von Leuten gab, die noch wegwerfender und roher behandelt wurde, als die-

jenige der Litteraten, so waren es die Schauspieler. Der Schauspieler jener Zeit war verachtet von der Welt und verflucht von der Kirche. Wenn er ein ganzes Leben lang die Fusstritte und Ohrfeigen seiner aristokratischen Zuschauer geduldig hingenommen und den bittern Kelch seines verworfenen Looses bis auf die Hefe geleert hatte, so versagten ihm häufig eine aufgehetzte Menge und fanatische Pfaffen die letzte Ruhe in geweihter Erde. Man denke an die Bestattung Molières, dessen Sarg die Protection seines Königs vor den Insulten eines rohen Pöbelhaufens, wie es scheint, nicht schützen konnte oder wollte. Und welche Tyrannen hatte der Schauspieler an seinen Zuschauern, an seinen Gönnern? Das geringste Vergehen, die leiseste Widerspenstigkeit gegenüber dem launenhaften Willen seines Publicums musste er durch die Schmach einer öffentlichen Abbitte in kriechendster Form wieder gut machen, und je beliebter er war, um so unbarmherziger wurde er in solchen Fällen behandelt. Es erscheint daher ganz begreiflich, wenn ein zur Abbitte verurtheilter Schauspieler seine Rede mit den Worten beginnt: „Noch nie habe ich die Verworfenheit meines Standes tiefer gefühlt als heute.“ Ein anderer, Dancourt, welcher nicht nur ein tüchtiger Schauspieler, sondern auch ein geistvoller Dichter war, hatte den Grafen v. Limoges bei mehreren Gelegenheiten an Witz überflügelt. „Wenn du“, so redete ihn der Graf bei der nächsten Gesellschaft an, „wenn du bis zum Ende des Soupers mehr

Geist und Witz hast, als ich, so sollst du deine hundert Hiebe wohlgezählt empfangen.“ Derselbe Mann, obgleich nichts weniger als eine Memme, war in Folge seines Standes dazu verurtheilt, mitten im Spiele, auf offener Bühne und vor den Augen eines vollen Hauses von einem betrunkenen Marquis geduldig sich beohrfeigen zu lassen. Molière, der beliebteste, geistreichste und edelste Vertreter seiner Classe, theilte im Leben und Sterben das elende Loos seiner Standesgenossen. In einem seiner weniger gelesenen Lustspiele hatte Molière einen Marquis, natürlich ohne ihn mit Namen zu nennen, zum Gegenstande seiner Ironie gemacht. Alle Welt verstand seine Anspielungen, der Angegriffene zuerst. Er beschloss Rache zu nehmen und rächte sich denn auch in einer für die Zeit charakteristischen Weise. Molière trifft den Marquis in einer Gesellschaft. Der Marquis eilt ihm mit offenen Armen entgegen, und wie Molière diese überraschende Artigkeit mit tiefer Verbeugung zu erwidern sich anschickt, fasst der verkappte Gegner des Poeten schuldbeladenes Haupt in beide Arme und reibt es so lange an den Knöpfen, Haken und Nadeln seines reichbetressten Kleides, bis es dem Dichter gelingt, sein bluttriefendes Gesicht der verrätherischen Umarmung zu entziehen.

Wenn, wie ich oben sagte, Boileau aus dem Grimme seiner Mitpoeten sich wenig machte, so geschah es nur deshalb, weil sie ausser Stande waren, ihren Drohungen Nachdruck zu geben. Dies war in-

dess nicht immer der Fall. Manche Litteraten wurden durch ihre Verbindungen mächtig und dann verfehlten sie nicht, ihre Macht gegen den Gegner ins Feld zu führen. Denn die litterarische Polemik war den Traditionen früherer Jahrhunderte treu geblieben: sie war ganz persönlicher Natur, wurde in der rohesten Form geführt und fand gar häufig ihren Abschluss in einem Acte der Gewalt. Dass der Litterat bei solchen Anlässen den Arm seiner Protectoren in Bewegung zu setzen suchte, versteht sich von selbst; mehr als ein origineller Zug wird uns in dieser Richtung überliefert. So z. B. weiss ein gegeisselter Reimschmied seinen Freund und Bewunderer, einen Gardenhauptmann, dahin zu bringen, das Haus seines Recensenten mit Einquartierung zu belegen; ein anderer lässt seinen Gegner im Bett überfallen und durchprügeln, und alles das im goldenen Zeitalter der französischen Litteratur!

Man darf sich in der That fragen, ob eine Epoche, in welcher ein Prince de Conti in einer Aufwallung des Zorns seinem Protegirten einen solchen Schlag an die Schläfen versetzt, dass der Getroffene bald darauf stirbt, wo der Graf v. Vardes einem Satiriker die Nase abschneiden lässt (1651), wo zwei andere Poeten durch einen blossen Spass ihrer edlen Patrone ums Leben kommen (dem einen dieser Unglücklichen wurde spanischer Tabak in den Wein geworfen), wo die Herzogin von Bourbon ihren Hauspoeten beohrfeigt und ihm ein Glas Wasser ins Gesicht schüttet,

weil er sie ungeschickt besungen hatte, — ob eine solche Epoche mit Recht eine goldene genannt werden darf. Denn eine Zeit, die eine so stolze Bezeichnung beanspruchen will, sollte nicht nur bleibende Erzeugnisse des Geistes, sondern auch Bildungszustände aufweisen können, die jener würdig sind.

Selbst das achtzehnte Jahrhundert hat trotz der steigenden Aufklärung der Person des Schriftstellers jenen Schutz und jene Achtung noch nicht erwiesen, deren Genuss, unter selbstverständlichen Voraussetzungen, ihm heute zu theil wird. Auch diese Errungenschaft ist eine Frucht der Revolution, jener umgestaltenden Macht, die dem Unterdrückten seine Rechte und seine Würde zurückgab und die Privilegien der Geburt durch die Vorrechte der Bildung und des Verdienstes ersetzte.

Heinrich Meister,
der Mitarbeiter Melchior Grimms.

1885.

I.

In seiner stattlichen Ausgabe der „Correspondance littéraire“ von Grimm, Diderot, Raynal und Meister (Paris, Garnier 1876 ff.) hat Herr Maurice Tourneux sein Befremden darüber geäussert, dass kein Züricher seinem Mitbürger Heinrich Meister ein biographisches Denkmal gewidmet habe. In der That ist Meisters Nachlass zu lange vernachlässigt worden. Meister starb in Zürich im November 1826, die Handexemplare seiner gedruckten Schriften wanderten auf die dortige Stadtbibliothek, seine kleine Büchersammlung mit seinen Papieren fiel seinem Erben Professor Hess in Genf zu; nach dessen 1847 erfolgtem Tode gelangte dieser Nachlass in die Hände der Familie Reinhart-Hess in Winterthur, woselbst er sich noch heute befindet. Im Jahre 1857, nach meiner Rückkehr aus Paris, wandte ich mich an diese Familie

mit dem Gesuche, die Meister-Papiere benützen zu dürfen. Es wurde mir damals nicht entsprochen, da man vorerst selbst den Inhalt derselben prüfen müsse. Erst vor einem Jahre wurden sie mir zugänglich, nachdem, wie ich vernehme, eine Anzahl Briefe durch den Eifer einer frommen Dame dem Feuer übergeben worden, andere Stücke sonst verloren gegangen sind. Unter dem noch Erhaltenen sind einige Aufzeichnungen Meisters aus seinen letzten Jahren und eine Anzahl Briefe des Jünglings aus Genf wohl das Wichtigste. Dagegen suchte ich umsonst nach den Briefen, die Meister aus Paris an seinen Vater oder an seine Freunde gerichtet haben muss. Somit kann der noch vorhandene Nachlass für die Litteraturgeschichte nicht eben als bedeutend bezeichnet werden. Wohl aber lässt sich aus dem in Zürich und Winterthur noch vorhandenen Material eine Biographie zusammenstellen, welche die von Maurice Tourneux gesammelten Daten bedeutend vermehrt und durch Meisters Jugendgeschichte erweitert. Dies bezwecken nun die folgenden Blätter.

Vor und nach dem Jahre 1700 wirkte zu Stein am Rhein ein Pfarrer Meister von Zürich. Bei seinem verhältnissmässig früh erfolgten Tode hinterliess dieser Mann eine zahlreiche und unbemittelte Familie. Zwei seiner Söhne studirten Theologie in ihrer Vaterstadt, der eine ward Pfarrer in Neftenbach bei Winterthur, der andere wirkte lange Jahre als französischer Prediger an den Hugenottengemeinden in Bayreuth,

Schwabach, Bückeburg und Erlangen, kehrte endlich im Jahre 1757 in seine schweizerische Heimat zurück und verblieb bis zu seinem Tode (1781) als Pfarrer in Küsnacht am Zürichersee. *Jakob Heinrich Meister,* dem diese Blätter gewidmet sind, war Sohn des Pfarrers von Küsnacht, der in Deutschland bekanntere Leonhard Meister Sohn des Pfarrers von Neftenbach.

In einem autobiographischen Fragmente, von dem sich leider nur wenige Blätter erhalten haben, erzählt uns Meister, er sei am 6. August 1744 zu Bückeburg in Westfalen, der Residenz des Fürsten von Schaumburg-Lippe, zur Welt gekommen, seine Mutter — sie war eine Malherbe aus Loudun in der Touraine — sei Französin, seine Amme eine robuste Westfalin gewesen. Auf dem Titel eines Stammbuches aus dem Jahre 1757 nennt sich Meister *„Jacobus Henricus Meisterus alias le Maître dictus, natione Guestphalo-Buckeburgicus, civitate Helvetio-Thuricensis, studiorum academicorum initiatione Erlango-Francus.“* [1]) Und in dem autobiographischen Fragmente sagt er, mit zwölf Jahren sei er bereits an der Universität Erlangen immatriculirt gewesen. Der Zusatz: alias le Maître dictus, spielt auf die Gewohnheit seines Vaters an, auf dem Titel seiner Schriften sich „Johann Meister (dit le Maître)“ zu nennen, wohl

[1]) Westfale von Geburt, Züricher von Herkunft, Erlanger nach den Studien.

ein harmloser Versuch des hochgelehrten Theologen, sich der berühmten Jansenistenfamilie anzugleichen.

Das Fragment berichtet nun mehreres von der theologischen und humanistischen Bildung dieses Vaters, von dessen Intimität mit Bodmer und Breitinger. Auch seine Ode an die Tabakspfeife („ad fistulam fumiferam“) wird uns mitgetheilt. Dieselbe beginnt:

O nigra fumo fistula, quam tua
Dulceis labellis nectaris oscula
Præbere siccatis liquores
Atque animam recreare norunt! [1])

„Schon im Alter von vier Jahren“, fährt Meister in seinem Fragmente fort, „stammelte ich fast mit derselben Leichtigkeit drei Sprachen, nämlich Französisch mit meiner Mutter, Deutsch mit dem Gesinde und Lateinisch mit dem Vater. Mein Ehrgeiz erwachte früh, und ich pflegte mich an der Bewunderung unserer Besucher zu weiden; aber eine gewisse Ungeduld, ein ruheloses Verlangen nach stetem Wechsel begann der nachhaltigen Gründlichkeit meiner Studien hemmend in den Weg zu treten. Ich liebte jedes Generalisiren, fasste rasch die allgemeinen Beziehungen und die Uebersicht der Dinge, während ein genaues Wissen der Einzelheiten, die Formen der Grammatik, ihre Regeln und Ausnahmen mich an-

[1]) Du liebe, rauchgeschwärzte Holländerin, wie verstehen es deine Nectarküsse, lechzenden Lippen süsses Nass zu spenden und meine Seele zu erfrischen!

widerten. Diese Schwäche ward durch die Methode meines Vaters, der auf Uebung und empirisches Aneignen das Hauptgewicht legte, natürlich nur gefördert. Ein zartes, kränkliches Knäblein, wurde ich überhaupt nur allzusehr meinen Launen und Träumen und dem Umgange mit Frauen überlassen, zu welchen meine Neigung sehr früh erwachte. Meine Phantasie hing gerne märchenhaften Dingen nach. . . .“

Hier bricht das in hohem Alter geschriebene, sechzehn Octavseiten umfassende Fragment plötzlich ab. [1])

Das nächste für uns wichtige Document ist ein ausführliches Schreiben des Pfarrers von Küsnacht, der seinen sechzehnjährigen Sohn im December 1760 zum Eintritt in die theologische Klasse des züricherischen Collegium Humanitatis anmeldet. In diesem Schriftstücke zählt der Vater mit sichtbarer Genugthuung eine lange Reihe von Materien und Autoren auf, welche er privatim mit dem Knaben tractirt hat. Während Leonhard Meister, der um drei Jahre ältere Vetter, langsam nachrückte, erreichte der junge Heinrich Meister von Küsnacht rasch das nächste Ziel seiner Studien; denn mit neunzehn Jahren ward er ordinirt. Wenn das handschriftliche Lexikon der züricherischen Stadtbibliothek: „Conspectus Ministerii Turicensis“, uns recht berichtet, so folgte nun eine Reise nach Leipzig und Berlin, und sodann (1763)

[1]) Alle Meister-Papiere sind französisch redigirt.

Meisters erster Aufenthalt in der französischen Schweiz. Ueber letzteren sind noch einige Briefe Meisters an seinen Vater vorhanden, und einige Aufzeichnungen des Greises completiren dieselben. Hier heisst es: „Während meines ersten Aufenthaltes in Genf im Jahre 1763 predigte ich mehr als einmal auf der Kanzel Calvins. Ich war in der feinen Genfer Gesellschaft jener Tage wohl gelitten, machte Bekanntschaft mit Abauzit, Tronchin dem Arzte und Tronchin dem Juristen, mit Bonnet, Le Sage, de Saussure, mit den beiden De Luc, mit Vernes, Vernet, namentlich auch mit Moultou, dem Freunde Jean-Jacques'."

„Eben erst frisch von der Schule, gewann ich das Herz Rousseaus in Motier-Travers, da ich fünfzig Meilen zu Fuss gemacht, um ihm die Huldigung tiefster Verehrung darzubringen. Ohne sein Unwohlsein hätte er mir die Ehre seiner Gegenwart bei einer Predigt geschenkt."

„Ich sah Rousseau später ein letztes Mal in Paris. Man schickte mich, ihm ein Concertbillet zu überbringen. Er war schlechter Laune und sagte nur, im Frühlinge könne ihm kein Concert der Welt den Gesang der Nachtigallen ersetzen. Beim Abschied gab er mir noch die Worte auf den Weg: ‚Ich glaube zu bemerken, mein junger Freund, dass Sie Ihre Kniebänder allzuknapp zu schnüren pflegen. Eine schädliche Gewohnheit in physischer und moralischer Hinsicht'." — Da haben wir in der That den leibhaftigen Rousseau, welcher bei Gelegenheit eines

Concertes mit Nachtigallen sich aufspielt und „à propos de jarretières“ die Tugend predigt.

Im Frühjahr 1764 finden wir Meister wieder im väterlichen Hause, ebenso im folgenden Jahre, in welchem er seine erste Schrift, die einzige deutsche seiner Feder, „Vier Predigten auf dem Lande gehalten“ druckbereit macht.

In den ersten Monaten des Jahres 1766 reiste Meister ein zweites Mal nach Genf und von da nach Paris. Der Expectanten-Visitator von Zürich notirt im Mai jenes Jahres: „Ist nach Paris, wo er eine Conditio bekommt, verreist.“ Ein Wort über das Amt jenes Visitators. Die züricherische Stiftsschule, die Vorgängerin der 1833 gegründeten Universität, lieferte Theologen die schwere Menge; denn auch wer sich dem Lehramte widmete, musste erst durch das Fegefeuer der Theologie. So stauten sich denn die jungen Diener der Kirche in einer mehrjährigen Wartezeit auf hundert bis hundertundfünfzig „Expectanten“, die als Vicare, Erzieher, Stundengeber in der Schweiz oder im Auslande ein provisorisches Dasein fristeten. Bei jeder Frühlings- und Herbstsynode wurde Musterung über sie gehalten, über ihr Thun und Lassen der Censurcommission berichtet.

Ueber Heinrich Meisters ersten Pariser Aufenthalt geben uns Bodmers Briefe an Meisters Vater einigen Aufschluss: dieselben sind in Zehnders *Pestalozzi* (Gotha, 1875) abgedruckt. Bodmer war ein intimer Freund des Pfarrers von Küsnacht, und die ganze

Liebe, die der alte Mann im Leibe trug, gehörte dem feinangelegten, hoffnungsvollen Sohne des Freundes. So ist denn auch ein längeres Gedicht von Bodmers Appollinarien an Heinrich Meister in Paris gerichtet; dasselbe trägt das Datum 1766. Der Grundgedanke desselben ist dieser: „Weshalb hast du, lieber Jüngling, dein und unser schönes Küsnacht, seine klaren Bäche, seinen blauen See, seine grünen Matten und seine herrlichen Obstgärten mit der faulen Luft und den verdorbenen Menschen von Paris vertauscht?“ Dieses Thema entwickelt der Dichter in einer Reihe zum Theil sehr realistisch gehaltener Bilder.

In den Briefen an den Vater spricht Bodmer die Befürchtung aus, der junge Enthusiast sei ein allzu feuriger Patriot, sehe die Zustände seiner Heimat allzu pessimistisch an, darum sei es gut, wenn er einstweilen noch in der Ferne bleibe, in Zürich könnte er sich die Finger verbrennen. Am besten sei es, den Jüngling von der Politik auf die Litteratur zu lenken. „Wir wollen seinen wirksamen Geist indessen sich mit deutscher und französischer Litteratur beschäftigen lassen. Er kann die deutsche Poesie den Franzosen in einem vortheilhafteren Lichte zeigen, als Huber in dem ‚Choix de Poésies allemandes‘ sie ihnen gezeigt hat.“ Der junge Mann sei dazu berufen, Bodmers eigenes Werk einst fortzusetzen, sein Genie werde dann moralische Wahrheiten in einer Weise vorzutragen wissen, dass ihm kein Staatsverbrechen in den Augen der Züricher Regierung daraus erwachse.

Leider habe ich umsonst nach Meisters Pariserbriefen geforscht. In der Züricher Stadtbibliothek (Escherpapiere) findet sich ein einziger kleiner Zettel von der feinen, in ihren Zügen ganz modernen Hand Heinrich Meisters, datirt 1766, worin er seinem Freunde Escher zum Luchs dafür dankt, dass er ihn bei seinem neulichen Besuche in Paris bei dem Herrn Baron Grimm eingeführt habe. Die Salons und die Theater seien seine Leidenschaft, er möchte für immer in Paris bleiben; er kenne schon viele Litteraten, aber nur wenige, die er achten könne; er lebe enthaltsam mitten in einer verdorbenen Welt; die schlechte Luft der Hauptstadt sei seiner Gesundheit nachtheilig. — Durch die Genfer Verbindungen der Familie war Meister an den Banquier Necker und durch diesen an die schöne Wittwe Mme de Vermenoux empfohlen worden, welche ihn nun zum Erzieher ihrer Söhne machte.

Im Frühjahr 1768 befand sich Meister wieder im väterlichen Hause. Der Visitator berichtet im Mai: „Haltet sich bei seinem Vater Camerario in Küsnacht auf", und am 19. Mai schreibt sein Zögling Auguste de Vermenoux einen Quatrain in Meisters Stammbuch, welcher mit den Zeilen schliesst: „Vivons toujours avec d'honnêtes gens Et ne nous flattons point de nos petits talents. Küsnacht ce 19 may 1768."

Was Bodmer gefürchtet, sollte nun zur Wahrheit werden: ein schlimmer Handel mit der Kirche und der Regierung Zürichs.

Der junge Meister, der die ganze Begeisterung für Voltaire und Rousseau, Diderot und die Encyklopädisten in der Seele trug und mit Grimm und Diderot, Holbach und Helvétius soupirt hatte, brannte vor Ungeduld, seinen Landsleuten Gelesenes und Gehörtes mitzutheilen. Lassen wir hier seinem Freunde Escher das Wort (Escherpapiere der Züricher Stadtbibliothek). Escher hatte den jungen Meister in die „Donnerstagsgesellschaft der jungen Patrioten" eingeführt.

„Dreimal unterhielt er (Meister) unsere Donnerstagsgesellschaft mit Vorlesung seines Aufsatzes ‚De l'origine des principes religieux', und wir erstaunten über das Talent unseres Freundes, über seinen Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit. Auf die angenehmste Weise sahen wir uns durch eine Menge der feinsten und witzigsten Anmerkungen, Einfälle und Anspielungen überrascht. Die Schreibart dünkte uns derjenigen ähnlich, die wir bisher in den besten Schriftstellern bewundert hatten. Gerne gestanden wir einander und uns selbst, dass keiner von uns in sich die Fertigkeit fühle, den Fusstapfen unseres Gesellschafters auch nur von ferne zu folgen. Letzterem schien unser Beifall ebensoviel Vergnügen, als uns seine Arbeit zu machen; er bedurfte desselben desto mehr, als er es nicht wagte, über seinen Aufsatz die Meinung seines Vaters zu vernehmen, dem er ihn doch am liebsten gezeigt hätte. Eben deswegen aber fühlte sich Meister gedrungen, seine

Schrift noch sonst irgendwo und ausser unserem kleinen Donnerstagskreise bekannt werden zu lassen.“ Meisters Freund Füssli rieth zum Drucke, die übrigen Patrioten warnten vor der Gefährlichkeit dieses Schrittes. „Allein der junge Füssli, gewohnt seine Einfälle durchzusetzen, beharrte auf seiner Meinung, und wir gaben desto eher nach, als der Druck in der Füsslischen Buchhandlung ganz im geheimen bewerkstelligt werden konnte und die förmliche Abrede getroffen ward, dass kein einziges Exemplar in Zürich in Umlauf gebracht werden solle.“

Ende Mai 1768 waren bereits 500 Exemplare der Broschüre zum Versandt bereit. Man schickte deren 80 nach Paris, den Rest nach Bern, Lausanne, Genf und Basel, nach Deutschland und Italien. In Zürich verschenkte Meister selbst mehr als ein Exemplar an gute Freunde. Ein halbes Jahr blieb alles ruhig, aber Anfangs 1769 ward die Sache ruchbar, und „die Aufregung zu Stadt und Land gegen den abscheulichen Atheisten von Küsnacht“ wuchs mit jeder Woche. Schwere Trübsal herrschte in dem friedlichen Pfarrhause am Zürichsee. Der junge Meister erschien jammernd bei seinem Verleger, den bereits eine gleiche Angst quälte; hatte er doch die Censur umgangen und die anonyme Broschüre ohne Druckort verlegt. Was war zu thun? Meister kam auf den sonderbaren Einfall, eine zweite kastrirte Auflage zu veranstalten und die erste zu verleugnen. Dieselbe verliess noch im April 1769 die Presse, aber der

6

Sturm war stets im Wachsen. Es hiess, der Antistes werde die Sache in der Synode zur Sprache bringen. Nach Eschers Bericht spielte namentlich Lavater in diesen Angelegenheiten die Rolle des Denuncianten.

„Lavater an der Spitze von zwanzig oder mehr jungen Geistlichen, seiner sonderbar Vertrauten und Jünger, begab sich zum obersten Pfarrer, um ihm ihre tiefe Trauer über das von einem Gliede ihres Standes gegebene grosse Aergerniss in Israel zu bezeugen und den Amtseifer ihres obersten Hirten in Anspruch zu nehmen. Zu gleicher Zeit, wo Lavater sowohl mit Meister als Füssli in genauer Verbindung und Freundschaft sich die Miene gab, alles anzuwenden, damit ihre Personen so viel als möglich geschont werden. Wenn es ihm auch wirklich damit Ernst war (wie denn in der That Lavaters Charakter und Betragen voll Ungleichheiten und selbst Widersprüche ist, die er sich selbst besser als anderen zu verhehlen weiss), so verfehlte er doch ganz seines Zweckes und musste ihn, wäre es auch nur um jenes öffentlichen Schrittes willen, ganz verfehlen. Ulrichen als oberstem Pfarrer konnte man seinen Unwillen hingehen lassen, vielleicht auch zum Theil dem schlauen alten Fuchs und Spötter Breitinger, der böse war, sich durch dergleichen unbesonnene Streiche mehr oder weniger compromittirt zu sehen."

An der Spitze der kleinen Republik stand damals Bürgermeister Heidegger, ein Parteigänger der Aufklärung. Dieser wusste „die sonderbaren und fanati-

schen Auftritte in der Synode dadurch zu verhindern, dass er die Sache vor den Rath brachte und den Kirchenlehrern erklären liess, dass die Obrigkeit bereits von dieser unglücklichen Missgeburt Kenntniss empfangen habe und im Begriffe stehe, darüber die schärfste Untersuchung anzustellen."

Das züricherische Staatsarchiv bewahrt die Actenstücke des ganzen Handels, welchen ich („Neue Züricher Zeitung" 1883, Nr. 106—110) für locale Leser ausführlich dargestellt habe. Die Escherpapiere der Stadtbibliothek fügen bei, was hinter den Coulissen vorging. Meister war ins Thurgau geflohen, wo er das Urtheil abwarten wollte. Dieses erfolgte am 21. Juni 1769 und lautete wie folgt:

„Magnifici haben einmüthig erkannt, dass die Schrift: ‚De l'origine des principes religieux' ihres so verwegenen, spöttischen und schändlichen Inhaltes wegen öffentlich durch den Scharfrichter verbrennt werde, der Verfasser Meister von Küsnacht des geistlichen Standes entsetzt sein solle, und weil er auf die an ihn ergangene hochobrigkeitliche Citation hin ungehorsam ausgeblieben, so ist er contumaciter dahin verurtheilt worden, dass, wenn er in hiesiger Stadt oder Immediat-Landen betreten würde, er alsobald angehalten und gefänglich im Wellenberg (Gefängnissthurm in der Limmat) gesetzt und in den gemeinen Herrschaften nicht geduldet werde."

Betreffs der Buchhändler wird verfügt:

„Es soll Herr Rudolf Füssli bis auf nächst-

künftigen Samstag auf das Rathhaus gesetzt, ein Jahr von der Zunft ausgeschlossen, am Samstag aber ihm und seinem Vetter Heinrich Füssli das hochobrigkeitliche Missfallen bezeugt werden." Die Firma bezahlt die Kosten und eine Busse von 40 Mark.

Mit diesem Urtheile, dessen Härte sich durch Meisters Contumaz einigermassen erklären lässt, waren die Aufgeklärten keineswegs einverstanden. Bodmer meint, die Nachkommen werden Meister gerechter beurtheilen als die Zeitgenossen. Am 17. Juli 1769 schreibt er: „Ich möchte wohl leiden, dass ein Moultou oder ein anderer von Moultous Charakter seine Gedanken über Meisters Büchlein schriebe. Ein gütiges Urtheil müssen wir allein von Freunden und von den Nachfahren der izt Lebenden erwarten, und diese Nachfahren können in kurzer Zeit kommen. Sie sind in potentia schon da, wiewohl nicht in potestate. Es werden Journalisten genug sein, die ohne unser Begehren davon reden werden. Es ist aber vortrefflich, wenn man verhüten kann, dass der alte Sünder Voltaire von diesen Händeln nichts inne werde. Wenn er es unglücklicherweise inne wird, so wird er derselben wieder ‚en bien' noch einmal gedenken."

Der junge Meister selbst hatte dafür gesorgt, dass der Patriarch von Ferney seine Schrift zu Gesicht bekam. Auf Eschers Handexemplar stehen die Worte: „Voltaire à Madame . . . Notre Zuricois ira loin. Il a mangé hardiment de l'arbre de science dont les sots ne veulent pas que l'on se nourrisse, et il n'en mourra

pas.“ Die Handschrift ist nicht diejenige Meisters, wahrscheinlich diejenige Eschers selbst.

Etwas später schreibt Bodmer, der Unentwegteste in diesem ganzen Handel: „Sie wissen noch nicht, wie ganz ich für unbegrenzte Toleranz eingenommen bin. Ich würde das Censuramt gänzlich abschaffen. Ich halte für einen albernen Begriff, dass Bücher gefährlich seien. Die Wahrheit kann von keinem Angriff leiden.“ Und an Schinz schreibt Bodmer: „Die Begebenheiten mit Meisters Broschüre haben Sulzer in Berlin so sehr geärgert, dass er fürchtet, es sei auch mit unserer Politik und mit unserer Litteratur aus.“

Meister, einen Creditbrief an das Haus Necker in der Tasche, nahm am 29. Juni Abschied von Vater und Schwester, die ihm bei Brugg im Aargau ein letztes Rendez-vous gegeben. Die Schwester warf sich ihrem Bruder schluchzend an den Hals und suchte ihn mit den Worten zu trösten: „Nicht aus einem Paradiese, nein, aus einer Hölle bist Du verbannt worden.“ Der Tagebuch-Bericht des betrübten Vaters (seine Tagebücher von 1726—1781 bewahrt die Züricher Stadtbibliothek) ist mit zwei winzigen Illustrationen geziert, wovon erstere die letzte Umarmung, letztere die Abfahrt der zwei Postchaisen in entgegengesetzter Richtung darstellt.

Bevor wir Meister nach Paris begleiten, muss ein Wort über das „Scriptum“ gesagt werden, welches den gewaltigen Sturm im Glase Wasser erzeugt hatte. Das mehrmals aufgelegte, 1771 in Michel Reys

„Recueil philosophique“ wieder abgedruckte Schriftchen hat 72 Octavseiten. Sein Ton ist nicht frivol, eher gemässigt. Der Verfasser sucht nachzuweisen, dass die Religionen menschlichen Ursprungs sind, aus dem Gefühle der Furcht sich entwickelt haben, dass die Gottesidee und die Moral ihr gemeinsamer Kern, dass das Dogma ein Aberglaube, das Priesterthum durch die Selbstsucht seiner Träger entartet sei. Die Darstellung ist knapp und nüchtern. Am Schlusse erhebt sie sich zu bitterer Ironie. „Wie wunderlich doch die Menschen sind! Da quält man sich mit der Frage: Woher die Sünden und alles menschliche Irren? Der Weise antwortet einfach: weil unsere Einsicht beschränkt ist. Aber der grosse Haufe gibt sich damit nicht zufrieden. Darum sagen ihm die Priester mit geheimnissvoller Miene: Das kommt davon, dass die ersten Eltern einen Apfel verspeist. Der Haufe wähnt sie zu verstehen und seine Neugier ist befriedigt.“

„Freude würde es mir bereiten, die Tücke der Priester aller Jahrhunderte zu enthüllen, d. h. jener Leute, die von jeher die heiligsten Wahrheiten gemissbraucht haben, um das Reich dieser Welt mit den Tyrannen zu theilen. Der Aberglaube kann unser Mitleid, der Fanatismus sollte unsern Abscheu erregen. Ein aufrichtiger Sinn verabscheut der falschen Christen Heuchelei nicht weniger als er die wahre Frömmigkeit verehrt.“

In den Aufzeichnungen des alten Mannes finde

ich noch folgende Notiz: „Die Verfolgung meiner Landsleute machte mich im Auslande zu einem Märtyrer der Aufklärung. Voltaire lobte mich, Friedrich der Grosse las mein Büchlein und liess mir durch den Professor Merian die Stelle des verstorbenen Sulzer am Königlichen Collegium und an der Akademie von Berlin anbieten. Ich suchte dieselbe nach und erlangte sie auch für den Genfer Prévôt. Noch vierzig Jahre nach ihrem Erscheinen wurde meine Broschüre von Steudlin ins Deutsche übersetzt.„

In Zürich aber war die Aufklärungsfluth in raschem Steigen begriffen. Escher konnte seinem Berichte nach drei Jahren die Worte anfügen:

„1772 ward Meisters Contumazurtheil aufgehoben. Jedermann schämte sich des fanatischen Gelärmes vor drei Jahren, und dass man vom Wellenberg sprechen durfte. Heidegger leistete uns bei diesem Anlass wieder die besten Dienste."

Es ist von culturhistorischem, mithin allgemeinem Interesse, die Umstände dieser Rehabilitation zu erzählen und ein Wort über die protestantische Inquisition Zürichs im 17. und 18. Jahrhundert zu sagen.

Die Meisteraffaire ist nur einer der letzten Marksteine in dieser traurigen Geschichte. Man lese Werdmüllers „Glaubenszwang im 17. Jahrhundert" (Zürich 1865) und Mörikofers „Biographie des Antistes Breitinger" (Leipzig 1874).

In letzterem Buche (p. 159, 394) steht zu lesen, wie anno 1631 ein im Gasthofe „zum Schwert"

logirender Jude, von einem Bürger gehänselt, diesen mit den Worten heimschickte: „Der Vater eures Christus war ja auch ein Jud.“ Er wurde sofort denuncirt, in den Wellenberg gesetzt, und die Obrigkeit fragte bei der Geistlichkeit an, auf welche Art der Delinquent hinzurichten sei. Die Antwort lautete, das Richtige wäre, den Juden zu steinigen, man könne sich indessen, da Steinigen in Zürich nicht landesüblich sei, im Nothfalle mit der Hinrichtung durchs Schwert begnügen. Und so geschah es! Rath und Bürgermeister von Zürich hatten damals grosse Macht, aber sie selber zitterten vor der Macht ihrer Kirche. Anno 1770 stand diese Macht noch aufrecht, aber der Boden war bereits unterwühlt. Die Censuracten aus dieser Zeit wiederholen die Klage, man lerne Französisch sogar auf dem Lande, um den Voltaire lesen zu können.

Meisters Rehabilitation war somit nur eine Frage der Zeit. Der arme Pastor von Küsnacht sann Tag und Nacht auf Mittel und Wege, den „Pariser Exulanten“ vom Banne seiner Kirche zu lösen; er schreibt einen Brief nach dem andern an Bodmer und Andere, überwirft sich sogar auf einen Augenblick mit Ersterem, weil er ihn zu lau findet. Im Frühjahr 1772 will Bodmer seinen Exulanten als Pädagogen nach St. Petersburg schicken, aber er fürchtet, der Sohn werde sich ebenso starrköpfig erweisen wie sein Vater. Was dieser denn von einer Rehabilitation zu hoffen wage? „Ich habe immer bemerkt, dass Ihr Sohn

Neigungen hat, die ihm das stille Leben hier ungeschmackt machen. Er liebt die grosse, die rauschende Welt. Sagen Sie selbst, was Sie auf den Fall, dass wir ihn wieder in Zürich haben, mit ihm thun wollen? Wollen Sie einen Zunftmeister aus ihm machen? Verzeihe es mir Ihro Weisheit, Herr Bürgermeister Rudolf Brun, der Erfinder unserer Zunftmeister, dass ich bei einer solchen Stelle die *agréments* nicht sehe, die ich in Petersburg auch nur für einen Pädagogen sehe. Wer wollte nicht lieber ein Pädagog als ein Demagog sein! Ein Pädagog hat nur mit *einem* Kinde, ein Demagog mit hundert erwachsenen Kindern zu thun!"

Im September 1772 gelang dem unermüdlichen Vater, was Bodmer immer noch für unmöglich hielt. Sein Sohn hatte eine Bittschrift eingereicht, worin er beklagt, „die Ideen der flüchtigsten aller Nationen" in Zürich verbreitet zu haben, kurz um Begnadigung einkommt. Am 25. September berichtet der Antistes an die Regierung, nachdem Herr Meister „eine rührende Bittschrift" eingereicht, sei derselbe heute Freitag Abends vor den Censoribus erschienen, habe „mit gerührter Stimme" seine Recantation vorgetragen; die Censores empfehlen „das verirrte Schaf der obrigkeitlichen Barmherzigkeit und Milde." Das Protokoll fügt bei, dass ein Glied der Commission in Meisters Erklärung tückische Hintergedanken witterte. Der Mann hatte schwerlich Unrecht. Die zerknirschte Rührung eines jungen Weltmannes, den Diderot und

Grimm „notre cher Meister“ zu nennen pflegten, scheint wirklich mehr der Berechnung als der Reue entsprungen zu sein.

Am 3. October erfolgte die Rehabilitation. Das Urtheil sagt: „Der künftig freie Aufenthalt in seinem Vaterlande und Genuss seines Bürgerrechtes soll ihm aus besonderer Gnade geschenkt sein, im übrigen soll es bei der Amtsentsetzung verbleiben.“

In einem frohlockenden Briefe an Vater Meister kommt der alte Bodmer auf den kindischen Einfall, der junge Meister solle sich nun auch in der öffentlichen Meinung der Züricher durch eine Schrift gegen Holbach, Diderot und Voltaire rehabilitiren! Meister müsse den Muth haben, mit diesen Leuten für immer zu brechen.

II.

Bis zum Ausbruche der Revolution lebte Meister in Paris, wenn er auch ab und zu in Zürich einen Besuch machte. So meint Bodmer 1779 scherzend, „der Pfarrhauskeller von Küsnacht wird durch den Bacchus, den Sie an unserem Pariser haben, bald erschöpft sein.“ Meister scheint nach und nach vom Ertrage seiner Feder in Paris gemächlich gelebt zu haben. Sein Pariserleben verschönerte ein freundschaftliches Verhältniss zu Mme Germaine de Vermenoux. Der Banquier Necker hatte um die junge Wittwe gefreit, aber die Aristokratin verschmähte die Hand des Genfers, dem die adeliche Herkunft fehlte.

Neckers Augen fielen nun auf ihre Gesellschaftsdame, Mlle Curchod, die waadtländische Pfarrerstochter, welche Gibbon dermassen bezaubert hatte, dass er in sein Tagebuch die Worte schrieb: „J'ai vu Mlle Curchod: omnia vincit amor et nos cedamus amori.“ Gibbons Vater wollte nichts von einer solchen Verbindung wissen, und sein Sohn blieb Junggeselle. Dafür ward Mlle Curchod Mutter der Frau von Staël, welche ihrerseits einmal in ihr Tagebuch schreibt: „Wie wäre ich wohl ausgefallen, wenn Herr Gibbon mein Vater gewesen?“ Ausführliches berichtet Graf d'Haussonville in seinem Buche über den Salon der Mme Necker (Paris 1882, I. 97—110; 209—216). Marmontels Memoiren nennen sie „l'image de Minerve.“ Meister selbst hat sie in zwei Gedichten gefeiert, deren eines Pindemonte ins Italienische übersetzte. Mme de Vermenoux liegt, so meldet uns der Dichter, in einem Garten von Montpellier begraben. In den Meisterpapieren finde ich noch folgende Aufzeichnung: „Ich habe eine intime Freundin hinreichend glücklich geschildert, um der Kaiserin Katharina den Wunsch einzuflössen, ihr Porträt und ihre Büste zu besitzen. Ich glaube sie aber noch besser in einem Kapitel meiner „Morale naturelle“ und in meiner „Euthanasie“ gemalt zu haben.“

Noch habe ich eine wunderliche Geschichte zu erwähnen, welche d'Haussonville erzählt, und welche in der That als Familientradition in Zürich noch fortlebt. Mme de Vermenoux hatte in ihrem letzten

Willen ihr Herz an Meister mit dem Bedeuten vermacht, es solle dereinst in seinen Sarg mit eingeschlossen werden. Meister pflegte die Blechbüchse, welche diese Reliquie enthielt, selbst auf Reisen mitzunehmen, und in seinem Testament fand sich die Verordnung, dass die Büchse in seinen Sarg gelegt werde. Man suchte lange, bis Meisters alter Diener dieselbe auf dem Dachboden fand. Auf dem Friedhofe, wo Meisters Gebeine ruhen, baut man nun bald ein neues Quartier. Möglich, dass die Büchse wieder auftaucht, um schliesslich in sehr unberufene Hände zu gelangen!

Was Meisters litterarische Thätigkeit betrifft, so sei vor allem auf dasjenige hingewiesen, was Herr Maurice Tourneux in seiner Ausgabe der „Correspondance littéraire etc." von Grimm und Diderot beigebracht hat. Um nicht eine Lücke in meiner eigenen Erzählung zu lassen, dränge ich die Ergebnisse seiner Forschungen hier kurz zusammen.

Meister hatte bei Melchior Grimm eine Beschäftigung erhalten, welcher er die besten Jahre seines Lebens widmen sollte, und welcher er's zu danken hat, dass der Name „Henri Meister" auf immer an einem der wichtigsten litterarischen Denkmäler des achtzehnten Jahrhunderts haften wird. Es ist dies die berühmte *„Correspondance littéraire, philosophique et critique"*, welche erst Grimm, dann unsern Meister zu Redactoren, Diderot und Andere zu Mitarbeitern hatte.

Friedrich Melchior Grimm, als Sohn eines lutherischen Pfarrers 1723 in Regensburg geboren, begleitete nach Vollendung seiner Leipziger Studïen unter Gottsched den Grafen von Friesen (gegen Ende der vierziger Jahre) nach Paris, verkehrte da bald intim mit J.-J. Rousseau, welcher ihn mit den Encyklopädisten bekannt machte, drang durch seine vielfachen Verbindungen in die feine Welt und die höfischen Kreise, ward Erzieher eines Prinzen von Sachsen-Gotha, später diplomatischer Vertreter dieses Hofes beim Cabinet von Versailles, verblieb in dieser Stellung bis nach der Hinrichtung Ludwigs XVI., begab sich hierauf nach Gotha, woselbst er 1807 in dem hohen Alter von vierundachtzig Jahren starb. Ein angeborenes weltmännisches Talent hatte den armen bayerischen Pfarrerssohn zum Diplomaten gemacht, umfassendes Wissen und ein feines Urtheil setzten ihn in die Lage, unter den französischen Schriftstellern seines grossen Jahrhunderts eine Rolle zu spielen. Nach dem Vorgange des Abbé Raynal sammelte Grimm im Jahre 1753 an den europäischen Höfen Subscribenten für eine handschriftliche Monatschronik, welche über das Salon- und Hofleben von Paris, besonders aber über die litterarischen Ereignisse des Tages pikant, gründlich und schonungslos, jedoch unter Vorbehalt der Anonymität, zu berichten versprach.

Im Laufe der Jahre traten eine Reihe von europäischen Höfen dem Unternehmen bei, so dass Meister zu schreiben wagte: „Unsere Chronik wird in fünf-

zehn Exemplaren ausgefertigt, sie versieht heute die Höfe Europas von der Newa bis zum Arnostrande." Von den bisher bekannt gewordenen Manuscripten dieser Correspondenz ist dasjenige von Gotha das vollständigste und nach Maurice Tourneux das einzige, welches Meisters Fortsetzungen von 1797—1812 aufbewahrt. Goethe, im Anhange zu „Rameaus Neffe", berichtet von dem gespannten Interesse, womit die „Correspondance" in Gotha erwartet und gelesen wurde.

In Frankreich selbst wurde diese Chronik erst 1812 bekannt, als der Buchhändler Buisson ein nach der Schlacht von Jena in Berlin aufgefundenes Manuscript derselben herauszugeben begonnen hatte. Eine zweite Auflage besorgte Taschereau 1829; die dritte, abschliessende, erschien 1877—1882 in sechzehn stattlichen Bänden durch Maurice Tourneux. Dieselbe reiht sich würdig und gleichförmig an die von Maurice Tourneux vollendete Diderot-Ausgabe von Assézat an.

Von 1753 bis Anfang der siebziger Jahre war Grimm selbst Redactor seiner Chronik, später trat Henri Meister für ihn ein. Dieser erklärt kategorisch (Tourneux II, 235): „En 1775, après son retour d'Italie, Grimm me remit toute la boutique avec ses charges et bénéfices." Meister hat diese Erklärung noch zweimal wiederholt: in dem Manuscripte seiner Beiträge, das die Züricher Stadtbibliothek aufbewahrt, sagt er, seine Arbeit beginne im März 1773 (II, 430 der ersten Ausgabe) und reiche bis zum Jahre 1790; und eine andere hiermit übereinstimmende Notiz findet

sich in seinem Nachlasse. [1]) Es darf nicht verschwiegen werden, dass Grimm ein gewandterer und anmuthigerer Redactor gewesen war. Katherina von Russland wenigstens gab Grimms Feder den Vorzug. Sie findet Meister zu ernsthaft und weniger geschickt in den Ausführungen. Es war in der That schwer, Grimm in dieser Hinsicht zu erreichen.

Ueber Meisters Stellung zur „Correspondance" ist noch folgendes zu notiren. Letztere schliesst im Mai 1793; aber schon 1790 scheint Meister seine

[1]) In den autobiographischen Noten des Nachlasses (geschrieben 1820—1822) heisst es: „Depuis l'année 1773 je fus le modeste continuateur de la trop célèbre correspondance du baron de Grimm, j'en vis augmenter considérablement le produit dans les vingt premières années où la rédaction m'en avait été confiée, et je l'ai soutenue tant bien que mal malgré la révolution durant plus de quarante ans. Il y a plus de huit volumes qui ont paru de ce volumineux recueil dont je dois me reconnaître coupable depuis la page 448 du second volume, année 1773, jusqu'à la fin de la troisième et dernière partie, sans compter plusieurs articles insérés dans le supplément publié par M. Barbier.

Ce léger travail m'a fait gagner plus d'argent que ne m'en aurait rendu peut-être aucun autre travail plus utile et plus honnête.

Mais il m'a fait perdre beaucoup de temps et m'a distrait encore malheureusement de toute étude assez suivie. Ce que j'avais gagné si légèrement, je le dépensais de même. Et ne dois-je pas compter parmi mes plus folles déspenses les économies que j'eus la bêtise de prêter à la loyauté de la nation française, trop heureux aujourd'hui que cette généreuse loyauté ne m'en ait guère enlevé plus des deux tiers. . . . .

Redactorrolle aufgegeben zu haben. Dafür versuchte er 1794 von Zürich aus das alte Unternehmen wieder ins Leben zu rufen. Er kannte ja die Adressen der Abnehmer; ob er viele derselben zurückeroberte, bleibt zweifelhaft. Vielleicht blieb ihm nur Gotha treu, woselbst Maurice Tourneux Meisters Fortsetzungen gefunden hat. Wie konnte übrigens von Zürich aus eine Pariser Chronik geschrieben werden? Meister wusste sich zu helfen. Mit Suard, dem Redactor des „Publiciste" unter dem Directorium, traf er das Abkommen, diesem Blatte politische Berichte aus der Schweiz zu liefern, um als Gegenlieferung durch Suards Vermittelung eine Pariserchronik zu erhalten. Im September 1795 besuchte Meister selbst Paris, um alte Verbindungen wieder anzuknüpfen und Neues zu erfahren. Mit Benützung der kurz vorher gegründeten Zeitschriften „La Décade" und „Le Magasin encyclopédique", sowie der politischen Tageblätter, wusste er denn auch das Leben seiner Scheinchronik bis Ende 1812 zu fristen. Tourneux hat nur ihren Anfang abgedruckt.

Als im Jahre 1812 der Druck der „Correspondance" zum ersten Male begann, da fühlte Meister, ihr einzig überlebender Redactor, aus einem doppelten Grunde sich unheimlich gebettet: einmal weil die „Correspondance" über noch lebende, ihm befreundete Personen nicht immer schonungsvoll berichtet hatte, und sodann weil er seine frühere religiöse Richtung nunmehr verdammte. Sein bekannter Brief an Suard ist eine

Jeremiade, welche dieser mit dem schlechten Troste beantwortete: „Kein Mensch denkt hier an Sie, man schreibt das Ganze dem Baron Grimm zu. In utramque aurem dormies!“ Meister klagte nun nicht länger, sondern bemühte sich von nun an, seinen eigenen Antheil an dem Werke zu constatiren, sich sogar zum Mitarbeiter des Herausgebers zu machen. Endlich ist noch eine Publication Meisters zu erwähnen, von welcher Maurice Tourneux keine Notiz nimmt. Meister liess 1818 seine „Esquisses Européennes commencées en 1798 et finies en 1815“ in Genf und Paris erscheinen. Diese führen den Untertitel: „Pour servir de suite à la Correspondance du Baron de Grimm et de Diderot.“ Es sind meistens politische Reminiscenzen ohne Beziehung zur Litteratur.

Seinem Freunde Grimm hat Meister (1808) einen Nekrolog gewidmet, welcher neben einem autobiographischen, bei Tourneux abgedruckten Fragmente die Grundlage für Grimms Biographien bleibt; — ein wohlwollendes Gegenstück zu Rousseaus gehässigen Aufzeichnungen. Meister citirt Friedrichs des Grossen Urtheil, Grimm habe die Menschen wie wenige gekannt, aber seiner weltmännischen Gewandtheit im Verkehre mit den Grossen habe er niemals die Unabhängigkeit seines Gedankens geopfert; und den kritischen Sinn seines Freundes illustrirt Meister mit dem artigen Scherze einer Dame über Grimms schiefe Nase: „Grimm a le nez tourné, mais c'est toujours du bon côté.“ — Die Züricher Stadtbibliothek be-

wahrt einen Brief Leonhard Meisters an Escher, der einen Besuch Grimms bei seiner Durchreise an die Tagsatzung von Frauenfeld schildert; sie besitzt auch ein Billet in den vornehmen Zügen der Grimmschen Hand, welches 1766 in Paris geschrieben und an den ihm empfohlenen jungen Züricher Escher gerichtet ist.

Mit dem Sturze der französischen Monarchie am 10. August 1792 war auch Meisters Pariser Laufbahn vernichtet. In Meisters Nachlass findet sich ein Heft „Erinnerungen an die Revolution“, in welchen er die letzten Tage seines Pariserlebens erzählt. Auf den ersten Seiten lesen wir ein hübsches Portrait Champforts, mit welchem Meister sehr intim war. Er lobt hier Champforts ausgezeichnetes Conversationstalent, seinen Scharfsinn, sein Urtheil und sein Wissen, stellt ihn aber zugleich als einen vom Lebensgenusse erschöpften Mann dar. Die Erzählung seiner Erlebnisse im August und September 1792 gebe ich hier mit einigen Kürzungen:

„Am Vorabend des Sturmes auf das Schloss traf ich in der belebten Gallerie des Palais Royal auf die Banden der Marseillaner, welche folgenden Tages eine Hauptrolle zu spielen bestimmt waren. Man hatte alle Kaufläden geschlossen, die Restaurants hatten ihr Silberzeug vorsichtig entfernt, überall ass man jetzt mit Blechlöffeln. Ich begreife heute noch nicht, wie jene Bande von siebenhundert Strolchen die französische Monarchie zu stürzen im Stande war. Noch heute sehe ich sie vor mir, diese unheimlichen Ge-

sellen, die uns in die Ohren schrieen: „Que de gens qui mangent aujourd'hui ne ch . . . plus demain!"

„Am folgenden Tage eilte ich über das Boulevard de la Madeleine nach dem Hôtel einer fremden Gesandtschaft, als mir die wilde Masse entgegenströmte, welche die erste Salve der Schweizer in den Tuilerien in die Flucht gejagt. In meiner Tasche trug ich das deutsche „Ça ira!", welches der Dichter Gleim für die Alliirten unter dem Herzoge von Braunschweig gedichtet hatte. Der Baron von Rothenkreuz, des Herzogs Minister in Braunschweig, mit welchem ich damals lebhaft correspondirte, hatte mir eine Abschrift jenes Gedichtes soeben zukommen lassen: fürwahr ein sonderbarer Laufpass in diesen verhängnissvollen Stunden!

„Am nächsten Morgen kam mein Freund und Landsmann Schweizer [1]) und forderte mich auf, mit ihm an den Schranken der Nationalversammlung um Gnade für die gefangenen Schweizersoldaten zu flehen. Einem so abenteuerlichen und gefährlichen Plane konnte ich nicht beistimmen. Die folgenden Wochen hielt ich mich, von den bangsten Phantasien und den traurigsten Gedanken gequält, zu Hause verborgen. An eine Abreise dachte ich erst, als ich die Metzeleien in der Conciergerie vernahm. Mit Mühe und nur durch die unerwartete Hilfe eines Menschen, der früher mein

---

[1]) S. Johann Caspar Schweizer von David Hess, herausgegeben von Jakob Bächtold. Berlin, Hertz, 1884.

Kutscher gewesen, erhielt ich einen Pass nach England. Kaum war ich in Besitz desselben gelangt, so erschien auf meinem Zimmer mein ehemaliger Freund, Herr O., mit welchem ich nicht mehr verkehrt hatte, seitdem er sich zu den Jakobinern geschlagen. In Erinnerung an unsere alte Freundschaft kam er mir wohlmeinend mitzutheilen, ich sei wegen meiner geheimen Beziehungen zum Braunschweiger Hofe denuncirt und meine Verhaftung eine beschlossene Sache. Ich wusste mich allerdings nicht unschuldig. Der Herzog stand mit seinen Truppen in Verdun, und wir betrachteten seinen Einzug in Paris als ein unfehlbares Ereigniss der nächsten Zukunft! Eben noch hatte mir Baron von Rothenkreuz geschrieben: ‚Ich empfehle Ihnen ganz besonders unsern jungen Officier, der nun bald in Paris anlangen wird.‘

„Der Dank, den ich dem Herrn O. dafür schulde, dass er mich zur rechten Zeit gewarnt, ward nicht geschmälert durch die Anklage, womit er mich bald nachher in einer Lieferung von Archenholz' „Minerva“ bescherte. Dort nämlich versichert er seinen Leser, der Herzog von Braunschweig sei über die wahre Lage der Dinge in Frankreich getäuscht worden, besonders durch die Berichte eines gewissen Herrn Meister, welcher zwar viel Geist besitze, jedoch lange nicht genug um einzusehen, dass man über Frankreichs Lage in den Jakobinerclubs weit mehr erfahre als in den Salons der Royalisten, der Schöngeister und der feinen Damen.

„Nach jener summarischen Warnung des Herrn O. warf ich mich zitternd in den ersten besten Wagen, um auf denselben Abend die Postpferde zu bestellen und meine Reise möglichst zu beschleunigen. Ohne Unfall gelangte ich nach Boulogne, woselbst ich mit dem Herrn von Talleyrand zusammentraf, der durch Vermittelung der Mme Danton einen Pass erhalten hatte und seit zwei Tagen auf günstiges Wetter zur Ueberfahrt harrte."

Meister hatte schon im Sommer 1789 einen kürzeren Aufenthalt in London gemacht, nun aber sah er sich dazu verurtheilt, ein halbes Jahr als Flüchtling auf englischem Boden zu verweilen. Er hatte in London das Unglück, den Arm zu brechen, und er erzählt, auch sein üppiges Hauptbaar sei ihm in England abhanden gekommen. Nach einem Aufenthalt in Coppet und in Bern kehrte Meister 1794 nach Zürich zurück. Ein Jahr nach dem Sturze Robespierres, im September 1795, reiste Meister nochmals nach Paris, „wohin ihn Vermögensinteressen, Neugier und das Bedürfniss lockten, die alten Freunde nochmals zu besuchen." Wie seine englische Reise, so hat er auch diese in einem besonderen Buche erzählt. Hier hat Meister einen spannenden Moment in der Geschichte der französischen Hauptstadt fixirt. In zwanzig Tagen durchreiste Meister die Provinz von Basel nach Paris, seine Begegnisse und Gespräche, das Aussehen von Stadt und Land genau notirend. Nicht minder anschaulich schildert er das Verkehrs-

leben von Paris in dem Moment, wo die Assignaten entwerthet, das baare Geld verschwunden und der Waarentausch das einzige Zahlungsmittel war; das einst so glänzende Quartier St-Germain endlich, dessen verödete Paläste in grossen rothen Buchstaben die Inschrift trugen: „Propriété nationale à vendre.“ Er zeichnet die veränderten Sitten und Moden, erwähnt die Damenhäubchen zu 200—300 frs Assignatgeld. Was ihn gessnerisch anmuthet, sind die vielen Ziegen, welche in dieser Theuerung aller Lebensmittel in den Strassen von Paris eine Rolle spielen. Er besucht die Theater, speist mit Joseph Chénier, wohnt einer Sitzung der Fünfhundert bei, schildert in einem besonderen Kapitel die alten und die neuen Salons; mit einem Worte, Meister hat hier ein historisches Document geschaffen. Wir sehen ihn vor uns, wenn er S. 115 sich mit den Worten vorstellt „parcourant les rues, la tête en avant, suivant mon usage, et les yeux errants de tout côté, avides de reconnaître des souvenirs.“ In seinen Gedichten nimmt er Abschied von Paris mit den wehmüthigen Zeilen:

„J'aì revu ce Paris que j'avais tant aimé, —
J'ai revu ce Paris et n'en suis plus charmé —
Ah, loin de ce volcan, de sa noire lumière,
Revolons sans délai vers ma douce chaumière!“

In Zürich lebte Meister zunächst seinen litterarischen Arbeiten, aber die schwankenden Geschicke seines Vaterlandes beschäftigten ihn nicht weniger. 1801 schrieb er „Ueber die Schweiz am Ende des

achtzehnten Jahrhunderts.“ Von den elf Stücken dieser Sammlung ist ein einziges in deutscher Sprache verfasst, ein satirisch-humoristisches Zwiegespräch zwischen Frankreich und der Schweiz (Stiefmutter Rafconia und Jungfer Heutelia). Die böse Stiefmutter schneidet dem Mädchen erst den Zopf ab und reisst ihm sodann unter fortgesetzten Liebkosungen Stück für Stück vom Leibe. Den Dialog schliesst Heutelia mit den Versen: „Ja, ich lache, weil Sie so unaussprechlich mich lieben, Und ich weine, weil mir's dennoch so übel behagt.“

Als die von Bonaparte der Schweiz octroyirte Mediationsverfassung im Kanton Zürich sollte eingeführt werden, ward Meister von dem „Vermittler“ zum Präsidenten der hierzu eingesetzten Commission erkoren. Meister notirt dies mit folgenden Worten:

„Fast sechzig Jahre alt, eröffnete ich (18. April 1803) den ersten grossen Rath zu Zürich von demselben Stuhle aus, auf welchem man mich vor vierzig Jahren als Atheisten verbannt hatte.“

Noch bei einer anderen Gelegenheit wurden Meisters Dienste von seinem Lande in Anspruch genommen. „1804 befand ich mich eben auf dem Wege nach Paris. In Stein holte mich um Mitternacht ein Courier der Regierung ein, welche mich ersuchen liess, mich erst nach Bern zu begeben, um in der Angelegenheit der züricherischen Unruhen eine Mission an Bonaparte zu übernehmen. Zwar schlug ich den officiellen Charakter eines Botschafters aus, versprach indessen meine

guten Dienste und reiste mit Briefen an Talleyrand und Fouché nach Paris. Es gelang mir, die Verstimmung des Machthabers zu heben, und meine Vaterstadt belohnte meine Dienste mit einer goldenen Medaille."

Im Jahre 1806 verheiratete sich der zweiundsechzigjährige Junggeselle mit einer Wittwe, die als zartes Mädchen er im Pfarrhause Küsnacht gesehen und liebgewonnen hatte. In seinem Buche „Lettres sur la vieillesse", S. 114, drückt er sich über diesen Bund in folgender Weise aus: „Nachdem ich bereits das siebente Jahrzehnd meines Lebens angetreten, hat es das Schicksal so geleitet, dass der angebetete Gegenstand meiner ersten Liebe, die Freundin meiner Kindheit und meines Alters, dass sie mit mir verbunden ward, die ich schon als fünfzehnjähriger Jüngling wie kein Wesen auf Erden geliebt."

Meister lebte noch zwanzig Jahre frisch und fröhlich als glücklicher Ehemann in dem schönen „Bürklihause", Hirschengraben Nr. 20, welches viele fremden Herrschaften der Restaurationszeit besucht haben. Der stramme alte Herr hiess in Zürich kurzweg der „Parisermeister." Seine noch lebende Stiefenkelin, Frau Escher-Bürkli, welche Meisters Portraitbild [1]) von Oeri [2]) und

---

[1]) Lavaters Physiognomik (III, 113) bietet zwei Profile, welche Meisters grosse, vorspringende Nase der Nachwelt überliefern.

[2]) Tourneux macht aus „Oeri gez." einen Künstler Oerigez.

die Kupferplatte des Stiches von Lips besitzt, erzählt mir, Meister sei noch im Alter ein stattlicher, stark gebauter Mann mit hoher Stirne, blauen, etwas tiefliegenden Augen und hellbraunem Haare gewesen. Seine Haltung war diejenige eines Franzosen aus der besten Gesellschaft, er kleidete sich immer geschmackvoll und fein. Die Herzensgüte und der Humor des alten Mannes machten ihn zu einem Liebling der Kinder, sein Erzählertalent zu einem trefflichen Gesellschafter. Aengstlich war seine Ordnungsliebe. Bis zum letzten Tage behielt er die Lust am Schaffen und die Frische seines Geistes. Meister las sogar während des Rasirens, und er schildert mit Laune die Gefährlichkeit dieser Gewohnheit. Meister starb den 10. Novbr. 1826 vom Schlage gerührt, als er im Begriffe war, eine heitere Abendgesellschaft zu verlassen. [1])

---

[1]) In Meisters Nachlass findet sich ein Heft mit dem Titel: „Inventaire de mes vanités." Hier hält der Greis Generalmusterung über die ihm gewordenen Auszeichnungen. Aus diesen aphoristischen Noten dürfte folgendes von Interesse sein.

„Meine Uebersetzung von Gessners Idyllen verschaffte mir Zutritt im „Mercure" und im „Almanach des Muses." Um ein Exemplar dieser Uebersetzung der „Sultane en faveur" (Mme Dubarry) überreichen zu dürfen, wagte ich die Ausgabe von zwölf Louisd'or. Aber meine Speculation brachte mir keinen weiteren Vortheil als den, die schönste Odaliske Europas einmal von nahem betrachten zu dürfen."

„Ehrengeschenke. Für meine Schrift: „La morale naturelle" erhielt ich von Katharina le Grand (sic) eine goldene

Französisch war Meisters Muttersprache und blieb diejenige des Schriftstellers. Seine Diction ist glatt, fliessend und klar, sein Satzbau hält die Mitte zwischen dem style coupé Voltaires und der Periode Rousseaus. Mit den meisten Autoren seiner Epoche theilt er jene etwas farblose, bilderarme, zum abstracten Ausdrucke hinneigende Sprache, welche Vinet treffend „le langage incorporel du 18e siècle“ genannt hat, und deren Charakter gestattet, dass so viele Schriftsteller jener Zeit in ihrer Ausdrucksweise sich gleichen. Gewiss, Meister war ein Schriftsteller zweiten Ranges, aber immerhin einer von den Glücklichen, die ihr Publicum sich zu erobern wissen; denn die meisten

---

Medaille; von derselben später zwei goldene Dosen, von ihrem Enkel (1820) einen Diamantring für die Widmung meiner „Méditations religieuses.“ Neckers Freundschaft danke ich einigen Artikeln des Jahres 1773, sowie meinen Bemühungen mit seinem Sohne. Necker setzte mir eine Lebensrente von 1000 frs aus. Andere Geschenke erhielt ich von Prinz Friedrich von Preussen und vom König von Württemberg.“

„Verbindungen mit Fürsten. Ich stand im Verkehr mit Katharina II., mit Gustav III. von Schweden, mit den Königen von Preussen und Polen, dem unglücklichen Herzoge von Braunschweig und seinem würdigen Minister F. von Rothenkreuz, mit dem Grossherzoge von Toscana, seither Kaiser von Oesterreich, mit den Herzögen von Zweibrücken, von Sachsen-Gotha, von Mecklenburg, den Fürsten von Waldeck, von Oldenburg, ganz besonders mit dem Markgrafen von Ansbach und seinen zwei berühmten Freundinnen Mlle Clairon (der Schauspielerin) und Milady Craven, mit der er später sich

seiner Schriften [1]) haben mehrere Auflagen erlebt und einen Uebersetzer gefunden. Meister hat kein Werk geschaffen, das ihn ganz resumirt oder unter die Originale der Litteraturgeschichte einreiht. Nichtsdestoweniger lässt sich aus der Vielheit seiner Schriften eine Einheit herauslesen. Ich rechne ihn zu derjenigen Gruppe französischer Schriftsteller, welche die Franzosen „Moralisten" nennen, feine Beobachter von Gesellschaft und Sitten, sichere Zeichner von Land und Leuten. In diese Zunft gehören Montaigne, Larochefoucauld, La Bruyère, Vauvenargues, Duclos, Mme de Staël. — Meister besitzt weniger Phantasie als Gemüth. Die fehlende Erfindungsgabe weiss er durch persönliche Erfahrung, durch scharfes Beob-

---

vermählte, und die mich während meines Aufenthaltes in England mit ihren Gutthaten überhäuft hat."

„Verbindungen mit bedeutenden Frauen: mit Julie Bondely, von welcher Rousseau sagte, sie schreibe wie Voltaire und denke wie Leibnitz; mit Mme Necker, Mme de Staël, Mme de Vandeul (Diderots Tochter), Mme Guizot de Meulan, welche im „Publiciste" verschiedene meiner späteren Schriften wohlwollend besprochen hat; mit Mme d'Epinay, Mme de Souza, Mlle Clairon, Milady Craven, Miss Wolstoncraft, seither Mrs. Goodwin, Frau La Roche, Wielands erste Liebe."

„Würden: Der Herzog von Sachsen-Gotha liess mir 1781 durch Herrn von Grimm den Vorschlag machen, die Erziehung seiner beiden Söhne zu übernehmen. Fast in derselben Zeit erhielt ich ähnliche Anträge von dem Herzog von Braunschweig. Aber in jenen Jahren hätte ich fern von Paris nicht leben können.

[1]) Die Züricher Stadtbibliothek besitzt deren dreissig.

achten zu ersetzen. Seine Kritik und sein Geschmack haben sich an Voltaire gebildet, auch er stellt Racine über Skakespeare und Vergil über Homer. In religiösen Dingen blieb er zeitlebens Deist, aber das Herz erwärmte seinen Glauben. Der rastlose Thätigkeitstrieb seines Vaters war und blieb sein Erbtheil. Meister gehört zu den vielen Zürichern, die durch zähe Arbeit und gute Begabung ihrer Vaterstadt Ehre gemacht.

Der heutige Roman Italiens.

1881.

Während Frankreich und England schon im achtzehnten Jahrhundert classische Romane erzeugten, ist in Italien der Roman eine noch junge Schöpfung. Lange hatte sich die italienische Gesellschaft mit der Novelle begnügt, welche seit Boccaccio als litterarische Kunstform mit Vorliebe gepflegt wurde. Der alles besiegende französische Einfluss des achtzehnten Jahrhunderts brachte zwar die geschwätzigen Erzählungen des Abbé Pietro Chiari von Brescia, aber sammt ihren faden gallischen Phrasen sind diese heute der Vergessenheit anheimgefallen. Erst in Manzonis „Verlobten" hat Italien einen wahrhaft bedeutenden Roman erzeugt. Derselbe erschien 1825—26 in den belebtesten Tagen der Romantik. Walter Scott war damals die Sonne, welche Licht und Wärme spendete und eine ganze Pflanzenwelt erzeugte, deren getrocknete Exemplare im Herbarium der Litteraturgeschichte sich heute mager genug ausnehmen. In Italien nun

gesellte sich zum romantischen noch ein politisches Element, der nationale Befreiungsgedanke. Dieser legte in die Schöpfungen des Toscaners Guerrazzi und des Piemontesen Azeglio den zündenden Funken patriotischer Begeisterung.

Die Stunde der Befreiung schlug im Jahre 1859. Jenes Ideal, welches seit Alfieri und Foscolo den einheitlichen Grundgedanken der italienischen Nationallitteratur gebildet, ein einiges, freies und starkes Italien, schien nun, gut oder schlecht, verwirklicht. An die Stelle gutherziger Hoffnungen und optimistischer Träume trat eine kühle Wirklichkeit, den poetischen Chimären stellte sich eine unerbittliche Prosa entgegen, welche mehr als einen Enthusiasten in einen verbissenen Pessimisten umwandelte. Jener einheitliche Grundgedanke der Litteratur verschwand und mit ihm Spannkraft und Schwung der durch ihn erzeugten gehobenen Stimmung. Unter dem dreifachen Drucke einer niederschlagenden Wirklichkeit, des europäischen Materialismus und des aus Frankreich einbrechenden Realismus wurden auch in Italien Drama, Lyrik und Roman in neue Bahnen gedrängt.

Versuchen wir's, jene Bewegung im Romane zu verfolgen. Wir haben unserem Leser vor allem einen Plan und eine Uebersicht entgegenzubringen. Als unanfechtbar dürfte sich vor allem der Satz erweisen, dass auch in Italien der historische Roman dem Gesellschaftsromane, die Vergangenheit der Gegenwart das Feld geräumt hat. Aber Gegenwart, Gesell-

schaft, Tagessitten und Tagesideen werden von zwei gegnerischen Lagern ausgebeutet. Die einen gehen zu Werke wie der gewissenhafte Maler, der den letzten Halm der Natur nachbildet, erst seine Studienmappe füllt und dann zur Composition des Bildes schreitet. Wenn diese wackeren Arbeiter sich Vorbilder und Meister suchen, so sind es vorwiegend die Engländer, sowohl die alten Humoristen als moderne Realisten, wie Dickens und Thackeray. — Die zweite Schule hat es vor allem auf Sensation und Knalleffecte abgesehen. Es ist ihr offenbar weit weniger daran gelegen, Natur und Wahrheit aufzuspüren, als zu kitzeln und zu spannen, aufzuregen und zu überraschen. Sie machen es wie jene gewissenlosen Künstler, die weder nach Studien, noch nach Modellen, sondern nach Photographien und Oeldrucken malen, sie verschreiben sich ihre Schablonen aus Paris, pinseln euch eine feinlasirte, mit allen Kniffen der Parisermache aufgedonnerte, geschminkte, parfümirte Boudoir-, Demi-Monde- und Abenteurerwelt zusammen, die nicht sowohl in der Wirklichkeit als in der Phantasie wurzelt, ihr kurzlebiges Dasein auf den Lesereiz des Augenblicks beschränkt, für die Geschichte der Gesellschaft nicht sowohl eine Urkunde, als eine zweideutige Curiosität darstellt. Diese zweite Schule hält sich selbstverständlich an französische Muster.

Wenn nun auch nach dem eben geschilderten Gegensatze die Autoren weniger als ihre Werke sich scheiden lassen, da einzelne unter ihnen bald dieser,

bald jener Richtung huldigen, so wird jene Gegenüberstellung immerhin gute Dienste thun als Gradmesser für die Werthbestimmung der Leistungen an sich.

Noch bleiben zwei Punkte allgemeiner Natur zu berühren, die Frage der Vorgänger und diejenige der Sprache.

Als Manzonis Roman auftauchte und der heute so gefeierte Autor noch schüchtern und zweifelnd vor dem Richterstuhle der Kritik und der öffentlichen Meinung stand, erschien in der „Wespe“, einer damaligen Mailändischen Zeitschrift, eine feindlich und pedantisch gehaltene Beurtheilung der „Verlobten“, welche übrigens durch den rauschenden Beifall der Nation so energisch unterbrochen ward, dass sie Fragment geblieben ist. Nun, schon diese Stimme betont den Gedanken, statt die Geschichte im Romane zu fälschen, wäre es besser, ein Gemälde der Gegenwart und ihrer Gesellschaft zu entwerfen. In der That, seit 1830 wandten sich mehrere Talente dem Sittenromane zu, wie beispielsweise der Neapolitaner Ranieri in seiner „Ginevra“, einem Seitenstücke zu Dickens' „Oliver Twist“, der Mailänder Carcano in „Angiola Maria“ und später in „Damiano.“ An der Grenze dieser Periode (gegen 1860) treffen wir auch Ghislanzoni mit seinem Romane aus dem Theaterleben („Gli Artisti da teatro“) und Cletto Arrighi mit seinem Mailänder Gesellschaftsromane „Die letzten Coriandoli.“ So ward der Uebergang vom historischen zum modernen Romane gemacht.

Die Prüfung der Sprache jedes neu erscheinenden Romanes bildet mehr als anderswo eine stehende Rubrik der italienischen Recensenten. „Er ist nicht reinlich, er sündigt in Provincialismen, in Gallicismen“, so lautet der täglich sich wiederholende Wahrspruch der kritischen Jury, um so mehr, da Italien immer noch weit entfernt ist von jener Einheit des Wörterbuches und der Phraseologie, welche Frankreich vermöge seiner Centralisation und dem Uebergewichte seiner gewaltigen Hauptstadt schon längst auf die Spitze getrieben, und die Mehrheit der Italiener weder über die toscanische Aussprache, noch über die toscanische Phraseologie zu verfügen in der Lage ist. Diese Frage der relativen Sprachreinheit ist aber für den litterarischen Werth einer Dichtung von untergeordneter Bedeutung. Man hat dem Livius patavinische, Rousseau savoyische, Walter Scott schottische, Goethe und Schiller süddeutsche Idiotismen vorgeworfen, und dennoch blieben sie grosse Schriftsteller und grosse Stilisten. Jene Fliegenexcremente verschwinden in der Grossheit ihrer Gesammterscheinung. Nicht die Correctheit, sondern das Leben und die Originalität machen das Wesen des Stiles aus. Daher gebe ich Camerini Recht, wenn er behauptet, ein Provincialismus oder ein Gallicismus sei an sich ein kleiner Schaden, er lasse sich mit einem Federstriche beseitigen, nicht so die lendenlahme Langeweile, die Saft- und Kraftleere, die Farblosigkeit, die Unbeholfenheit, und wie die Symptome der

Impotenz alle heissen mögen. Was endlich den gefürchteten und vielgeschmähten Einfluss der französischen Litteratur anbelangt, so scheint mir dieser eine schlechte, aber auch eine gute Seite zu besitzen. Mag er auch die unverfälschte Milch der italienischen Sprache stellenweise verunreinigt haben, so viel lässt sich nicht leugnen, dass die Franzosen im Punkte geschmackvoller, leichter und anmuthiger Darstellung für uns alle Muster und Meister bleiben. Wie man erzählen soll, um zu fesseln, wie man sein Buch anlegen kann, um den Leser so leicht hinein- als hinauszuführen, wer versteht das besser als die Franzosen? Ist es nun eine Versündigung am Genius der eigenen Nation, eine solche Lection zu capiren? Die alten, heute fast ausgestorbenen italienischen Puristen haben so oft bewiesen, dass man Boccaccios Wendungen an Fingers Enden mitführen kann, ohne sich damit einen Leser zu erobern. Die heutigen Romanschreiber Italiens machen keine Jagd mehr auf jene Antiquitäten, dafür aber wissen sie Bücher zu schaffen, welche ihrer Nation gefallen. Dass nun die italienischen Bücher in ihrer Mehrheit *lesbar* geworden sind, daran tragen die Franzosen wohl mehr Schuld, als die Italiener sich selbst gestehen wollen.

Wenden wir uns nun vorerst der Gruppe von Autoren zu, welche man im Hinblick auf Tendenz und Kunstrichtung die englische zu nennen sich versucht fühlt. Die mailändische Zeitung „Perseveranza“, welche ihre Romanfeuilletons in einer besondern

„Biblioteca“ in die Buchform hinüberzuführen pflegt, hat sich namentlich im Falle Castelnuovos zur Protectorin jener Richtung gemacht. Der genannte Autor ist nicht zu verwechseln mit dem veronesischen Grafen Leo di Castelnovo, der nach einigen Versuchen in Lyrik und Novelle sich dem Theater zugewendet und der italienischen Bühne eine Reihe guter Stücke geliefert hat.

Enrico Castelnuovo wurde 1839 in Florenz geboren; da er aber schon als Kind nach Venedig übersiedelte und dort seither gelebt hat, darf man ihn füglich einen Venetianer nennen. Mit vierzehn Jahren finden wir ihn als Lehrling in einem Handelshause; erst 1870 verlässt er die Kaufmannschaft, um eine Zeitung zu redigiren, und zwei Jahre später besteigt er einen Lehrstuhl der Venetianischen Handelsschule, wo er unseres Wissens noch heute wirkt.

Schon in den sechziger Jahren hatte Castelnuovo in der Novellenlitteratur seines Landes sich eine Stelle erobert. Seine erste Novelle war 1864 in der „Strenna Veneziana“ (einem venetianischen Taschenbuche), eine spätere in der italienischen Revue „Nuova Antologia“ erschienen. Diese und einige weitere Erstlinge seines Talentes gab ihr Verfasser in einem schmucken Bande („Racconti e bozzetti“, successore Le Monnier 1872) gesammelt heraus. Seither sind eine Reihe von Novellen und Romanen („Il quaderno della zia“, „La casa bianca“, „Vittorina“, „Lauretta“, „Il professor Romualdo“, „Nuovi racconti“, „Alla finestra“, „Nella

falda") aus Castelnuovos Feder geflossen. Auf seine launige Erzählung „Casa bianca" machte mich eine Bemerkung der „Nuova Antologia" aufmerksam, wo bei Gelegenheit von Franceschis trefflichen Florentiner Gesprächen („Città e Campagna") die Wahrnehmung ausgesprochen wird, dass in jenen Gesprächen, in Yoricks „Festa dei fiori" und in „Casa bianca" der Beweis geleistet sei, dass echte Komik nicht nur im Lustspiele, sondern überall sich finden könne.

Nach dem Bibliofilo der „Illustrazione italiana" soll Castelnuovos „Lauretta" der beste italienische Roman des Jahres 1876 sein. Indessen auch „Casa bianca" verdiente sich einen Ehrenplatz in der Litteratur jenes nämlichen Jahres. Wo liegt es denn, dieses „weisse Haus?" Es ist damit natürlich nicht die Amtswohnung des nordamerikanischen Präsidenten gemeint, sondern ein freundliches und friedliches lombardisches Landgut, nicht weit von der Tessiner Grenze. Der Doctor Emilio Razzelli, ein fein gebildeter junger Arzt, bewohnt es mit seiner würdigen Mutter, Signora Angelica. Da der Doctor ein hartnäckiger Junggeselle ist, bildet sein Gesinde die ganze Familie: der Kutscher Ambrogio, von wegen seiner ragenden Körperlänge zubenannt „die Stange", die robuste Köchin Teresa mit dem Kater Melanio, dem Vertrauensmanne ihrer Zornanfälle und Jeremiaden, endlich die vierzehnjährige Clotilde, eine Waise, welcher sowohl die Pflichten einer Dienerin, als auch die Vorrechte eines Hauskindes zustehen. An einem

schönen Herbstmorgen ist unser Doctor auf dem Sprunge, einen Ausflug in die Schweiz zu unternehmen. Bereits hat der lange Ambrogio die Pferde angespannt, um seinen Herrn nach der etwas entfernten Station zu fahren, als in einiger Entfernung zwei Schüsse knallen und bald darauf ein Bauer gelaufen kommt, der athemlos nach dem Doctor verlangt. „Schnell, Herr Doctor, eilen Sie, ich fürchte, es sind Alle umgekommen!" — „In diesem Falle bleibt dem Arzte wenig zu thun übrig", bemerkt sehr richtig Köchin Teresa. „Ich sah wenigstens die Leichen, vielleicht aber sind sie doch nicht Alle caput."

Im goldenen Löwen des benachbarten Dorfes Belmonte waren Abends vorher zwei geheimnissvolle, hermetisch verschlossene Kutschen angelangt. Ihre Insassen, fast ausschliesslich Fremde, hatten in jenem Gasthofe übernachtet. Ein aufregendes Ereigniss für die Belmontesen! Leider regnete es den ganzen Abend, so dass man auf der Piazza keine Erkundigungen sammeln konnte. Der Löwenwirth Petronio, dem die Fremden ihre Namen zu nennen verweigert haben, der Cavaliere Monselli, der Apotheker Corsaletti nebst Gemahlin und sechs Töchtern, und wie die ehrenwerthen Matadoren von Kuhschnappel alle heissen mögen, fühlen sich aufs höchste intriguirt und lechzen nach Enthüllungen. Am frühen Morgen rasseln die fraglichen Kutschen von dannen. Indessen bald kehrt eine derselben im Galoppe zurück, ein fremder Herr frägt stürmisch nach dem Telegraphen-

amte. Cavaliere Monselli, die wichtige Person im Dorfe Belmonte, ein bartloser beleibter Herr, im Pflanzerhute und weissem Anzuge, der die Hände auf dem Rücken und den Spazierstock im Knopfloche zu tragen pflegt, hat sich bereits an der Thüre des Telegraphenbureau aufgepflanzt und leitet mit grundsätzlicher Unterdrückung des persönlichen Fürwortes die Unterhaltung ein. „Voulez-télégrafier? — Êtes blessé?“

„Lord Arthur ist verwundet!“ versetzte der Andere.

„Ah, comprends!“

Nun dämmert es in den neugierigen Seelen der Belmontesen. Ein Duell hat stattgefunden. Ein „Milordo“ ist verwundet worden. Doctor Emilio hat dem Verwundeten ein Zimmer der „Casa bianca“ zur Verfügung gestellt. Wahrscheinlich wird sein Patient sterben. Pfarrer und Caplan besprechen vorläufig die Bestattungsfrage. „Einen Ketzer bestatten in unserem Kirchhofe? Daraus wird nichts“, meint der Herr Pfarrer. Er hätte muthmasslich noch weiteres beigefügt, wenn nicht der demokratisch gesinnte Fleischer mit seinem auf schwarze Kutten dressirten Bullenbeisser über den Platz geschritten wäre. Pfarrer und Caplan finden es gerathen, sich rasch hinter die schützende Mauer des Pfarrhofes zurückzuziehen. — Unterdessen wird dem Schwerverwundeten die erste Pflege zu theil, und bald erscheint, durch jenes Telegramm von Mailand herbeigerufen, unseres Mylords Gattin, nicht eine Engländerin, wie Frau Angelica

vermuthet und besorgt hatte, sondern eine Mailänderin, die jener Lord vor einigen Jahren ihrer Schönheit wegen zu seinem Range emporgehoben. Doctor Emilio erkennt in dieser Dame obendrein eine Jugendfreundin, und Beide haben nunmehr die beste Gelegenheit, alte Erinnerungen aufzufrischen; denn lange schwankt der edle Lord zwischen Tod und Leben. Seine Gattin, die als Italienerin am liebsten Signora Maria sich nennen hört, ist eine musterhafte Wärterin, obgleich sie weiss, dass der Lord um einer Ballerina willen die biedere Brust sich hat durchbohren lassen. Lord Arthur ist überhaupt ein Prachtstück des niedrig denkenden Egoisten. Seine Gemahlin ist ihm nur als Krankenwärterin willkommen. Wenn er seinen Londoner Hausarzt nicht hat kommen lassen, so geschah es aus Furcht, die italienischen Aerzte könnten ihn aus Aerger, Rache und Brodneid unterdessen umbringen. Wie würde sich sein jüngerer Bruder über seinen Tod freuen! Emilio erweist ihm die sorglichste Pflege. Natürlich; wird er sich doch alles das reichlich bezahlen lassen! Man wende ihm nichts ein, er kennt die Menschen, es gibt nur Eigennutz in dieser Welt. — Maria fühlt sich tief unglücklich, an ein so liebeleeres Wesen gekettet zu sein. Einst liebte sie ihn, heute kann sie ihn nur hassen und verachten. Seine Kränkungen erträgt sie mit Geduld, doch seinen periodischen Anfällen unterwürfiger Fügsamkeit, wenn er reuig, fromm und blöde wie ein Schaf sich darstellt, begegnet sie mit eisiger Kälte.

Diesem herzlosen Wesen gegenüber steht nun der hochherzige, liebenswürdige, sympathische Emilio, der nur für andere lebt, nur darauf sinnt, Elend und Ignoranz aus seiner Umgebung zu bannen. „Wäre der mein Gatte!“ — „Wäre sie mein Weib!“ So denkt Maria, so denkt Emilio, und Frau Angelica hat Beider Gedanken geahnt und begriffen, ohne dass ein Wort gesprochen wird. Gamin Amor hat seine Netze fein gelegt, er ist auf dem Punkte, sie zusammenzuziehen, als der „Policeman“ des englischen Tugendromans, der kategorische Imperativ des deutschen Philosophen, hervorstürzt, den Gamin am Kragen fasst und seinen Bubenstreich vereitelt. Marias Pflichtgefühl, Angelicas strafender Blick und Emilios Respect vor dem heiligen Rechte des Gastfreundes halten alles im Geleise. Der Lord gesundet und „alles ist verloren, nur die Ehre nicht.“ Unser Erzähler folgt der Wahrheit des leidigen Lebens so treulich auf dem Fusse, dass er den Genesenen als unbekehrten Sünder nach der Station befördert. Signora Maria reist gebrochenen Herzens ihrer öden Zukunft entgegen, und finsterbrütend bleibt Emilio bei seinen Belmontesischen Philistern zurück. So endet unsere Geschichte, wie so manche andere dieses unvollkommenen Lebens, in der wir, je nach Neigung und Behagen, bald den Finger Gottes, bald die Hand des Teufels zu sehen vermeinen.

Schon mehr als einmal hat die italienische Kritik die sittliche Haltung, den sympathischen Idealismus

und das ernste Ringen nach Wahrheit und Naturtreue in Zeichnung und Farbe bei Enrico Castelnuovo hervorgehoben, dabei aber die mässige Erfindungsgabe unseres Autors nicht unerwährt gelassen. In seinen ersten Versuchen bietet Castelnuovo allerdings noch wenig von dem, was einer Novelle den Reiz der Spannung verleihen kann. Er hat auch keine Typen geschaffen, die man als neue bezeichnen könnte. Aber es ist heute auch im Romane ein missliches Geschäft, Niedagewesenes hervorzubringen, und mit Labruyère und Goethe sieht man sich veranlasst, zu wiederholen: „Alles ist schon gesagt, und es kommt nur darauf an, es in neuer Art zu sagen.“ Was nun das spannende Element betrifft, so fehlt es wenigstens in unserem Romane nicht, trotz seiner einfachen, an äusseren Ereignissen armen Anlage. „Stirbt er oder stirbt er nicht?“ Diese entscheidende Frage mit allem, was drum und dran hängt, bleibt bis ans Ende in der Schwebe. Und in dem nämlichen Sinne wirkt die geschickt-menagirte, allmälige Entfaltung der Charaktere, sowie die höchst ergötzlichen Ausblicke auf das Kleinleben der Belmontesen mit ihren winzigen Anläufen philiströser Bosheit, ihren Miniaturstürmen im Glase Wasser, ihren lächerlichen Naivetäten. Selbst das Gesinde der „Casa bianca“ besitzt seine Originalität. Jede dieser Gestalten hat ihr eigenes Leben, vom langen Ambrogio bis auf die Köchin, welche, um den Fasttag nicht zu brechen, dem Zeiger ihrer Küchenuhr ein Bischen nachhilft; denn

vor dem Schlafengehen soll noch ein herrschaftlicher Rest Salami verschwinden.

Während die ernste Seite unseres Romanes Castelnuovos Talent für psychologische Analyse bekundet, macht die launige Seite desselben dem Humoristen alle Ehre. Die umständlichen Ueberschriften der einzelnen Kapitel klingen etwas altväterisch, aber sie erinnern an eine gute Schule, an diejenige der englischen und der deutschen Humoristen. Castelnuovos Sprache bewegt sich in jener behenden Darstellung, die zum periodischen Stile älterer italienischer Romane einen wohlthuenden Gegensatz bildet und mehr und mehr Eigenthum der modernen italienischen Romanschreiber zu werden scheint.

Dasselbe mag von dem fruchtbarsten unter den heutigen Romanschreibern Italiens, von dem Genuesen *Anton Julius Barrili* gesagt werden. Man glaubt es seiner jugendlichen Erscheinung kaum, dass sein Geburtsschein aus dem Jahre 1836 datirt, er also das sogenannte Schwabenalter bereits überschritten hat. Mit den meisten seiner Altersgenossen machte er den Feldzug von 1859, Garibaldis Tyrolerzug von 1866 und desselben unglückliche römische Expedition von 1867 mit. Kaum achtzehn Jahre alt, begann er zu schreiben, mit zweiundzwanzig war er Redactor einer demokratischen Zeitung. Seit mehreren Jahren endlich schreibt er das von ihm selbst gegründete Blatt „Cáffaro“, dessen Name an den ältesten Chronisten Genuas erinnert. Barrili ist ein Mann von mittlerer Grösse,

dunkel und schmächtig wie ein echter Ligurier, allen, die ihn kennen, sympathisch. „Er ist Junggeselle und besitzt alle Eigenschaften, um als solcher zu sterben.“ Wie der eifrige Politiker und Journalist noch Zeit zum Romandichten finde, ist vielen ein Räthsel. Er ist eben thätig wie seine Genuesen; wenige Stunden Schlafes genügen ihm. Mit Tagesanbruch setzt er sich an seinen Tisch und schreibt bis zehn Uhr an seinem neuen Buche. Dann erst geht er zum täglichen Leben und zur eigentlichen Tagesarbeit über. Auch diese Regionen gönnen übrigens dem Dichter die Gelegenheit, sich umzusehen und sich frischen Stoff zu sammeln. Barrili hat ein scharfes Auge für das Schöne wie für das Hässliche, und sein Idealismus und seine feine Ironie lösen jenen Gegensatz in eine höhere Einheit auf, indem sie ihn dichterisch zu verklären und humoristisch zu gestalten wissen.

Barrili begann mit „Racconti e Novelle“, die, wenn wir recht berichtet sind, 1869 zuerst gesammelt wurden. Gerade diese seine Erstlinge hat der Geschmack seiner Landsleute am lebhaftesten begrüsst. Mit derselben Frische ist der zweite seiner eigentlichen Romane, „Val d' Olivi“ (1873), geschrieben. Barrilis starke und schwache Seiten treten hier zum ersten Male klar zu Tage. Was die Handlung anbelangt, so ist diese nicht bedeutend. Zwei Männer, Flaviano und Emanuele, kämpfen um das Herz einer lombardischen Herzogin, der Duchessa d' Andrate, welche, wie das Barrilis Gestalten gerne begegnet, des Autors

lateinischen Citatenschatz redlich ausbeutet. Das Drama beginnt erst, nachdem der Knoten gelöst ist, und das Ganze ist von dem überwuchert, was die französische Kritik „le marivaudage du cœur“ nennen würde, zu Ehren jenes Marivaux, dessen ängstliche Herzensanalyse, wie Voltaire meinte, Fliegeneier in Spinnengeweben auswog. Dabei aber zeigt sich doch wieder der Künstler à l'anglaise, der mit dem einen Auge den Stil überwacht, während das andere die innere Welt des Menschen prüft.

Von nun an lässt sich der unternehmungslustige Autor von seiner Phantasie bald in diese, bald in jene Region der Menschheit tragen, und kein Genre bleibt vor seinem Besuche sicher. Seine „Semiramide“ (sein *dritter* Roman im Jahre 1873!) führt uns ins alte Babylon, sein „Merlo bianco“ nach Japan, sein „Sempronio“ (1877) in die altrömische Gesellschaft, seine 1879 erschienene „Conquista d' Alessandro“ in die reiche Bourgeoisie des heutigen Roms. Auch den französischen Intriguenroman hat Barrili in „Cuor di ferro e cuor d' oro“, den Roman der erschütternden Leidenschaft in „Come un Sogno“ versucht. Letzterer gilt für sein Meisterwerk.

Um Barrilis Vielseitigkeit zu charakterisiren, müsste man die angeführten Typen seiner verschiedenen Manieren beleuchten. Damit aber der Rahmen dieser skizzenhaften Rundschau nicht gesprengt werde, will ich mich auf die „Conquista d'Alessandro“ beschränken, umsomehr, da ihr Thema ein echt italienisches ist.

Der Titel des Romans erinnert an die Eroberungen des grossen Macedoniers; es handelt sich indessen nur um die Heiratseroberung Alessandro Ludovisis, eines modernen Bürgers des christlichen Benares, wie Barrili das päpstliche Rom nennt. Alessandro Ludovisi trägt einen alten, aristokratischen Namen, aber die Vorfahren haben dem jungen Manne ausser einer hübschen Figur und grossen tiefdunklen Augen nicht über 50,000 Fr. Münze hinterlassen. Alessandro hat mit Garibaldi gegen und für Rom gekämpft, er hat lange im Exil gelebt, endlich im Herbste 1870 ist er mit der vaterländischen Armee durch die famose Bresche der Porta Pia in Rom eingezogen. Ludovisi besitzt Talente, aber keinen bestimmten Beruf, und sein winziges Capital beginnt mehr und mehr in das Zeichen des Krebses zu gerathen. So begegnet ihm eines schönen Nachmittags im Parke des Monte Pincio ein Zweispänner mit zwei eleganten Damen, zweifelsohne Mutter und Tochter. Mächtig ergriffen von den blendenden Reizen der jungen Römerin, wirft sich Alessandro in eine Botte (römische Droschke) und fährt seinem Paare so lange nach, bis er die Pforten des Palastes kennt, wo die Wundertaube nistet. Er theilt sich hierauf seinem väterlichen Freunde, dem Banquier Rustichelli mit; dieser kennt gar wohl die Damen Santini; sie besuchen seine Familienbälle, er kann und wird Alessandro ihnen vorstellen. Rustichellis Ehrgeiz kommt übrigens dem jungen Liebhaber vortrefflich zu statten. An demselben Tage,

an welchem der schlaue Banquier ihm die Hand von Celestine Santini auswirkt, hat ihm Alessandro einen Sitz im Parlamente zu erobern. Das alles geht auch glatt von statten. Alessandros Hochzeitsreise nach Paris ist ein richtiger Honigmond ohne allen und jeden säuerlichen Beigeschmack.

Aber mit der Rückkehr ins Haus der Schwiegermutter geht für unsern armen Eroberer der Teufel los. Mama Santini empfängt ihren Schwiegersohn mit ausgesprochenem Hasse; denn er hat ihr ihren Götzen geraubt; er wisse ihr Herzenskind weder zu pflegen noch zu schonen; sie ist eine so zarte Pflanze, dass ihre Mutter sie wöchentlich mindestens einmal für krank erklärt. Tag und Nacht will sie ihr Kind in der Nähe haben. Celestine wird auf ihr früheres Lager neben demjenigen ihrer Mutter commandirt; Alessandro soll sich mit der Rolle des Begleiters, Cavaliers und Tischgenossen begnügen. Eroberer Alessandro lässt sich erst alles gefallen, schluckt die täglichen Pillen mit der Regelmässigkeit eines Musterpatienten, alles aus Künstlerliebe zu seiner schönen Puppe, deren Indolenz ihn doch alle Tage im Stiche lässt, weil sie sich dem mütterlichen Willen zu entziehen scheut. Endlich rafft sich Alessandro auf; aber schon seine ersten Anläufe beweisen ihm die schreckliche Energie des schwiegermütterlichen Teufels, dem die ganze Rhetorik eines Höckerweibes zu Gebote steht. „Du hast nichts und bist nichts", sagt sie ihm eines Tages, „als ein Bettler im fremden

Hause. Wie gereut mich heute meine Wahl! Meine Tochter hätte einen Vornehmeren, Reicheren und Besseren haben können. Sie wäre ja nimmermehr sitzen geblieben, um zu Hause die Katze zu flohen (spulciar il gatto)." So sieht sich Alessandro ohne allen Einfluss auf das Weib seines Herzens, wird Gegenstand des Hohnes und Spottes selbst der Dienerschaft. Verzweiflung erfasst ihn und er jagt sich eine Kugel in den Leib. Schon gratulirt sich die Schwiegermutter, den Unbequemen los zu sein. Aber nur gemach! Unser Autor hat noch eine Ueberraschung in seiner Mappe. Celestina, durch die Anbetung der Männer und durch die Verhätschelung ihrer Mutter doppelt verzogen, brauchte eine tragische Erschütterung, um ihrer Liebe zu Alessandro bewusst zu werden und ihre bisherige Feigheit und Indifferenz aufs tiefste zu bereuen. Nun aber ist mit einem Male der Zauber einer selbstsüchtigen und rohen Mutter gebrochen; und Alessandro, der natürlich wieder aufkommt, hat von jetzt an seine Conquista wirklich erobert.

So endet unsere Geschichte, welche als Gesellschaftsroman den Namen eines „Studio del vero" in der That verdient, wenn auch die Gestalten etwas blass gemalt und etwas skizzenhaft behandelt sind. Wahr und folgerichtig ist auch die Entwicklung der Handlung in allen ihren Theilen. Und gewisse Zuthaten machen die Erzählung vollends zu einer lesenswerthen. Dahin rechne ich die Ironie (mehr germani-

scher Humor als französischer Esprit), welche Barrilis Romanen einen heiteren Ton verleiht und selbst pedantische Anspielungen auf Homer, Horaz und die Bibel zu retten versteht; sodann die Sprache, die nichts Französisches hat als ihren Witz und ihre durchsichtige Klarheit, endlich die eingestreuten Notizen über Gesellschaftsmoral. Barrili zeigt in dieser Richtung eine Ader, welche an Larochefoucauld und Labruyère erinnert. „Unsere römischen Prinzen sammelten einst Kupferstiche, ihre Enkel legen heute Postmarkensammlungen an.“ — „Zwischen dem ewigen Begehren und Bereuen bleibt dem Humor in diesem Leben fast kein Raum mehr.“ — „Der heutige Anstand verlangt nicht mehr ein Maximum von Politesse, sondern nur ein Minimum von Unhöflichkeit.“ — „Fliegen sind auf Honig, Dichter auf Lobreden und Damen auf Complimente erpicht. Die lieben Damen protestiren zwar, aber für Dichter und Fliegen ist die Sache längst erwiesen.“ — „Die italienische Liebe ist eine Künstlerliebe zu einer Statue von Fleisch und Bein. Unsere Dichter haben diesen Thatbestand durch die Phrase zu mildern geruht: Ein schöner Leib birgt eine schöne Seele. Eine Regel, die wie die Ausspracheregeln des Englischen auf fünf Fälle passen mag und fünfzig andere Fälle zu den Ausnahmen commandirt.“ — „Wir sollten mehr als es zu geschehen pflegt, den ersten Eindrücken folgen. Aus Höflichkeit lassen wir uns die Gesellschaft eines widerwärtigen Menschen gefallen, erkaufen uns so

einen faulen Frieden um den Preis eines künftigen jähen Bruches.“ — „Schlaue Ehemänner wünschen ihrer schönen Gattin gleich eine Anzahl Anbeter, damit sich diese gegenseitig im Schache halten. Aber Ulysses war noch schlauer als diese Schlauen. Er griff zum Bogen und verschonte ihrer auch nicht Einen.“

Mit diesem liebenswürdigen und feinen Geiste ist mehr der Tendenz als dem Gehalte und der Natur des Talentes nach verwandt der Sardinier *Salvatore Farina.* Als Gesinnungs- und Tendenzgenossen Barrilis kann man ihn insoweit betrachten, als Beide der idealistischen Richtung und der nationalen Schule angehören und Beide ausgesprochene Künstlernaturen sind. Farina zählt zu den angesehensten unter den heutigen Romanschreibern Italiens; er ist zugleich fast der Einzige, dessen Romane in mehrere Sprachen übersetzt worden sind. Er steht gegenwärtig im besten Alter von fünfunddreissig Jahren. Sein Vaterland ist Sardinien; 1846 ward er in Corso, Provinz Sassari, geboren. Der Vater, ein tüchtiger Jurist, siedelte nach Piemont hinüber, wo Ferdinand Bosio, der bekannte Schriftsteller, schon frühe Salvatore der Litteratur zuführte. Indessen vollendete derselbe 1868 doch seine juristischen Studien mit dem Turiner Doctorexamen, welchem die Verheiratung auf dem Fusse folgte. Das junge Paar liess sich in Mailand nieder, woselbst Salvatore Farina seither als Redactor zweier Zeitschriften, als Uebersetzer ausländischer Romane und als Originalschriftsteller wirkt.

In seinem Hause und in seinen Armen starb 1869 sein hoffnungsvoller Freund Ugo Tarchetti, ein Piemontese aus dem Monferrato, dessen robustes Talent sich mehrmals in der Novelle versucht hat. Schon in einem Artikel der „Rivista minima“ von 1865 weist Tarchetti, im Gegensatze zu den Nachahmern der Franzosen, auf die englischen Romane als die wahren Muster hin, eine sprechende Thatsache für die Richtung dieser Schule. Als sodann de Amicis 1867 mit seinen Skizzen aus dem Soldatenleben in die Oeffentlichkeit trat, schrieb Tarchetti das pessimistische Gegenstück zu jenem rosigen Optimismus, der die Armee zu verherrlichen bemüht war, und protestirte mit seinem Romane „Una nobile follia“ aufs leidenschaftlichste im Namen der individuellen Freiheit gegen das Institut der stehenden Armee. Tarchettis Schriften hinterlassen den Eindruck eines jugendlichen Schwärmers, womit indessen sein Talent nicht soll geleugnet werden.

Doch wir wollen Farina besprechen. Seine ersten Novellen („Due Amori“, „Un segreto“ 1869) wurden vom Publicum nur wenig beachtet und von der Kritik nicht eben freundlich angesehen, aber der Roman „Il tesoro di donnina“ (1873) machte seinen Verfasser rasch in weiteren Kreisen bekannt. Für Italien, d. h. für ein Land, wo wenig gelesen und noch weniger gekauft wird, erlangte derselbe einen ansehnlichen Erfolg, man lobte um die Wette Charaktere, Stil und Erfindung und beeilte sich, Herrn Farina mit dem

stolzen Namen eines italienischen Dickens zu taufen, zum Theil wohl deshalb, weil man wusste und merkte, wie eifrig Farina jenen grossen englischen Realisten studirt hatte. Unter den späteren Novellen gefiel besonders „Amore Bendato“ (Amor mit der Binde oder Blinde Liebe, 1875). Dieselbe erschien zuerst in der „Nuova Antologia“, der ersten italienischen Revue, dann in Buchform, dann übersetzt im Feuilleton einer Pariser und einer norddeutschen Zeitung, neulich wieder im Original in einer zierlichen Elzevirausgabe bei Casanova in Turin. Grunow in Leipzig, Hachette in Paris, Perojo in Madrid, Rogge in Amsterdam haben seither Uebersetzungen von Farinas Novellen verlegt. Wir wollen eine derselben uns näher betrachten.

„Blinde Liebe“ ist eine Geschichte von höchst einfacher Construction. Das kleine Drama zählt nur drei Mitspieler, zwei junge Eheleute und den bekannten „Dritten“, der hier die Rolle eines Hausarztes und Hausfreundes spielt. Leonardo, der lange Sprössling eines alten und reichen Mailänder Hauses, hat die schöne Ernesta geheiratet, weil er sie zu lieben vermeinte. Aber bald nach der Heirat entdeckten unsere jungen Leute, dass sie sich in einander geirrt haben. Leonardo, ein blasirter und ziemlich fader Müssiggänger, bringt nach wie vor seine Nächte im Café Cova, im Circolo und hinter den Coulissen der Scala zu, seine junge Frau fühlt sich vernachlässigt und gottverlassen, kauft einen

Civilcodex und beginnt das nationale Scheidungsverfahren zu studiren. Leonardo seinerseits fühlt sich nachgerade belästigt von ihren täglichen Schnabelhieben und Klageliedern, und schüttet seinem Freunde und Hausarzte Agenor eines schönen Morgens sein ganzes Herz aus. „Kann denn ein junger Mann, der das liebe, lange Jahr hindurch Ferien feiert, ein rangirter Ehemann werden, wie sein Vis-à-vis, der Salamihändler, oder der Krämer, sein Nachbar? Soll er seine lustige Kameradschaft im Café Cova aufgeben, soll er mit einer Ballettänzerin nicht mehr soupiren dürfen? Doctor, sagen Sie es selbst, habe ich nicht Recht, bin ich nicht das Opfer, das beklagenswerthe Opfer des Verhängnisses?“ „Du hast Recht, so lange *Du* redest!“ „Wie meinst Du das?“ „Ich meine das so. Deine Frau hat ebenfalls Recht, wenn *sie* anfängt. Ihr habt eben beide Recht. Wir haben überhaupt alle Recht; denn aus Jedem von uns spricht das Temperament, das Blut, die Nerven. Daher kommt es, dass ein Jeder Recht hat.“ „Doctor, ich kenne Deine Theorie, Du bist ein Moleschott, ein Materialist. Aber heute will ich mehr von Dir, ich will einen Freundschaftsdienst. Du gehst zu meiner Frau und schlägst ihr eine Trennung im Frieden vor. Sie verreise aufs Land, in die Bäder, während ich in Mailand wohne, und kehrt sie unter mein eigen Dach zurück, dann werde *ich* auf Reisen und in die Bäder gehen.“ Doctor Agenor übernimmt die Commission, Leonardo greift zu Hut und Stock, schleicht

davon, und freut sich draussen wie ein Schuljunge, dass ihn die liebe Frau nicht auf der Treppe noch erwischt hat. Diese nimmt den Vorschlag Leonardos an, lässt sich sofort ihre Koffer packen und reist nach Bellaggio am reizenden Comersee. Hausfreund Agenor beschliesst nun die Situation auszubeuten. Was der fade Leonardo verschmähte, scheint ihm keine gemeine Kost zu sein. Wer ist nun aber Doctor Agenor? Er hat Medicin studirt, um das Leben besser geniessen zu können. Seine Praxis freilich reicht nicht über die Costipazioni (Katarrh) seiner näheren Freunde hinaus. Agenors materialistische Lebensregel lautet: Alles ist erlaubt, was dem Nächsten nicht schadet. In unserem Falle beschliesst er, der verlassenen Schönen seine Reize entgegen zu bringen. Er besucht sie als Hausarzt in ihrer idyllischen Villa von Bellaggio, macht erst eine idyllische Taubenfütterung mit, lässt dann das Geschütz seiner Redekunst spielen, bis die Festung eine Bresche zu bieten scheint. Aber siehe da, eine hellklingende Vogelstimme aus den Büschen des Gartens spielt ihm einen schlimmen Streich. Ernesta glaubt ganz deutlich die warnenden Worte zu vernehmen: „Non è lui, non è lui!“ „Es ist der Rechte nicht!“ Das ist die Stimme ihrer seligen Mutter, deren Geist durch eine Vogelkehle zu ihr spricht. Durch diesen abergläubischen Einfall einer spiritualistischen Seele ist der materialistische Mediciner für immer geschlagen. — Leonardo verreist nach Spaa, und Ernesta zieht in die

Stadt. Aber Oede und Langeweile lauern hier so gut, wie unter den duftenden Sträuchern von Bellaggio. Ernesta fühlt sich unglücklich, obgleich sie sich's nicht eingestehen mag. Da kommt wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Kunde, Leonardo sei am Staar erblindet. Wirklich kehrt der arme blinde Mann auch bald im Hause seiner Väter ein, wird von Ernesta liebevoll gepflegt, und Agenor bemerkt mit Schrecken, dass Schmerz und Unglück das zu Wege bringen, was Glück und Genuss nicht vermocht haben. Leonardo verliebt sich in seine Frau, und diese fühlt sich zum ersten Male glücklich. Das Uebrige lässt sich errathen. Eine gelungene Operation macht den blinden Amor zu einem sehenden. Auch Doctor Agenor findet eine Braut, und die beiden Paare vertauschen so oft wie möglich das Stadtleben mit dem Landleben. Hier auf dem Lande schreien jetzt alle italienischen Spatzen: „È lui, è lui!“ „Das ist der Rechte, das ist der Rechte!“ Nur die Stammgäste des Café Cova zucken mitleidig die Achseln über die versimpelten Ehestandshelden.

Diese Novelle scheint mir Farinas Stärke und Schwäche anschaulich vorzuführen. Mit seiner Schule theilt er die Richtung auf das Wirkliche und das Natürliche, sowie die Begeisterung für die ideale und die künstlerische Seite des Lebens. Lebhaftes Gefühl für häusliche Tugend, häusliches Glück und die Segnungen der Freundschaft, dies ist der Grundton, dies sind die leitenden Motive seiner Novellen

und seiner Romane. Eine humoristische Ader (umorismo), die idyllische Behandlung der Landschaft und des Hauses, endlich die einfache, durchsichtige und gefeilte Sprache bilden die schmückenden Zuthaten. Aus letzteren besonders spricht Kunstgefühl und ein zähes Trachten nach Vollkommenheit. Die italienische Kritik hat diese Vorzüge bereits in allen Tonarten gelobt, so dass es mir fast vorkommen will, wir stehen hier einer sogenannten „réputation surfaite“ gegenüber. Ein gebildeter und denkender Leser wird in Farinas Talent bald wesentliche Lücken gewahren, eine gewisse Dürftigkeit der Phantasie und der Erfindung, etwas Zahmes, Mattes und Frostiges, das den Eindruck mühsamer Zangengeburten macht. Man glaubt viel lieber an den zähen Willen als an die Schöpferkraft Farinas. Da sprudelt es doch ganz anders bei Dickens. Bis zum Zerspringen voll sind seine Rahmen. Welche Fülle von Gestalten, wie haften sie in unserer Phantasie, wie unendlich vieles sieht der grosse Realist, und wie sicher zeichnet er, was er einmal angeblickt, wie verschwindet bei ihm die These des Romans hinter dem Reichthum des unendlichen Lebens! Bei Farina dagegen meist blasse und unbestimmte Figuren, der dünne Faden einer Handlung, an dem die nackte These entlang hinkt, die Gespräche häufig matt, fast ordinär, zuweilen so, als müssten sie mit jedem Augenblicke aus Mangel an Brennstoff verglimmen. Farina birgt keine reiche Welt in sich, und die Aussenwelt kennt er nur stück-

weise. Ein Familien- und Cabinetsmann, versteht er nur die Typen der Häuslichkeit, die Donna di Casa, zu malen. Alles andere, vorab was man Welt und Gesellschaft nennt, kennt er offenbar mehr vom Hörensagen als durch anschauende Uebung. Für längere Romane scheint sein Athem nicht auszureichen, daher seine charakteristische Aeusserung, die Novelle sei dem Romane vorzuziehen, weil sie comprimire. Wo es an Material fehlt, ist allerdings der enge Rahmen der geeignetere. Farinas ganzes Schaffen wird ein Franzose „un peu fouetté“ nennen; denn wo es nicht schäumen will, peitscht es der kleine Kunstbesen heraus. Die Sprache ist rein und glatt, elegant und fein, aber ein treffender, packender, origineller Ausdruck, ein prägnantes Bild, das Leidenschaft oder Poesie oder Witz im Busen trägt, sind bei Farina eine Seltenheit. Er ist der Mann der idyllischen Ruhe, des ewigen Friedens und der verzweifelten Windstille. Dies meine unmassgeblichen Einwendungen gegen das Loblied der italienischen Kritik und ihr tönendes „è lui, è lui!“ — Doch ich will dem Leser meinen Autor nicht verleiden. Auch die Kritik beherrscht ja der Geschmack, die Neigung und die Laune des Einzelnen.

„Wie sieht er aus?“ Auf diese „Lady-question“ antwortet ein italienisches Journal mit folgendem Bild. „Farina ist ein grosser, starker und schöner Mann mit schwarzen Haaren und dichtem Vollbart, dunklen Augen und dunkler Gesichtsfarbe, eine martialische

Erscheinung, die mit dem schüchternen, scheuen, mädchenhaft blöden Auftreten des Mannes in der Gesellschaft wunderlich contrastirt. Er scheint oft unhöflich, während ihm verlegene Schüchternheit die Kehle zuschnürt. Die Gegenwart einer unbekannten Dame reicht hin, um ihn aus dem Concepte zu bringen.“ Also weder ein Pariser noch ein Berliner.

Seit seinem ersten Buche hat Farina sich fort und fort vervollkommnet. Vielleicht hat die Zukunft seiner zähen Energie noch entscheidendere Erfolge aufbehalten, welche auch die Kritik der Ungläubigen entwaffnen wird.

Mit *Victor Bersezio* betreten wir das Gebiet jener zweiten Schule, welcher die Franzosen näher stehen als die Engländer. Bersezio ist eine ganz bedeutende Erscheinung, nach Vieler Ansicht der genialste unter den heutigen Pflegern des italienischen Romans; denn weder an Vielseitigkeit des Talentes noch an Tiefe und Reichthum der Erfindung ist er von Anderen überholt worden. Bersezio ist Kritiker, Romandichter und Dramatiker und hat auf jedem dieser Gebiete glänzende Erfolge erzielt. Er wurde 1830 in Peveragno, Provinz Cuneo, geboren. Er ist ein Kind der Berge und hat dem heimatlichen Gebirge treueste Anhänglichkeit bewahrt. Sein Vater war schlichter Notar und Gemeindeschreiber seines Dorfes, indessen seine Tüchtigkeit beförderte ihn zu einer hohen Stelle in Turin. Hier genoss Victor den ersten Unterricht, mit achtzehn Jahren war er bereits Doctor juris,

kämpfte dann mit der italienischen Jugend in der Lombardei und bei Novara für Italiens Unabhängigkeit. Nach der Heimkehr warf er sich mit ganzer Kraft auf die Litteratur, welcher er übrigens schon seit dem fünfzehnten Jahre heimlich gefröhnt hatte. Sein erster Meister war der tiefste französische Romancier der Julimonarchie, Balzac. Bersezios jugendliche Versuche erschienen in Valerios „Letture di famiglia" und in Brofferios „Messaggiere", zwei piemontesischen Blättern von gutem Klange. Im Jahre 1852 versuchte sich Bersezio mit seinem ersten Drama auf einer Turiner Bühne. Bald gründete er eine Zeitung, deren „parlamentarische Profile" ihrem Verfasser grosses Lob und die besondere Achtung Cavours einbrachten. Er redigirte sodann ein Jahr lang das Witzblatt „Fischietto." Da verliess er Knall und Fall sein behaglich gewordenes Turin. Von einer tiefen Leidenschaft gefoltert, zog er sich auf drei Jahre in seine Berge zurück, wo er in rastlosem Studium Heilung suchte und fand. In dieser für ihn so schmerzlichen Einsamkeit schrieb Bersezio seine ersten Erzählungen, lebhafte Bilder der piemontesischen Gesellschaft („Il novelliere contemporaneo" — „La famiglia" — „L' amor di patria"). Hachette in Paris publicirte bald eine Auswahl in französischer Uebersetzung. In den Jahren 1857 und 1858 finden wir Bersezio in Paris, im Umgange mit Schriftstellern ersten Ranges und an der Redaction französischer Journale sich betheiligend. Nach Turin zurückgekehrt,

übernahm er den litterarischen Theil der „Gazzetta ufficiale“ und wirkte in dieser Stellung bis 1865. Jetzt erschloss sich vollends seine reiche Ader; nicht nur eine Reihe von Romanen, sondern auch eine Reihe von piemontesischen und italienischen Dramen flossen nun aus seiner Feder. Unter letzteren ist eines sehr berühmt geworden: „Miserie de' Monsu Travet“, in seiner italienischen Version „Le miserie del signor Travetti“ betitelt. Travetti ist der Typus des italienischen Beamten, der den Stolz und die Ehre, der bureaukratischen Kaste anzugehören, mit dem Deficit der Armuth und den Plagen des Lastthieres bezahlen muss. Der greise Manzoni, der seit vielen Jahren kein Theater mehr besucht hatte, freute sich wie ein Kind an diesem classischen Typus und ein Berliner Schauspieldirector brachte es unter dem Titel „Bartelmanns Leiden“ auf die deutsche Bühne. Gegenwärtig redigirt Bersezio die von ihm gegründete „Gazzetta piemontese“, welcher er seit zwei Jahren ein beliebtes litterarisches Wochenblatt, die „Gazzetta letteraria“ beigefügt. Seither begann der energische Mann eine Cultur- und Litteraturgeschichte Piemonts unter Victor Emanuel, in der er selbst eine so hervorragende Stelle verdient. Ist Bersezio doch der piemontesische Romancier par excellence, der humane Dictator der dortigen Kritik, dazu der Schöpfer des piemontesischen Dramas, mit einem Worte der bedeutendste Vertreter piemontesischer Litteratur.

Wir haben Bersezio hier nur als Romandichter

zu betrachten. Ich weiss nicht mehr in welchem Bande seiner „Année littéraire“ nennt Vapereau unseren Autor den Balzac des Piemont. [1]) Ein grosses Wort im Munde eines Parisers, der seine Litteratur an Fingers Enden kennt! Denn was war nicht Balzac für die schöne Litteratur unter Louis-Philippe, was ist er nicht geblieben für die Litteratur des Jahrhunderts! Wäre ihm die künstlerische Form zu Gebote gestanden, wie er die Typen seiner Gesellschaft in sich aufzunehmen und zu reproduciren wusste, so stünde er fast ebenbürtig neben Shakespeare da. Und an Shakespeare erinnert in der That zuweilen auch Bersezio im Reichthum und im Leben seiner originellen Schöpfungen. Wie bei Balzac würde es eine Arbeit erfordern, alle von Bersezio nach dem Leben gemalten Typen aufzuzählen. Ueberdies hat er ja fast alle Genres angebaut, vom historischen Romane bis zur Dorfgeschichte. Um eine Idee von Bersezios Kraft zu geben, wähle ich einen Stadt- und einen Dorfroman.

Der Stadtroman führt den Titel „Missgeschick“ („Fortuna disgraziata“), erzählt uns die herben Schicksale eines Mädchens, dessen blendende Schönheit für sie selbst und für ihre Umgebung in wahrhaft verhängnissvoller Weise zum Unsegen und zum Fluche wird. Die Heldin der Erzählung, Lena Gugletti, kommt gegen 1850 in Turin zur Welt. Ihr Vater

[1]) Vap., Année litt. II, 144.

ist ein wohlhabender Kaufmann, die Mutter eine gute Frau, die ihr Kind nach dem Recepte von Gellerts Affenmüttern grosszieht. Lena wächst im Ueberflusse auf und wird auf jede Weise verzogen und verhätschelt. Ein junger Mann aus gutem Hause freit um die Hand des herrlich aufblühenden Mädchens, aber er wird schnöde abgewiesen; denn Herr und Frau Gugletti streben beide nach höheren Allianzen. Unterdessen verspielt der Alte sein Vermögen an der Börse, verliert darüber sein Bischen Verstand, dann noch sein Restchen blödes Dasein, und Gram und Noth bringen die Mutter um. Blutarm und verlassen, findet Lena eine Zuflucht im Hause einer Tante, der rohen Ehehälfte eines ausgedienten Offiziers. Hier entrollt uns Bersezio ein meisterhaftes Familienstück. Der pensionirte Hauptmann Borbotti mit seinen Soldatenlastern und Kasernenflüchen, sein streitbares Ehegespons Frau Maddalena, das Dienstmädchen Brigida, dessen Talente sich zwischen Spionage und Zutragen bewegen, der älteste Sohn Bernardo, ein Bureaukrat vierten Ranges mit dem Hochgefühle eines Ministers, ein lederner Pedant, ein lächerlicher Wichtigthuer, ein hartgesottener Egoist, der seine freie Zeit an der Drehbank arbeitet, von wo sein einförmiges Pfeifen die Hausbewohner zur Verzweiflung bringt, — alles das Photographieen von schlagender Wirkung und sprechender Wahrheit. In diese abstossende Welt tritt nun die arme, durch das Unglück eingeschüchterte und geknickte Lena, und der stille Zauber ihrer

unwiderstehlichen Reize wirkt dämonisch und verwildernd auf ihre rohe Umgebung. Der Bureaukrat beschliesst, dem Mädchen Antheil zu gewähren an seinem diplomatischen Range, mit andern Worten, sie zu seinem Weibe zu machen. Sein Vater, der Hauptmann, wird eifersüchtig und sucht umsonst diese Eifersucht in Wein und Schnaps zu ersäufen. Die schnüffelnde Magd kommt hinter die Geheimnisse beider und stachelt und hetzt die streitbare Hausfrau zu Wuthausbrüchen einer Furie. Ein wahres Bellum omnium contra omnes entspinnt sich, ein wüthender Kleinkrieg von vier Bestien, die alle mit Fangzähnen und Klauen, mit Schutz- und Trutzwaffen wohl versehen sind. In eine der belebtesten Vorstellungen dieser Menagerie fällt wie eine Bombe die Ankunft Micheles, des zweiten Sohnes, eines Scharfschützenoffiziers von bester Haltung und glänzenden Lastern, ein Typus des militärischen Egoisten. Natürlich macht dieser junge Held den beiden anderen Herren die ungesäumteste Concurrenz, und die Lohe des Bürgerkrieges schlägt furchtbarer empor als je. Nur Einer lebt in dieser Welt der rohen Selbstsucht, der die Selbstverleugnung kennt. Es ist des Hauptmanns jüngster Sohn Giuseppe, Commis in einem Bankhause. Selbstverständlich ist auch er verliebt in die schöne Dulderin, aber seine tiefe und reine Neigung äussert sich nur im Streben, Lenas schlimmes Loos zu mildern. Endlich kommt es zur Katastrophe. Lena wird aus dem Hause getrieben und findet Zu-

flucht bei einer reichen Jugendfreundin, Gräfin Elvira. Doch auch hier verfolgt sie der Fluch ihrer Schönheit; ihre Erscheinung hat dem Grafen bald den Kopf verdreht und stiftet auf diese Weise neues Unglück. Endlich raubt ihr eine Blatternkrankheit die verhängnissvollen Reize, und von nun an lebt sie glücklich — an Giuseppes Seite.

In diesem Romane zeigt sich so recht die dramatisch angelegte Natur von Bersezios Talent. Es geschieht sehr viel, und die Charaktere entwickeln sich, ganz shakespearisch, durch ihr Handeln und ihr Wollen. Selbst die Ueberschriften der Kapitel erinnern an ein Bühnenstück, tragen sie doch fast durchweg nur die Namen der handelnden Personen: Michele und Giuseppe — Maddalena und Bernardo etc. Die oben berührten Familienscenen sind ein realistisches Prachtstück für Denjenigen, der die Aesthetik des Hässlichen ertragen kann und hinreichend starke Nerven besitzt, um Blitz und Donner ein Weilchen auszuhalten. Es wettert und hagelt in jenen Scenen allerdings erschrecklich durcheinander.

Der Dorfroman „Povera Giovanna“ gilt in Italien für Bersezios gediegenste Leistung. Es ist eine rührende Geschichte mit reichen Detailschönheiten. Der Dichter führt uns in das Dorf seiner Kindheit, malt uns die „gros bonnets du village“ in kecken Zügen und mit satten Farben. Aber ein milder Friede waltet in dem ganzen Buche, es ist eine innere Geschichte, die Leidensgeschichte einer schönen Seele.

Die arme Hanne kam hässlich und missgestaltet zur Welt; statt des Lächelns empfing sie die Enttäuschung und der Verdruss ihrer Erzeuger. Dem Kinde ward nur Schmerz und Spott, dem Mädchen nur Kummer und Lebensekel. So wird Hanne menschenscheu und einsam, und ihre Träume sind die einzigen Freunde, die ihr bleiben. Sie hat auf den letzten Strahl jener Freude verzichten müssen, die das Leben zu einem erträglichen macht. Da wird durch eine Laune des Geschickes, durch den Tod eines fremden Vetters, die arme Verwachsene plötzlich reich. Hohn und Spott verwandeln sich mit einem Male in Unterthänigkeit und Schmeichelei. Sogar die Freier tauchen jetzt in Menge auf. Hanne vergisst einen Augenblick das Wie und Warum und überlässt sich dem schönen Traume, ihr Vetter Piero, dem sie lange schon heimlich ihr Herz geweiht, sei wirklich einer ehrlich gemeinten Gegenliebe fähig. Doch kurz genug ist diese Täuschung. Piero liebt ihre Schwester; diese schmerzliche Entdeckung bricht der Unglücklichen das Herz. Sie stirbt hochherzig und selbstlos mit einem Segen auf das Glück, welches ihre Nebenbuhlerin in Pieros Armen erwartet.

Man sieht, das Interesse muss sich hier auf die psychologische Seite des Gegenstandes, auf die Entwicklung eines einzigen Charakters concentriren. Bersezio zeigt sich seiner Aufgabe gewachsen. Ohne sein sentimentales Motiv in Weinerlichkeiten aufzulösen, weiss er die Gefühlsanalyse so zart als spannend

durchzuführen. Ein italienischer Kritiker des Tages, Molmenti, will eine entfernte Verwandtschaft entdecken zwischen unserer Giovanna und Quasimodo, dem Zwerge von Notre-Dame. Die Antithese der zarten Regung und der hässlichen Missgestalt ist allerdings hier wie dort ein Hebel künstlerischer Wirkung. Aber Giovanna bleibt ein menschliches, friedliches und der Wirklichkeit entsprechendes Wesen, während Victor Hugos Zwerg auch im Sinne der künstlerischen Wahrheit ein kleines Ungeheuer ist. „Wenn Shakespeares Kaliban eine Esmeralda im Thurme von Notre-Dame zu hüten hätte, er würde wenig Federlesens machen, während Quasimodo sich auf die platonische Seite wirft.“ Damit sei gesagt, dass Shakespeare und Bersezio, im Gegensatze zu Hugo und seinen Romantikern, vor allem bei der Wahrheit verharren. Bei Bersezio zeigt sich dieser gesunde Realismus auch in der duftenden Frische, welche in dem ländlichen Hintergrunde des Romans, dem Dorfleben und der Landschaft, schwebt. Die Naturschilderungen sind kurz und skizzenhaft, aber sie wirken wie diejenigen der besten Meister. Es bleibt in der That dabei, Bersezio ist unter den heutigen Romandichtern Italiens keinem andern nachzustellen, im Punkte der Erfindung und Conception übertrifft er sie wohl alle; nur im reinen, echt italienischen Ausdruck mögen Barrili und Farina ihn überholt haben.

Dem Piemontesen Bersezio reiht sich der Toscaner *Cesare Donati* nicht unwürdig an. Toscaner ist

Donati zwar nicht von Geburt. Er wurde 1826 in Lugo di Romagna geboren. Mit zehn Jahren raubte ihm Familienunglück die Gelegenheit, sich schulmässig fortzubilden. Aber der Knabe verschlang mit fieberhafter Lesewuth alles, was er an Büchern erreichen konnte. Mit derselben Leidenschaft betheiligte sich der Zweiundzwanzigjährige an der Bewegung von achtundvierzig, und floh nach den österreichischen Siegen in die Toscana. Unterstützungen einiger Wohlthäter gestatteten ihm, die Universität Pisa zu beziehen. Aber nun starb sein Vater, und sein Sohn hatte für die zahlreiche Familie allein zu sorgen. Donati zog nach Florenz, wo er als Privatlehrer sich kümmerlich durchhalf. In Folge der Revolution von 1859 ward ihm eine Anstellung im Unterrichtsministerium, und hier arbeitet Donati noch heute. Schon seit 1856 hatte er sich an litterarischen und politischen Journalen betheiligt, und seit 1860 lieferte er besonders der „Nuova Antologia" eine Reihe von Novellen, welche sich durch ihre lebhafte Sprache, durch Geschmack und Humor auszeichnen. Auch in Mailand hat Donati mehrere gute Romane veröffentlicht. Donati, im Ausdrucke so ganz italienisch und so echt toscanisch, in dieser einen Beziehung Bersezio überlegen, lehnt sich nichtsdestoweniger in seiner Composition an französische Muster an. War er doch, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse der italienischen Kritik, einer der Ersten, welche die französische Disinvoltura in den italienischen Roman einführten,

indem sie die schwerfällige Feierlichkeit ihrer Vorgänger energisch abschüttelten, natürlich und packend zu schreiben bemüht waren. Ich stimme seinem Beurtheiler Bosio („Rivista Europea“ 1869) bei, wenn dieser sagt, in Frankreich wäre ein Talent, wie dasjenige Donatis, reichlich gelohnt worden, in Italien aber werde es trotz seiner vortrefflichen Eigenschaften nur kümmerlich honorirt. Wie oft in der That klagen die italienischen Belletristen, — selbst ein De Amicis und ein Barrili, — über ihre erbärmlichen Honorare, und sie haben fürwahr die triftigsten Gründe; denn noch hat Italien sein bezahlendes Publicum nicht gestellt. Mantegazza ist der einzige populäre Autor, der aus dem Ertrage seiner Schriften eine Villa sich bauen konnte. So wie die Sachen stehen, können Männer wie Donati erst nach der Bureauqual des heissen Tages an ihre Schriftstellerarbeit gehen.

Donati gehört zu den wenigen Pflegern des „Romanzo intimo“, welche das psychologische Moment spannend zu verwerthen wissen. Unter seine besten Romane zähle ich seine „Miniatur-Revolutionen“, weil sie offenbar Selbsterlebtes, die Revolution von achtundvierzig in ihrer ergötzlichen Wirkung auf den italienischen Kleinstädter, schildern. Durch natürliche Einfachheit zeichnet sich sodann die Novelle „Meines Grossvaters Schnupfdose“ aus, während „Das Blumenmädchen der Carrajabrücke“ an die düstere Welt von Eugen Sue erinnert. Donati ist nicht eben tief, er will es übrigens auch nicht scheinen. Mitunter geht

er der Lösung seiner eigenen Probleme geflissentlich aus dem Wege. Doch gewinnt sein Leser dabei die Ueberzeugung, dass es hierzu mehr an Lust als an Befähigung gebricht.

Zur französischen Schule lassen sich auch noch folgende Romandichter der Gegenwart rechnen. Einmal der Sicilianer *Verga*, der neben zwei gelungenen, aus dem Stadt- und aus dem Landleben seiner Heimat geschöpften Idyllen mehrere Boudoirromane im Pariser Geschmacke verfasst hat. Verga stammt aus einer wohlhabenden Familie Catanias, hat heute seine vierzig Jahre passirt, lebt häufig in Mailand, wenigstens früher, wo er dem Kreise Andrea Maffeis angehörte. Verga hat im Jahre 1865 mit einer Carbonari- und einer Liebesgeschichte begonnen, die er seine beiden Jugendsünden nennt und von denen er nicht mehr gerne reden hört. Sein erster Erfolg war die „Geschichte eines Schwarzköpfchens“ („Storia di una Capinera“), 1869 in Florenz geschrieben. Ein lebensfrohes sicilisches Mädchen wird durch die Habsucht ihrer Familie zum Klosterleben verurtheilt und geht in dieser Gefangenschaft jämmerlich zu Grunde, wie ein gefangenes Vögelchen. Vergas Dorfgeschichte führt den Titel „Nedda“, ein rührendes Genrebild mit malerischem Hintergrunde. Leider hat sich Verga nach diesen schönen Proben eines unleugbaren Talentes dem französischen Schablonenromane zugewandt und mit „Eros“, „Eva“, „Königstiger“ Massenerfolge davongetragen, welche blendender als solid sind. Um

so freudiger begrüssen wir seine Rückkehr zum Dorfidyll („Vita dei Campi“ 1880).

Vergas Landsmann *Capuana* ist heute nicht nur als Kritiker und Feuilletonist bekannt, sondern er hat durch seine ganz im Pariserchic gehaltenen „Profili di Donne“ als Novellendichter Glück gemacht. Diese graziösen Medaillons werden Jedem gefallen, der sie betrachten will.

Zur französischen Gruppe gehören die Neapolitaner Mastriani und Petrucelli della Gattina, Ersterer Verfasser einer Art Geheimnisse von Neapel („I vermi di Napoli“), Letzterer ein fruchtbarer Erzeuger von Sensationsromanen. „Der König betet“ („Il re prega“), vor einigen Jahren erschienen, mag als Typus von Petrucellis Weise gelten. Hier wird das Bourbonenregiment von Neapel mit der Leidenschaft des Südländers und einem grossen Aufwande der verwegensten Gallicismen geschildert. Auch der Mailänder *Cletto Arrighi* (ein nom de guerre für Franz Righetti) gehört durch neuere Leistungen der Gegenwart an. Er hat unter anderem die italienische Bohême, das Vagabunden- und Zigeunerleben verkannter Künstlergenies, in seinem Roman „Scapigliatura“ hübsch und wahr behandelt. — *Ghislanzoni* von Lecco hat seit den oben angeführten „Artisti da Teatro“ (1855) zwar noch viel geschrieben, aber nichts jenem ersten Romane Ebenbürtiges hervorgebracht; und was diesem Reiz verleiht, sind die autobiographischen Bekenntnisse des damals zweiundzwanzigjährigen Theater-

sängers. Schade, dass Ghislanzoni sein unleugbares Talent in nachlässiger Vielschreiberei so oft missbraucht hat. Man durchgehe die „Rivista minima“ vor ihrer Redaction durch Salvatore Farina, um von jener Nachlässigkeit einen Begriff zu erhalten. Eine fragmentarische Autobiographie gibt uns Ghislanzoni auf einigen Seiten (171—179) seines „Libro Serio.“

In dem Mailänder *Luigi Gualdo* (geb. 1847) hat die französische Schule sogar einen französisch schreibenden Romancier erhalten. „Um nicht in Gallicismen zu verfallen, schrieb ich lieber gleich französisch!“ So erklärt dieser Realist das Entstehen zweier in Paris erschienenen Romane. Den italienischen Hervorbringungen Gualdos widmet Capuana in den neulich erschienenen „Studien“ einige ansprechende Seiten.

Auch der rohe französische Realismus findet seine unkünstlerischen Nachahmer im heutigen Italien. Dahin gehören die Mailänder Carlo Doni und besonders Tronconi mit seiner „Passione maledetta“, einer Ehebruchsgeschichte, welche ihre Moral in dem Untergange des Helden durch das Uebermass seiner Liebesgenüsse sucht!

In einem gewissen Sinne, namentlich mit Rücksicht auf Stil und Diction, lässt sich zur französischen Schule des italienischen Romans auch *Mantegazza* zählen. Diesen liebenswürdigen und geistreichen Epikuräer wollen wir nicht mit einer blossen Nennung entlassen. Der berühmte Florentiner Professor stammt aus Monza, wurde daselbst 1833 geboren. Seine Mutter

war eine hochherzige, für Italiens Unabhängigkeit begeisterte Frau. Der kleine Paul liebte und verehrte sie, wie nur ein Italiener seine Mutter zu lieben und zu verehren pflegt. (In keiner Litteratur kehrt die tiefempfundene Erinnerung an die Mutter so häufig wieder als eben in der italienischen. Die Thatsache zeugt für die Tiefe und den Adel des italienischen Gemüths.) „Was ich bin", so schreibt der sechzehnjährige Mantegazza in sein Tagebuch, „das verdanke ich meiner hochsinnigen Mutter, ihrem Herzen und ihrem Geiste. Sie hat mich die kleinste Lüge, die leiseste Gemeinheit verabscheuen gelehrt." Hoch schlug dem noch zarten Jünglinge das Herz, als Mailand in den Märztagen 1848 sich gegen Oesterreich erhob. Auch er kämpfte vom 18. bis 23. März (an den berühmten „fünf Tagen") auf den Barrikaden mit. Im Alter von neunzehn Jahren war Mantegazza Doctor der Medicin. Bald darauf docirte er in Mailand Chemie. Aber jetzt kam ihm Eros in die Quere: eine tiefe Leidenschaft ergriff den jungen Mann und drohte seine Kraft zu lähmen. Die treue Mutter schickte ihn deshalb auf Reisen, nach Deutschland, Skandinavien, England und Paris. Hier schrieb er sein erstes Buch „Fisiologia del piacere", das heute seine zehn Auflagen hinter sich hat. Die Vorrede desselben beginnt mit den Worten: „Der Plan dieses Buches wurde am 22. November 1852 in Pavia entworfen, ich vollendete es am 15. April 1854 in Paris. Es wurde in hundertfünfundachtzig Stunden

geschrieben, vertheilt auf achtundvierzig Arbeitstage. Ich hatte mir vorgenommen, gar keinen Vorgänger zu lesen. Gut oder schlecht, es ist mein alleiniges Eigenthum." Dieselbe Vorrede schliesst mit den zehn Geboten unseres modernen Epikuräers. Dieselben lauten: „Rastlos arbeiten. — Immer lieben. — Das Weib theurer halten als sich selbst. — Die Dankbarkeit der Menschen niemals in die Activa unseres Lebens eintragen. — Statt hassen erziehen, statt verachten nur lächeln. — Aus der Nessel den Faden, aus dem Absynth die Medicin zu ziehen wissen. — Sich beugen, nur um die Gefallenen zu heben. — Immer mehr Talent als Ehrgeiz an den Tag legen. — Sich jeden Abend fragen: Was habe ich heute Gutes gethan? — In der Bibliothek stets ein neues Buch, im Keller stets eine volle Flasche, im Garten stets eine frische Blume besitzen."

Mantegazza liess sein Buch in Europa und reiste nach Südamerika, wo er als Arzt und Forscher lebte und sich ein Weib nahm. Er kehrte 1858 zurück, ward Professor der Pathologie zuerst in Mailand, dann in Pavia. Seit geraumer Zeit lehrt Mantegazza in lebendigstem Vortrage am „Istituto superiore" von Florenz. Das Ausland kennt den gelehrten, Italien den populären Mantegazza, d. h. seine trefflichen Schriften über Gesundheitspflege, Physiologie, Moral und Lebensphilosophie, besonders auch seine Natur- und Volksgemälde und seine *Romane*. In diesen letzteren spendet uns Mantegazza sein ganzes liebens-

würdiges Wesen mit verschwenderisch hochherziger Freigebigkeit. Und im Hintergrunde lauert stets die Belehrung, die Absicht, irgend etwas Gutes zu stiften, irgend einen Landschaden zu heilen. So bietet Mantegazzas kleiner Roman „Un giorno a Madera“ in anziehendstem Gewande die ernste Mahnung: Schwindsüchtige oder solche, die es zu werden bestimmt sind, sollen keine Familien gründen. Die Heldin unserer Erzählung ist eine bildschöne Engländerin, welche ihre ganze Familie hinsterben sah und heldenmässig eine tiefe Leidenschaft erstickt, da sie selbst dem Tode sich geweiht weiss. Eine farbenvolle Schilderung Madeiras schmückt den Eingang der Erzählung und in den Londoner Consultations-Scenen hat Mantegazza zwei pikante Abschnitte über diesen Theil der ärztlichen Praxis geschrieben, welche den Leser wieder einmal hinter die Coulissen führen.

Umfangreicher ist der Roman „Dio ignoto“ (der unbekannte Gott), der ein gutes Stück Autobiographie aus dem äussern und innern Leben des Verfassers enthält. Mantegazza ist ein lombardischer Typus, mit dem ganzen Feuer des Südens begabt. Zugleich eine Dichter-, Künstler-, Denker- und Forscherseele, reisst er uns mit im gewaltigen Strome einer hochberedten Darstellung. Alles ist Leben, Geist und Poesie an diesem interessanten Menschen.

Im Falle Mantegazzas zeigt es sich so recht, dass die Correctheit nicht dasjenige ist, was den Stil zu einer Gewalt macht. Die „Linguaj“, wie man die

Epigonen der alten Puristen spöttisch zu nennen pflegt, bekreuzen sich über Mantegazzas Gallicismen, seine Natürlichkeit, seine Vernachlässigung der Feile, der classischen und academischen Wendung. Aber auch sie fühlen sich behext durch die unwiderstehliche Beredsamkeit eines Mannes, der uns immer bezaubert, er mag nun handeln oder reden oder schreiben. Wer ein Buch von Mantegazza aufschlägt, dem ist es zu Muthe, als schaute er nieder in einen üppig sprudelnden Quell; Welle auf Welle, Sprudel auf Sprudel, ein lustiges und stetes Durcheinanderschäumen, das sich nimmer erschöpfen noch leeren will. Kein Wunder, wenn Mantegazza heute der gefeierte Liebling jedes Italieners ist und seiner Feder — unerhört in Italien — ein Vermögen verdankt.

Unter den vielen schriftstellernden Frauen Italiens hat sich schon seit den fünfziger Jahren die Venetianerin *Codemo-Gerstenbrand* durch ihre zahlreichen Bilder aus dem venetianischen Volksleben ausgezeichnet, während zwei Lombardinnen, die unter dem Nom de plume einer Marchesa Colombi schreibende Signora *Torelli Viollier* und die unter dem Namen Emma bekannte Signora *Ferretti,* erst später aufgetreten sind. Beide zeichnen sich durch Geist und Darstellungsgabe aus. Unter den Schriften der Marchesa Colombi hat mir ein kleines Buch „La gente per bene (Les gens comme il faut)“ deshalb besonders gefallen, weil diese moderne Anstands- und Gesellschaftslehre zugleich ein anziehendes Bild norditalieni-

scher Sitte bietet. „Emma“ ist allen Lesern der „Nuova Antologia“ wohlbekannt als Vermittlerin deutscher und englischer Litteratur. Seit fünfzehn Jahren hat sie auch manche ansprechende Novelle verfasst. 1878 machte ihre Erzählung „Una fra tante“ (Eine unter so Vielen) in Italien viel von sich reden: eine zart gehaltene und elegant geschriebene, gegen die Sklaverei der Prostitution gerichtete Tendenzschrift. Zierlich und ganz modern in ihrer Form ist auch die Toscanerin *Luise Saredo,* welche unter dem Namen Lodovico de Rosa schreibt.

Der historische Roman ist heute in Italien wie in Frankreich sehr zurückgetreten. Seit dem nachgelassenen Buche Hippolito Nievos, welches Paul Heyse seinem hohen Werthe nach in einem früheren Jahrgange von „Nord und Süd“ gewürdigt, hat sich jenes Genre mehr und mehr auf den Rahmen der Novelle beschränkt. Als ein Muster dieser Gattung darf man die kürzlich in Bergamo erschienenen Racconti von Pasino Locatelli empfehlen. Dieselben beruhen auf eingehenden cultur- und kunstgeschichtlichen Studien und geben uns sauber gearbeitete Sittenbilder aus den Römertagen, dem Mittelalter und dem Uebergange in die Neuzeit. Eine dieser Novellen erschien zuerst in der „Nuova Antologia.“

So herrscht denn im italienischen Romane der Gegenwart ein reges und ein reiches Leben. Wenn die französische Grazie und der französische Esprit dem Genius dieser Litteratur im allgemeinen fremd

geblieben sind, so entschädigt sie uns anderseits durch Humor, durch treue Sittenschilderung und in ihren Haupterscheinungen durch eine gesunde, idealistische Haltung. Classische, d. h. unsterbliche Schöpfungen kann man nicht von jeder Epoche fordern. Es gibt auch hier eine Ebbe und eine Fluth. Die Ebbe ist heute ja so ziemlich überall eingetreten; denn die Wissenschaft hat für einmal der schönen Litteratur den Rang abgelaufen. Sollen wir deshalb von einem unaufhaltsam fortschreitenden Verfalle reden? So lange noch so viele Talente sich redlich an den besten Mustern bilden, sollte das ominöse Wort aus keiner Feder fliessen!

Anmerk. Man vergesse nicht, dass obige Studie 1881 geschrieben wurde. Seither folgten neue Romandichtungen der hier genannten und anderer Schriftsteller. Für die Freunde der italienischen Litteratur mögen folgende Notizen von Interesse sein. Auch in den letzten Jahren zeigte Barrili dieselbe Fruchtbarkeit in der Behandlung der verschiedensten Themata. — Castelnuovos Erfolge in den grösseren Romanen waren geringer als in seinen anmuthigen Novellen. — Salvatore Farina gehört immer noch wegen seiner psychologischen Feinheit, des sittlichen Gehaltes und seiner einfachen Sprache zu den Lieblingsschriftstellern des neuen Italiens. Auch seine neuen Werke („Mio figlio", „Amore ha cent' occhi", etc.) sind fast alle ins Deutsche übersetzt. In andern Schöpfungen („I Malavoglia", „Novelle rusticane", „Mastro Don Gesualdo", etc.) schilderte Verga noch kräftiger als früher das sicilianische Leben. Mit Capuana vertritt er in origineller Weise die realistische Schule Italiens. — Grosse Popularität erwarb sich Mathilde Serao. — Zwei neue Romanschreiber sind Rovetta und Fogazzaro, von denen der zweite, mit idealistischer

Tendenz, eine wahrhaft künstlerische Natur ist. — Das sociale Leben und die Sitten der verschiedenen Gegenden Italiens schildern Cacciariga und Castelnuovo (Venedig), N. della Miraglia, Verga, Capuana (Sicilien), Verdiniois, Grazia Pierantoni-Mancini und Serao (Neapel), Misasi (Calabrien), Ciampoli, D'Annunzio, De Nino (die Abruzzen), Rovetta, die Marchesa Colombi, Neera und Cordelia (Lombardei), Faldella und Giacosa (Piemont), Fucini und Grandi (Toscana). Neben Cesare Donati nennen wir als elegante Novellenschreiber Panzacchi und Martini. Als Schriftstellerinnen verdienen ausser den Genannten auch Memini und Bruno Sperani Erwähnung. — Den volksthümlichsten Schriftsteller des heutigen Italiens, De Amicis, hat Breitinger anderswo besprochen. Nach den „Bozzetti della vita militare", die in zweiundzwanzig Jahren nichts von ihrer Frische verloren, nach den Novellen und farbenreichen Reisebeschreibungen veröffentlichte derselbe seine „Porte d'Italia", „Gli Amici", „Il Cuore" und „Sull' Oceano." In De Amicis spiegelt sich Manzonis schriftstellerische Begabung: Beobachtungstalent, Humor und reizender Stil. Er ist der reichhaltigste und originellste der jetzigen italienischen Schriftsteller.

Bernardino Zendrini.

1886.

Der italienische Heine-Uebersetzer, der lombardische Dichter und Kritiker Bernardino Zendrini, hat als Vermittler deutschen Geistes in Italien so Bedeutsames geleistet, dass es jetzt, nach dem Erscheinen seiner gesammelten Werke (6 Bde., Mailand 1881—86) und der biographisch-kritischen Studien von De Gubernatis, Elia Zerbini, Giuseppe Pizzo und Senator Tullo Massarani, an der Zeit sein dürfte, dem deutschen Leser ein abschliessendes Bild von dem Leben und Streben Zendrinis vorzulegen. Dem Verfasser dieser Arbeit war derselbe befreundet, und es ist ihm Herzenssache, dem Verstorbenen einen bescheidenen Denkstein in Deutschland zu setzen: war er doch in mehr als einer Beziehung *unser*.

Zendrinis Wiege stand in der Altstadt von Bergamo. Wer diese einmal sich angesehen, wird das Bild nicht leicht vergessen. Wie stolz lugen heute noch ihre schattigen Bastionen in die weite lombardische Ebene, und ihre geschwärzten Paläste, ihre gothische Kathedrale, ihre venetianische Piazza, ihre hochragenden uralten Ritterthürme: wie reden sie zur

Phantasie des Nachgeborenen von einstiger Grösse, vergangener Macht und vom Waffenruhm der Väter! Heute freilich ist es still geworden da oben; die Paläste sind billig zu miethen; Blut und Leben Bergamos pulsiren nunmehr am Fusse des Hügels in den geschäftigen Borghi der Neustadt.

Bernardino Zendrini wurde am 6. Juli 1839 geboren. Seine Mutter stammte aus Pavia, eine Frau von Geist und Gemüth, mit einem derben Zug rückhaltsloser Offenheit; der Vater war ein vielbeschäftigter, der Berufspflicht mit unbedingter Hingebung lebender Arzt. Als Student von Pavia hatte er 1821 die Schilderhebung der Carbonari mitgemacht, war von den Oesterreichern erst zum Tode verurtheilt, dann zu fünfjähriger Kerkerhaft in Mailand begnadigt worden. Ein lebhafter Sinn für Kunst und Poesie, zähe Beharrlichkeit in jeder Arbeit, die Liebe zur Freiheit, zum Vaterlande und männliche Selbständigkeit bilden die Grundzüge seines Charakters.

In seinen autobiographischen Fragmenten hebt Zendrini den Gegensatz seiner zarten Gesundheit, seiner schwächlichen Constitution und seines regen, zu phantastischer Wildheit aufgelegten Seelenlebens hervor. Zwei Jugenderinnerungen liessen einen bleibenden Eindruck in seiner Phantasie zurück: die Revolution von 1848 und der Tod Donizettis in demselben Jahre. Der Vater hatte damals seine Familie in einem nahen Bergthale in Sicherheit gebracht, woselbst die Land- und Bergluft zum ersten Male

Bernardinos sensitive Nerven berauschte. Diese drei Monate waren dem achtjährigen Knaben ein Paradies der Freiheit, und die Banden der Freiwilligen, welche jubelnd mit klingendem Spiel und flatternder Tricolore die Dörfer durchzogen, die lustigen Spottlieder auf Radetzki und die Kroaten hoben ihn mit Macht empor in die Traumwelt der Poesie. Am Leichenbegängnisse des grossen Mitbürgers Donizetti, der seine letzten zwei Lebensjahre in lethargischer Apathie in Bergamo verlebte, durfte auch Bernardino sich betheiligen. „Von Donizetti kannte ich damals nur den ‚Don Sebastiano‘, den ich im Winter vorher in einem Liebhabertheater genossen hatte. Mein kindlich naiver Sinn betrachtete den Componisten nicht nur als Schöpfer der Oper, sondern auch ihrer ganzen Inscenirung, ja des Theaters und des Orchesters.“

Die Ungebundenheit des Knaben veranlasste den Vater, ihn aus der Lateinschule Bergamos in ein schweizerisches Institut am Zürichersee zu versetzen. Hier hielt er es freilich auch nicht lange aus. In den Schulen Zürichs ging es besser; mit Macht ergriff ihn hier die Liebe zum Studium moderner Sprachen und Litteraturen. Für Schiller namentlich begann Zendrini zu schwärmen, und auf einer Rheinreise lernte er im Lurleiliede einen zweiten Liebling kennen. Mit sechzehn Jahren kehrte Zendrini (Frühjahr 1855) nach Bergamo zurück, in der Absicht, sich hier auf die Universität in Pavia vorzubereiten. Die Schweiz hatte seine Phantasie mit Landschafts-

bildern vom Rigi und Berner Oberland bereichert, und eigenem Studium verdankte er eine sichere Kenntniss des Deutschen. Noch während er die letzte Klasse des Lyceums von Bergamo besuchte, schrieb Zendrini einen Lehrgang der deutschen Sprache für Italiener, welcher bei Redaelli in Mailand im Druck erschien, den er aber „aus politischen Gründen“ sofort nach dem Druck aus dem Buchhandel zurückzog. So gross war damals die Furcht der jungen Patrioten, in den Geruch österreichischer Gesinnung zu gerathen!

Im Jahre 1857 bezog Zendrini die Universität Pavia, um da die Rechte zu studiren. Der Vater starb, die Mutter lebte in knappen Verhältnissen, und es war ihr ganz erwünscht, als Bernardino in dem Studentenconvict des Collegio Ghislieri ein Unterkommen fand. Seine Berufsstudien betrieb Zendrini mit dem Eifer, den die Dichter stets für das Corpus juris an den Tag gelegt haben. „Es scheint ein Verhängniss“, so schreibt er selbst, „dass alle Dichter, die grossen und die kleinen, an dieser Klippe des Rechts zu scheitern bestimmt sind. Ich überliess das dicke Buch des Justinian allen denen, welche dafür geboren sind, durchdachte statt dessen die Schriften der Rechts- und Geschichtsphilosophen, die ich schön, mitunter sogar poetisch fand, vor allem den Montesquieu.“ Hauptbeschäftigung blieb im auch in Pavia das Studium der schönen Litteratur. Jetzt legte er den Grund zu einer grossen Belesenheit, die er ohne

Schonung für seine Gesundheit, ohne Rücksicht für seine Körperschwäche mit leidenschaftlicher Zähigkeit auszudehnen bemüht war. Jetzt im Alter von achtzehn Jahren hatte er auch eine romantische Anwandlung katholischer Inbrunst durchzumachen, die sich bei Zendrini wie bei unsern Romantikern und bei Chateaubriand ganz einfach aus einer „prédilection d'artiste“ erklärt. Dieselbe machte sich in seiner kritischen Erstlingsarbeit, einem Versuche über Vallardis Drama „La contessa di Cellant“ durch eine Lobrede auf das Klosterleben Luft. Das Büchlein erlebte trotz seiner Schwächen eine zweite Auflage. Die Widmung lautet auf „Friedrich Schiller, den Dichter der hochherzigen Leidenschaften, der nur von denen vernachlässigt wird, die der Seele Adel verkennen.“

Indessen warfen die politischen Ereignisse von 1859 den beweglichen Jüngling in neue Bahnen. Er dichtete seine ersten patriotischen Lieder, spielte bald eine Rolle unter seinen academischen Genossen und wurde von diesen zum Präsidenten der Studentenschaft von Pavia gewählt. Auf einem Zuge nach Mailand machte er die wichtige Bekanntschaft von Tullo Massarani, der damals im mailändischen Gemeinderath sass und von ihm beauftragt worden war, den Enthusiasmus der jungen Gäste aus Pavia in Schranken zu halten. Aus dieser ersten Berührung mit Massarani entsprang eine Freundschaft fürs Leben. Massarani zählte zwar dreizehn Jahre mehr als sein

junger Freund, doch blieb jener erste Tag ihrer Berührung für alle Zukunft entscheidend.

Bald genug sollte Zendrini die Bedeutung seiner Glückschance erfahren. Er hatte sich nämlich an die Spitze einer Rebellion gegen die mittelalterliche Einrichtung seines Studentenconvicts gestellt und war bei diesem Anlass relegirt worden. In höchster Aufregung über diesen Schlag, der seiner Mutter Herzeleid verursachen musste und seine eigene Zukunft vernichten zu wollen schien, schrieb er eine „Apologia" von 100 Druckseiten, worin er die Bibel und den Homer, Schiller und Körner, Byron und Heine als Autoritäten für seine gute Sache citirt. Auf Massaranis Verwendung hin entschloss sich der Erziehungsminister Mamiani, jene Flugschrift zu lesen und ihren Verfasser in Anerkennung seiner grossen Belesenheit zu begnadigen. Die Convictordnung wurde revidirt und der Ausgestossene wieder aufgenommen.

Nach dem 1861 so plötzlich erfolgten Tode Cavours empfing Zendrini von seiner Studentenschaft den ehrenvollen Auftrag, den grossen Todten in öffentlicher Rede zu feiern. Er schrieb sie im Laufe der folgenden Nacht und las sie in der Kirche San Francesco zu Pavia. Noch im Herbst jenes Jahres doctorirte er mit einer Abhandlung über „Kirche und Staat."

Zendrini, „laureato in legge", sagte seinem Pavia auf immer Lebewohl. In Zendrinis Gedichten hat sich nur *eine* Erinnerung an die bewegte Studentenzeit erhalten; ich meine das von Schanz ins Deutsche

übersetzte Lied „Auch eine Königin“, welches J. Scherr in seinen „Bildersaal der Weltlitteratur“ aufgenommen hat. Jene Uebersetzung ist indess weniger glücklich als diejenige, welche ich hier zu veröffentlichen ermächtigt bin. Verfasst hat sie Heinrich Kitt in Bergamo, der ungenannte Verfasser der trefflichen metrischen Uebertragungen aus Aleardo Aleardi, welche 1873 bei Schweighauser in Basel erschienen sind:

Auch eine Königin.

Traun, sie zählt Verehrerscharen,
Mehr als eine Heilige schier;
All der Weisheit Söhne fahren,
Wie zum Gnadenbild, zu ihr.
Wallt sie wo des Wegs, mit Staunen
Wandelt alles hintendrein:
Ganz Pavia lenkt nach Launen
Des Pedellen Töchterlein.

Wenn das junge Volk ans dreiste
Mustern seiner Schönen geht,
Welche ist's, die ihm vor'm Geiste
Als der Schönen Schönste steht?
Dort auf grünumrankter Zinne
Halb versteckt in duft'gen Mai'n,
Jenes Wunder neck'scher Minne,
Des Pedellen Töchterlein.

Nicht im Prunke der Brillanten,
Nicht in Seid' und Goldgeschmeid',
Nicht im Kanten- und Demanten-
Ueberschneiten Schleppekleid —

Mit bescheid'ner Ros' am Busen,
Im Gewand von schlichtem Lein
Wird zum Bild der Feen und Musen
Des Pedellen Töchterlein.

Seinetwillen bleibt von Freiern
Leer der Gräfin stolzer Saal:
Das Gezüchte von Plebeiern,
Wie verbringt's den Carneval?
Zu der Damen edelm Kranze
Schaut's empor und neigt sich fein;
Abends aber schwingt's im Tanze,
Des Pedellen Töchterlein.

Durch die Nachtruh', durch die traute,
Welch Geräusch, das leis verschwimmt?
Nur ein Spielmann, der die Laute
Sacht zum Lied der Liebe stimmt.
And're folgen und es rauschet
Bald ein Strom von Melodei'n
Auf zum Fensterchen, wo lauschet
Des Pedellen Töchterlein.

Auf den Bänken voller Skizzen
Prangt ihr Umriss überall,
Der den träumenden Novizen
Im Examen bringt zu Fall.
Wie das Hirn ihm auszusaugen,
Lacht in seine Noth hinein
Mit den schwarzen Schelmenaugen
Des Pedellen Töchterlein.

Dies Paar Augen, mind're Geister
Richtet's rettungslos zu Grund;
Doch es grüsst darin der Meister
Seines Wissens feinsten Fund.

Keine Lehrsysteme geben
Ihm das Schöne voll und rein:
Ei, wer gibt's in vollem Leben?
Des Pedellen Töchterlein.

Will von Helena der weise
Helleniste reden klar,
Und in ihre Zauberkreise
Zieh'n die ganze Hörerschar:
Legt die Commentare sauber
Er beiseit und kürt allein
Sich zum Schlüssel aller Zauber
Des Pedellen Töchterlein.

Unter den Universitätslehrern von Pavia übte Ausonio Franchi auf den jungen Zendrini den grössten Einfluss aus. „Was ich in Pavia gelernt", sagt er, „das habe ich Ausonio Franchi zu danken." Ausonio Franchi ist der Schriftstellername des Pater Cristoforo Bonavino aus Pegli bei Genua, des italienischen Positivisten, welcher heute noch an der Academie von Mailand Philosophie vorträgt. [1]) „Drei Männer", sagt Professor Pizzo, „übten auf Zendrinis Jugend einen massgebenden persönlichen Einfluss: Ausonio Franchi schuldet er seine Weltanschauung, Gabriele Rosa, dem Rector von Bergamo, seine Pädagogik, Massarani endlich den ersten Antrieb zur grossen Arbeit seines Lebens."

---

[1]) Viel Aufsehen erregte seine neuliche Rückkehr (1889) zum intolerantesten Katholicismus.

Im November 1861 ward er zum Professor der italienischen Litteratur am Lyceum seiner Vaterstadt ernannt, im folgenden Jahre in gleicher Eigenschaft an das Lyceum von Como, 1865 an dasjenige von Ferrara versetzt. Schon in Como legte er den Grund zu seinem litterarischen Ruf durch eine Studie über Heines Jugend, durch die Publication des Gedichtes „Die beiden Weber“ und des „Dante-Kranz“, welchen die Mailänder Deputation als lombardischen Festgruss zum Dante-Jubiläum nach Florenz mitbrachte. Das Jahr 1866 endlich brachte die erste Auflage seiner Heine-Uebersetzung („Canzoniere“). In den ersten Monaten des Jahres 1867 schuf der damalige Unterrichtsminister Correnti an der Universität Padua einen Lehrstuhl für germanische Litteratur und Sprachen und berief an diese Stelle unsern Zendrini, der das Vertrauen des Ministers glänzend zu rechtfertigen im Stande war. Auf einer Reise nach Deutschland (1868) schloss Zendrini Freundschaft mit Paul Heyse, der seinem „Canzoniere“ die liebevollste Theilnahme entgegenbrachte. Heyse hat uns den Giusti und den Leopardi geschenkt, Zendrini schenkte seiner Nation unsern Heine. Die beiden Männer in edler Geistesgemeinschaft fürs Leben verbunden zu sehen, ist eine Erscheinung, welche die internationale Litteraturgeschichte mit freudigem Stolz erwähnen wird. Auch andere Verbindungen bahnte jene Reise an. Zendrini ward mit Hermann Lingg, Julius Grosse, Rudolf von Gottschall, Wilhelm Buchholz, Friedrich Marx, Her-

mann Grieben, Karl Beck und dem Cervantes-Erklärer Ludwig Braunfels bekannt.

Als im Frühjahr 1876 Professor Guerzoni, der Waffengenosse Garibaldis, infolge einer zu freien Aeusserung über die Rolle der Sicilianer bei der Expedition Garibaldis in Palermo sich nicht mehr heimisch fühlte, entschloss sich Zendrini, seine Stelle mit jener Guerzonis zu vertauschen. Es wirkte dabei, wie er selbst bekennt, auch das wachsende Verlangen, sich aus den fremden Litteraturen in die eigene zurückzuziehen und auf diese sich fortan ganz zu concentriren. „Ich fühle mit zunehmenden Jahren das Bedürfniss, mich auf ein Feld zu begeben, das ganz und im vollen Sinne des Wortes mein eigen sei.“ Drei Dinge beschäftigten ihn von nun an: das Studium der italienischen Classiker, die Frage der Nationalsprache, welche die „Proposta“ Manzonis vom Jahre 1869 wieder in den Vordergrund gedrängt hatte, und die litterarische Erforschung der italienischen Dialekte, für deren praktische Handhabung er von jeher erstaunliche Befähigung gezeigt hatte. Aber kaum vier Jahre lang war es Zendrini vergönnt, dieser neuen Aufgabe leben zu können, und nicht viel über ein Jahr genoss er den Segen einer glücklichen Ehe. Im Juli 1878 vermählte er sich mit Fräulein Bettina Kitt, der hochgebildeten Tochter des protestantischen Pfarrers Heinrich Kitt in Bergamo. Dichtergrüsse aus Deutschland und aus Italien feierten den frohen Tag; Paul Heyse schickte jene meisterhaften fünf

Uebertragungen, die man heute in den „Versen aus Italien“ unter dem Namen Bernardino Zendrinis findet. Die beigegebene Widmung schloss mit den Versen:

Ihr Glücklichen! Zum schönsten Strande
Entführt euch bald die Hochzeitsfahrt,
Da uns im nordischen Nebellande
Zu wohnen noch beschieden ward.
Doch wenn der Winter ging zur Rüste,
Kehrt wohl auch Wanderlust zurück;
Dann steuern wir nach eurer Küste
Und weiden uns an eurem Glück!

Das letzte unserm Zendrini beschiedene Glück war die Geburt eines Sohnes, der seinem Namen Ehre machen wird. Am 7. August 1879 ward Zendrini in Palermo von den Blattern weggerafft, und damit fanden eine verheissungsvolle Schriftstellerzukunft, ein reiches Geistesleben, ein festgegründetes Familienglück ihr jähes Ende.

Zendrinis Schriftstellerlaufbahn beginnt und endet mit seinen Heine-Studien. Mächtig hatte zwar Schiller den Jüngling ergriffen, und noch 1874 erklärte er, Schiller bleibe doch stets sein Liebling. Dennoch galt seine Lebensarbeit der Heineschen Lyrik. Was ihn zu Heine zog, war nicht dessen frivole Seite, sondern dessen Empfindungswelt; er glaubt felsenfest an Heines Idealismus, an seine Ueberzeugungstreue, ja an seine Naivetät. Gegen eine Bemerkung Paul Heyses, der bei Heine keine Spur von Naivetät, in seiner Seele keine Spur von Grösse finden kann,

erhebt sich Zendrini mit dem ganzen Feuer eines beleidigten Mannes! Dies scheint uns für ihn und den Gefühlsenthusiasmus seiner durchaus idealistisch angelegten Natur sehr bezeichnend. Aber als nächste Veranlassung zur Heine-Uebersetzung müssen dieses Dichters vollendete Kunst, Tullo Massaranis Anregung und die damalige Lage der italienischen Dichtung betrachtet werden. Letztere fordert hier ein orientirendes Wort.

Mit der Befreiung Italiens und seiner politischen Einheit hatte die italienische Nationaldichtung ihren Mittelpunkt und ihre grossen Ziele eingebüsst: denn ruhmvoll und höchst bezeichnend für die Geschichte dieser Dichtung im 19. Jahrhundert ist die unbestrittene Thatsache, dass jener eine nationale Gedanke von 1815 bis 1860 die besten Dichterkräfte Italiens fast ausschliesslich beschäftigt hat. Mit der Verwirklichung des Ideals war nun jener Inhalt mit einem Mal dahin und man fühlte von nun an doppelt, wie wenig in Italien, trotz der romantischen Bewegung von 1820, die conventionellen Formen des pseudoclassischen Zopfstils sich verjüngt hatten, wie weit die herrschende Kunstform entfernt war von dem lebensfrischen Ausdruck der Gegenwart, von der einfachen Sprache des Volksliedes, von der schmucklosen Rede des aufrichtigen Herzens und der wahren Empfindung. Seit Jahrhunderten hatten die Nachbeter Boccaccios die Prosa, diejenigen Petrarcas die Poesie gefährdet, jene durch die Schnörkel rhetorischer Um-

schreibungen, diese durch die überlieferten Arabesken erotischer Scholastik. Manzoni stand nur in der Prosa als schöpferischer Neuerer da, und Giusti war zu toscanisch, um auf ganz Italien wirken zu können. So blickten denn die Einsichtigen und die Kühnen über die Landesgrenzen nach den modernen Kunstgrössen des Auslandes. Es war Tullo Massarani, der zuerst von Heine und seinem Werth für die jungen Dichter Italiens sprach. Seine Artikel erschienen 1857 im Mailänder „Crepusculo", einer litterarischen Zeitschrift der „Dämmerungsstunde", welche (seit 1850) der unerschrockene Carlo Tenca herausgab, bis der Kanonendonner von Magenta und Solferino der lombardischen Frage eine praktische Lösung schenkte. Massaranis sorgfältige Studie: „Heine e il movimento letterario in Germania", findet sich wieder abgedruckt in dessen „Studi di Letteratura e d'Arte" (Florenz 1873). Ueber die Wirkung der von ihm ausgegangenen Anregung äussert Massarani in seiner Zendrini-Studie sich ebenso wahr wie fein, wenn er andeutet, ihm sei die Rolle von Goethes Zauberlehrling zugefallen; denn auch er werde die Geister, die er gerufen, heute nicht mehr los. Heine sei leider für den rohen Cynismus der jungen Naturalisten ein bequemes und willkommenes Aushängeschild geworden, und er und Zendrini, die das Schöne dem Hässlichen nicht opfern wollten, gelten bei den Jungen bereits für alte Zöpfe (codini). „Unsere Dichtung", sagt er, „litt selbst nach Manzoni von ihrer Stubenluft.

Wenn der sterbende Goethe rief: Mehr Licht! so konnten unsere Dichter rufen: Mehr Luft! Mitten im Lampendunst und Bibliothekstaub schmachtete ein jeder nach dem Sauerstoff der Lebensluft. Fort mit dem traditionellen Bilderkram und mit der schwächlichen Sentimentalität! Heine, der die deutschen Universitäts- und Bundestagsscheiben eingeschlagen, sollte uns wie ein todter Cid voranreiten zum Kampf. Aus seiner Haut wollten wir, wie einst die Böhmen aus der Haut ihres Heldenkönigs, Trommeln und Pauken machen. Aber ach, das historische Wort: ‚Sire, es ist kein blosser Krawall, es ist eine Revolution!‘ gilt heute für uns in umgekehrtem Sinne. Haben wir doch nur Knabenstreiche verübt, die Syntax misshandelt, den Sinn der Worte verdreht, Epitheta aufs unsinnigste verkoppelt: alles das, um neu und originell zu scheinen. Edle Worte wurden über die Grenze geschafft und dafür gemeine Worte gekrönt; unser Pegasus warf den feierlichen Boileau ab, um von einem Hanswurst des Marktes sich zügeln zu lassen. Und was noch schlimmer, es tauchten mit den gemeinen Worten auch niedrige Gedanken aus dem Strassenkoth empor, noch häufiger schmutzige Bilder und endlich die obscönen Photographieen! O, wie weit sind wir heute von den reinen Absichten und den lautern Hoffnungen jener Ersten entfernt, die einst das Zeichen zum Sturm gegeben!“

Zu jenen Ersten gehörte nun Zendrini selbst. Seit seiner Badekur in Pegli hatte er an eine Ueber-

setzung von Heines Lyrik gedacht, in Bergamo und in Como hatte jener Gedanke bestimmte Gestalt gewonnen, und so erschien denn 1866 bei Brigola in Mailand die erste Ausgabe des „Canzoniere di Enrico Heine“, enthaltend „Das Buch der Lieder“ und „Neue Gedichte.“ Eine zweite Auflage ward schon nach Jahresfrist nöthig, die dritte, „zum grossen Theil umgearbeitete“, 1879. Einen Abdruck dieser letzteren hat U. Hoepli 1885 in Zendrinis Gesammtwerken herausgegeben.

Das Jahr 1866 war in der That für die Verbreitung deutscher Litteratur in Italien ein besonders günstiger Zeitpunkt. Das Bündniss mit Preussen und seine Ergebnisse für Italien hatten das Studium der deutschen Sprache und ihrer Litteratur geradezu populär gemacht; der Name „Tedesco“ hatte mit einem Mal einen angenehmen und imposanten Klang erhalten. Und was Heine anbelangt, so war dieser seit Massaranis Anregung bereits Gegenstand fast allgemeiner Aufmerksamkeit geworden. Giuseppe Revere, Ippolito Nievo, Silvio Andreis, Emilio Teza, Giovanni Peruzzini, Enrico Salvagnini werden von Zendrini selbst als solche bezeichnet, die vor und mit ihm sich in Uebersetzungen Heinescher Lieder versuchten. Reveres eigene Manier in den „Bozzetti Alpini“ (Alpenskizzen) und den „Marine e Paesi“ hatten ihrem fünfzigjährigen Autor den Namen eines italienischen Heine schon eingebracht. Zendrini selbst endlich war im Jahre 1866 den Freunden der jungen

Litteratur nicht unbekannt. Hatte er doch schon von Como aus in De Gubernatis „Civiltà italiana“ und in den Mailänder „Figaro“ geschrieben, wo sein Name neben denjenigen von Emilio Praga und Arrigo Bóito auftaucht, hatte doch Aleardo Aleardi bereits den jungen Dichter durch sein Zeugniss geehrt und der „Dante-Kranz“ seinen Namen nach Florenz getragen. Die Heine-Uebersetzung wurde in Italien und Deutschland aufs günstigste besprochen. Für den heutigen Beurtheiler ist die dritte Auflage die abschliessende, da des Uebersetzers rastlose Feile hier ihr Bestes und Letztes geleistet hat.

Die gegen dreissig Seiten starke Vorrede zur dritten Auflage des „Canzoniere“, einer der besten Aufsätze Zendrinis, beweist, wie tief der Uebersetzer in das Wesen und in die Schwierigkeiten seiner Aufgabe eingedrungen war. „Heines Gedichte“, meint er, „danken ihre Vortrefflichkeit der langen und langsamen Gedankenarbeit ihres Schöpfers; dem Uebersetzer aber bieten sie ein unerreichbares Vorbild, unerreichbar besonders durch seine zahllosen Schattirungen von Stil und Ton.

„Wo nun der Dichter im Galafrack auftritt, da kann der italienische Uebersetzer ihm unschwer folgen; denn Schwalbenschwänze und Salonfracks hat unsere classische Garderobe die schwere Menge, so dass wir Italiener es hier mit jedem aufnehmen können. Aber ewig im Frack zu wandeln ist heute nur noch das Verhängniss eines Kellners; ein Dichter

wie Heine weiss auch in Hemdärmeln und im Schlafrock elegant zu sein. Um ihm hier zu folgen, muss ein italienischer Uebersetzer zum unbefangenen Ton des Volksliedes und der Alltagssprache seine Zuflucht nehmen. In der That, auf den Bergen von Pistoja habe ich mehr als eine Heinesche Zeile aus dem Munde des Volkes übersetzen hören, und in Dante, Berni und Giusti fand ich italienische Classiker, die wie Heine das Schwarze schwarz, das Weisse weiss zu nennen den Muth haben." Man sieht es, die Italiener sind heute noch mit Boileau nicht fertig geworden, und Victor Hugos „J'ai dit au long fruit d'or: mais, tu n'es qu'une poire!" klingt für die Freunde der höfischen Dichtung immer noch wie ein Vers aus der Marseillaise!

Ueber die Schwierigkeiten einer Heine-Uebersetzung hatte sich Zendrini übrigens schon früher, in seinem Aufsatze über die italienischen Heine-Uebersetzer („Nuova Antologia", 1874—75) ausgesprochen. Die wunderbare Wortbildungsfähigkeit, welche das Deutsche mit dem Griechischen gemein hat, lässt den romanischen Uebersetzer oft geradezu rathlos: wie soll er Heines „todtschlaglaunig, verständnissinnig" übersetzen? Wie seine Wortwitze, seine oft wiederkehrenden, unpersönlichen Wendungen? Wie ist z. B.: „Es treibt mich hin, es treibt mich her!" wiederzugeben? Zendrinis Belesenheit in den Dichtern seiner Sprache und sein erstaunliches Gedächtniss reichen nicht aus, ein Aequivalent für

letztere Wendung zu finden. Dem Italienischen, sagt Zendrini, ist die unpersönliche Wendung überhaupt nicht so geläufig. Aus ästhetischen Gründen hat Zendrini sich Weglassungen gestattet; anderswo scheint der Uebersetzer die Gläubigen seiner Nation schonen zu wollen. Ueberhaupt musste die lyrische Kraft, die komische Färbung, die satirische Pointe, der humoristische Duft des Originals in der Uebersetzung mitunter verloren gehen. Das alles sind Unvollkommenheiten, die selbst ein Uebersetzer von Zendrinis Talent nicht zu überwinden vermochte, weil sie eben in der Natur der Sache begründet sind. Aber wie siegreich hat Zendrini sonst mit seiner Aufgabe gerungen! Das weltbekannte Heinesche Liedchen: „Leise zieht durch mein Gemüth“, lautet in seiner Uebersetzung:

Flebil traversa l' anima mia
Un' armonia:
Canzonettina soave e piana,
Suona lontana!
Suona lontana fino al giardino
Di quel villino:
E se una rosa ti vien veduta,
Me la saluta!

Taillandiers französische Prosa hatte das reizend einfache Lied zur Saloncaricatur umgeschaffen: „Envole-toi dans l'espace, va jusqu'à la demeure où les plus belles fleurs s'épanouissent. Si tu aperçois une rose, dis-lui que je lui envoie mes plus empressés

compliments." Wahrlich, das Problem, ein Heinesches Gedicht in einen französischen Briefschluss einzusargen, konnte nicht besser gelöst werden. „In Stroh gewickelter Mondschein!" hätte Heine gesagt.

Schuré hat den Ton Zendrinis angeschlagen:

> Va voir la violette éclose,
> Porte mes vœux à chaque fleur;
> Et si tu rencontres une rose,
> Dis-lui le salut de mon cœur.

Es ist ein Vergnügen, Zendrinis „Canzoniere" Seite für Seite mit dem Original zu vergleichen, und mit Bewunderung nimmt man wahr, dass an keiner einzigen Stelle der Text vom Uebersetzer missverstanden wurde. Deutschland besitzt eine Uebersetzungslitteratur, wie sie an Reichthum und an Trefflichkeit kein anderes Land aufzuweisen im Stande ist. Wir wissen auch, wie die Uebersetzung eines Dichters durch eine Reihe von Versuchen sich vervollkommnen lässt, indem der Nachfolger mit Hülfe seines Vorgängers diesen schliesslich überflügelt. Hätte z. B. Gildemeister als erster Byron- und Ariosto-Uebersetzer so Grosses erreichen können? So mag denn auch in Italien ein Späterer Zendrinis Arbeit noch vervollkommnen. Aber es dürfte eine Weile dauern, bis ein Anderer Zendrinis Urtheil, seinen feinen Geschmack, seine dichterische Begabung, seine gründliche Kenntniss beider Sprachen und Litteraturen zu vereinigen und so die Aufgabe noch besser

zu lösen in der Lage wäre. Bis dahin bleibt es bei Heyses Urtheil (Vorrede zur Giusti-Uebersetzung, Berlin 1875, S. IX): „Zendrinis wahrhaft geniale Uebersetzung Heines hat in Italien geradezu Epoche gemacht."

Epoche freilich nicht im politischen Sinne Carduccis, welcher in Heine einen demokratischen Tyrannenfresser, mit andern Worten einen Bundesgenossen gegen seine Gegner, die Monarchisten, entdecken wollte, sondern im künstlerischen Sinne einer Befreiung von dem Tyrannenjoch der academischen Stiltradition; denn auch von Zendrinis Leistung gilt Heines „Sonett an August Wilhelm Schlegel":

Im Reifrockputz mit Blumen reich verzieret,
Schönpflästerchen auf den geschminkten Wangen,
Mit Schnabelschuh'n, mit Stickerei'n behangen,
Mit Thurmfrisur und wespengleich geschnüret:
So war die Aftermuse ausstaffiret,
Als sie einst kam, dich liebend zu umfangen.
Du bist ihr aber aus dem Weg gegangen,
Und irrtest fort, von dunkelm Trieb geführet.

Der Erfolg des „Canzoniere" gab Zendrini den Muth, seine eigenen Gedichte zu sammeln. Dieselben erschienen 1871 in Padua unter dem Titel „Prime poesie" und liegen heute im dritten Bande der „Gesammelten Werke" vor. Diese definitive und posthume Ausgabe bietet uns Zendrinis Dichtungen von 1859 bis 1870, gleichsam ein poetisches Tagebuch seiner heitern und trüben Stunden.

Der 400 Seiten starke Band beginnt mit dem 1864 in Como entstandenen längern Liede „Die beiden Weber“, welches Zendrini im Winter jenes Jahres hatte drucken lassen und über welches Aleardo Aleardi an den jungen Dichter schrieb: „Oft habe ich mich nach einer jungen Dichterkraft umgesehen. Wir hinterlassen nur eine kleine Erbschaft, aber bis heute fehlte der Erbe. Als ich Ihr Gedicht las, schien es mir, dieser Erbe sei gefunden.“ Zendrini selbst stellte dieses Gedicht an die Spitze seiner Jugendversuche. Er liebte es als den Denkstein seines ersten Dichtersieges. Diese melancholisch gefärbte Erstlingsfrucht seiner Muse zeigt uns Zendrinis Talent von seiner besten Seite: eine aufs Ideal gerichtete lyrische Kraft, die, ausgestattet mit den Mitteln einer reichen Bildung, in glücklichen Stunden zu einer durchsichtigen, melodischen, einfach schönen Form gelangt. Der schaffende Dichter vergleicht sich mit dem Seidenweber, dessen Lämpchen über die Strasse in sein Fenster scheint. Auch der Dichter hat ein Gewand zu weben, aber dem schlichten Handwerker ist ein glücklicheres Loos zu theil geworden. Ist er doch zum voraus des Gelingens sicher; sein Lohn, sein Lob und sein Feiertag sind ihm gewiss, während er, der Dichter, fort und fort mit seinem spröden Stoff, mit seiner eigenen Schwäche und mit der dunkeln Zukunft ringt, draussen nur auf kalte Gleichgültigkeit stösst, drinnen keinen Frieden findet, und in vergeblichem Erstreben der Vollkommenheit,

vom Dämon innern Dranges an seinen Webstuhl gebannt, am Ende sich wohl nur sein Todtenhemd weben wird. Aus dem melodischen Lied· lesen wir eine trübe Stimmung heraus, wie sie jeden ehrlichen Streiter im Felde der Gedankenarbeit zuweilen fasst, wie sie ja Alfred de Vigny in seinem „Stello“ uns so ernst und trübe geschildert hat. Als Ausdruck eigener Lebenserfahrung ist sie dort und hier aufrichtig, wahr, poetisch. Die frivole Gesellschaft lacht über des Dichters Weihestunden, gibt ihm das trübe Gefühl einer Vereinsamung, die seinem heimlichen Wunsche nach freundlicher Theilnahme, nach einem ermuthigenden Worte der Anerkennung nur bittere Enttäuschung entgegenbringt. Die Starken widerstehen, weiche Gemüther müssen leiden; Zendrini kannte diesen Schmerz nur allzu gut. Taucht derselbe doch in andern Liedern, wie „Excelsior“, „Mein Stern“, „An einen jungen Dichter“, „Ariostos Häuschen“, wieder und wieder auf.

Ein zweites Selbstbekenntniss des Idealisten ist „Die Moral meines Grossvaters.“ Diese besteht in Einem Worte, in dem inhaltsschweren Worte, das Polonius seinem Laertes auf den Weg gibt: „Sei wahr gegen dich selbst und gegen Andere!“ Non mentir! Immer wahr und aufrichtig, koste es was es wolle! Der Grossvater hat ihm den Kernspruch mitgegeben und der Enkel ist ihm durchs Leben treu geblieben, auch in Kritik und Kunst: „Wie ich sage, was ich denke, so schreibe ich auch, was ich

empfinde, lasse meine wahre Gesinnung durch die Zeilen blicken; denn meine Kunst verlegt sich nicht aufs Lügen."

Come dico quel che penso,
Così scrivo quel che sento —
Lascio il cuore dalle carte
Trasparir:
L'arte mia non è già l'arte
Di mentir.

Auch die Muse flüstert ihm leise zu, die verbrauchten Bilder und faden Umschreibungen der alten Schule zu meiden und „Wein und Brod beim Namen zu nennen":

Bada a dir
Pane al pane e vino al vino:
Non mentir.

Denselben idealistischen Stempel trägt das von Paul Heyse so reizend übersetzte Gedicht „Eine anatomische Vorlesung." Es handelt sich um die Anatomie des Herzens. Der Dichter besucht die Vorlesung des Professors, aber nach seinen Begriffen ist das Menschenherz etwas ganz anderes als ein von Muskeln bedientes Pumpwerk:

Zeigen Sie lieber im
Fasergetriebe,
Wo Hass zu nisten pflegt
Und wo die Liebe,

Alle der Leiden und
Freuden Gewühle,
Wo die unzähligen
Zarten Gefühle,
Zügellos schwärmende
Illusionen,
Wo wilde Leidenschaft
Und Lüste wohnen;
Wo ich das zärtliche
Sehnen gewahre,
Die holden Täuschungen
Der achtzehn Jahre!
Nein, Herr Professor,
's ist nur Ihr Scherz.
Der kleine Muskel hier
Ist nicht das Herz.

Den Glauben an die Poesie drücken in sinniger Weise das melodische Lied „Die Poesie stirbt nicht“ und „Mein Stern“ aus, die Klage um das verlorene poetische Zusammenleben von Mensch und Natur, um den Niedergang eines naiven unbefangen geniessenden Daseins das Gedicht „Trauriger Verfall.“ Stimmungslieder im Sinne Tennysons sind die kleinern Stücke „Melancholie“ und „Monotonie.“ Das Bild der erstern ist die Weide, die zur dreist emporgeschossenen Pappel redet; dasjenige der letztern die Welle, die in die blaue Ferne strebt, aber ewig an dasselbe Ufer zurückschlägt. Das Einerlei des Alltagslebens flösst ihr den Wunsch ein:

Deh ti desta,
O tempesta,
Fa del lago un picciol mar:
E commossa
Fa ch'io possa
Agitarmi ed agitar!

Das heisst in gesunder Goethescher Prosa: „Man muss zuweilen eine Tollheit begehen, nur um wieder leben zu können“ („Gespräche mit Eckermann“).

Die Liebeslieder — ich zähle deren nicht mehr als zehn — sind theils heitere Scherze, wie „Die Blumenantwort“, „Die Ohrenbeichte“, „Mein Symbol“, theils lyrische Ergüsse still beglückter Empfindung, „Mütterliche Liebe“, „Glänzendes Ziel“, „Der innerste Schatz“, „Die Quelle des Glückes“, eine kleine Perle in graziösester Fassung; und ein schmachtender Seufzer unerfüllter Hoffnung: „Ave, spes unica“ (bei Paul Heyse: „Noch kann ich auf die Hoffnung nicht verzichten“). Heyses Uebersetzung beginnt so:

Wenn deine Augen still auf mir verweilen,
Erwacht in meines Herzens tiefstem Grunde
Ein alter Reim, zwei unscheinbare Zeilen,
Die einst ein Freund mir las in später Stunde.
Er las sie zu Pavia mir, im schlichten
Studentenstübchen, wohl gedenkt es mir:
„Noch kann ich auf die Hoffnung nicht verzichten,
Zu leben und zu sterben einst mit dir!“ .

An Heine erinnert das Gedicht „Fantasia“; an seine Manier, die lyrische Stimmung durch einen

satirischen Schluss zu vernichten, klingen die beiden Gedichte „Meine Griechin“ und „Du sprachst: Verlass mich nicht“ von fern an.

Wie meisterhaft hat Heyse den Eingang des zweiten Liedes wiedergegeben:

Der Mond ging auf. Es glitzerten die Wogen
In seinem Strahl. Vom weiten Uferring
Kam schmeichelnd süsser Blüthenduft geflogen.
Wie, oder war's dein Hauch, der mich umfing?
Rings lag dein schöner See im Dämmerscheine,
Ich liess die Ruder müssig ruhn im Boot.
Da senktest du die Augen tief in meine
Und sprachst: verlass mich nicht, es wär' mein Tod!

Der Traum war zu schön, um lange zu dauern. Die Geliebte hat ihren Freund verlassen und — ist nicht gestorben:

— Wie ich vorbeiging heute,
Hört' ich dich lachen — du bist frisch und roth!
Aus diesem Lachen klang kein Grabgeläute —
Und doch —: verlass mich nicht, es wär' mein Tod!

Nach seiner Jugend blickt unser Dichter in dem schon erwähnten Liede „Mein Stern“ und in der „Moral meines Grossvaters“ zurück. Seinem Vater aber hat Zendrini in dem ersten Stück seines „Dante-Kranzes“ ein unvergängliches Denkmal gesetzt. „Il mio Dante“ ist erst von Schanz und später von Betty Jacobson, der ausgezeichneten Uebersetzerin Carduccis, übertragen worden. Ihre Uebersetzung erschien in

Oskar Blumenthals „Monatsheften“ (1877, Bd. V, Heft 1). Dieselbe beginnt:

> Am meisten lieb und werth
> Von allem, was mein Vater mir vererbt,
> Ist mir ein kleines Dante-Exemplar,
> Ein schlichtes Bändchen. Ohne Commentar
> Von Alten oder Neuen. Arg versehrt
> Sind schon die Blätter, die die Zeit gefärbt,
> Und es entlockten euch
> Ein Lächeln wohl die drei Illustrationen
> Zu Hölle, Fegefeu'r und Paradies:
> So zum Verwechseln seh'n sich darin gleich
> Die Engel und Dämonen.

Dieses unscheinbare Büchlein gäbe der Sohn um die reichsten Schätze nicht: seines Vaters Randglossen sind ihm eine redende Chronik von dessen ganzem Leben:

> Und in dem seinen seh' ich unsers Lebens
> Urew'ge Dreiheit, wie sie jedem wies
> Die Ziele alles Strebens
> In Hölle, Fegefeu'r und Paradies!

Die jugendkräftige Gestalt dieses Vaters durchstreifte nach Jägerbeute oft die Valcamonica.

Vom Worte schreitet der kühne junge Mann zur That. Mit den gleichgesinnten Carbonari kämpft er für die Befreiung von Dantes Vaterland. Das Unternehmen misslingt. Im dumpfen Kerker bleibt sein „Dante“ ihm Trost, Vorbild, Hoffnung, Führer. Stets lag er ihm zur Hand, und

Dann stiegen aus dem Buche ernste Schatten
Von edlen Bürgern, Schatten von Heroen,
Die mit einander viel zu reden hatten.
Im Zwielicht stand erhob'nen Hauptes da
Der stolze Farinata, von dem Lohen
Der Flammengruft erfasst,
Und Buonconte, der zu Boden sah,
Der blonde Manfred dort, dem so verhasst
Die Päpste sind.

Endlich wird der Gefangene seiner Haft entlassen, und bald tritt er als Arzt ans Krankenbett. Aber stets begleitet ihn sein „Dante“ und ist im Sterben noch sein letzter Trost.

Beim matten Lampenschein blättert der Sohn nun oft und gern in seines Vaters „Dante“, überschlägt die Stellen,

Die seine Hand beschrieb im Zornesmuth,
Und eilt dahin, wo gern die Seele ruht.

Traumhaft müde schweift des Lesers Phantasie in später Stunde:

Die Lampe flackert matt,
Gesenkten Auges starr' ich auf das Blatt.
Da seh' ich — oder glaub' ich's nur zu sehn? —
Beim matten Schimmer eine kleine Hand,
An meines Büchleins Rand
Seh' ich sie eilig auf- und niedergehn.

Es ist die Geisterhand des Verblichenen, die sich bemüht, dem Sohne mitzutheilen, was Alighieris stolze

Seele ihm droben anvertraut als klare Deutung mancher dunkeln Stelle:

> . . . . Die liebe Hand, vergebens
> Müh' ich mich ab, sie an mein Herz zu ziehen!
> Des theuern Vaters, des Beschützers Hand,
> Der Freund mir war und Bruder mir zugleich,
> Die er dem Einsamen im Strom des Lebens
> Mitleidig bietet aus der Schatten Reich.

Das Gedicht an Leopardis Todtenmaske bildet den Uebergang zu einer zweiten Gruppe; in ihm beklagt der Dichter die Laster und Lügen der modernen Wirklichkeit; denn auch die ihn umgebende Gesellschaft wagt unser Dichter mit dem Massstab seiner idealen Weltanschauung zu messen und nach seinem Wahrspruch „Non mentir!“ von der Leber weg abzuschätzen. Meistens wählt er den humoristischen Ton gutmüthiger Satire, wie in dem Gedicht „Nicht einmal Cavalier, Stossseufzer eines Paria“, welches an den alten ehrlichen Kerl in Sardous „Maison neuve“ gemahnt, der sehr erstaunt ist, im Salon seines Neffen einen Herrn zu finden, dem das rothe Band im Knopfloch fehlt, weshalb er in den Ruf ausbricht: „Tiens, celui-là n'est pas décoré!“ Uebrigens entging der Dichter nicht dem Loose, das er hier sarkastisch belächelt. Auch er starb als Cavaliere! On est puni par où l'on a péché! „Der neue Johannes“ verhöhnt gewisse jesuitische Bekenner des freien Gedankens, welche die Liberalen spielen, mit dem Rationalismus liebäugeln, um dann schliesslich die Gemeinde ihrer

Gläubigen unversehens mit einem tüchtigen Spritzbade aus dem alten Weihwasserkessel heimzuschicken. Der von Heyse so zierlich übertragene Dialog „Belauschtes Mädchengespräch“ dreht sich um den Geschmack in der Wahl des Geliebten. Amalie liebt den Dichter und Schwärmer, Nina den schmucken Offizier:

> Mein schöner Lieutenant ist ein anderer Mann!
> Den hab' ich niemals so verwirrt gesehen.
> Mit Sporenklang, den Säbel umgeschnallt,
> Den Schnurrbart drehend, wiegend die Gestalt,
> Sieht man ihn kerzengrad vorübergehen.
> Er schaut so flott umher, so frank und frei,
> Als ob die ganze Welt sein eigen sei.
> Ist sie's nicht auch? Doch dein Poet sieht aus,
> Als fühlt' er in der Welt sich nicht zu Haus,
> Als hätt' er sich nachtwandelnd drin verirrt,
> Ein blöder Fremdling, strauchelnd allerenden,
> Und wüsste nun, verschüchtert und verwirrt,
> Nicht was beginnen und wohin sich wenden!

Es wird hin- und hergesprochen, gescherzt, vertheidigt und geneckt: Nina erlaubt sich die Frage, ob denn dieser Dichterengel die Flügel eingeknöpft im Rocke trage. Darauf die andere:

> Geflügelt ist sein Geist nur. Spar' den Hohn!
> Dein Lieutenant — gib nur Acht!
> Trägt an den Füssen sie, und über Nacht
> Spannt er sie aus und hui! fliegt er davon.

Zendrinis dreizehn Epigramme haben attisches Salz und italo aceto: sie geisseln theils verhasste Ge-

sellschaftstypen, wie den Gecken, den feigen Angreifer, den gelehrten Pedanten, den Heuchler, den Maulhelden, den Materialisten, theils beziehen sie sich auf litterarische Dinge. In epigrammatischer Form kehrt hier die Klage über die Kälte der Gesellschaft gegen die Leistungen des Dichters wieder. „Das Talent findet stets einen Freund, hier in Italien fehlt ihm niemals jener Mäcen, ‚der Filzschuhe trägt und einen dunkeln Mantel‘." So schildert nämlich Ariosto (XIV, 92) die allegorische Gestalt des „Silenzio."

Als litterarische Satiren lassen sich die drei metrischen Dialoge: „Die Litteraturcommunisten", „Stiefel und Leisten" und „Die neue Aera" auffassen. Erstere tritt entschieden für den Heroencultus Carlyles gegen Spencers Sociologie und unsere „Völkerpsychologie" ein, indem sie das communistische Gelüste der kleinen Dichter nach dem wohl erworbenen Ruhm der grossen lächerlich macht. Nur in einem Punkte lässt Zendrini jene communistische Theorie gelten: auf dem Gebiete des Volksliedes. Die Verherrlichung seiner Schöpfungen bildet den versöhnenden Schluss; denn hier allein ist Vicos Gedanke von dem Masseninstinct eine praktische Wahrheit. „Stiefel und Leisten" resumirt Zendrinis Poetik, welche den Form- und Phrasenkram der alten Schule durch einen lebendigen, modernen und wahren Inhalt ersetzt wissen möchte. Dem Gedicht folgt eine kleine Abhandlung in Prosa, welche Camerini ein Meisterwerk genannt hat. Dieselbe befasst sich namentlich mit der verwässernden Umschreibungsmanie

der classischen Schule, welche an Stelle des treffenden und malerischen Wortes die declamatorische Periphrase setzt. Andrea Maffeis Shakespeare - Uebersetzung liefert Zendrinis Kritik die Mittel, seine eigene Poetik ad hominem zu demonstriren. „Die neue Aera" endlich, welche Betty Jacobson im „Salon" von 1875 vortrefflich übersetzt hat, ist ein geistreicher Protest gegen die in den Dienst des Materialismus gezogene, in Italien unter dem Namen „poesia civile" bekannte Utilitätspoesie, welche die Bürgertugend, den socialen und politischen Fortschritt, die Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit zu verherrlichen sich abmüht.

Aus dem allem ersieht man, dass Zendrini im besten Sinne dem Grundsatze „L'art pour l'art" huldigt: die Muse soll ihm keine Magd für Utilitarier und Materialisten werden, sondern als Hebe beim Göttermahl ihren alten Nektar kredenzen. Seine Grossen sind Dante, Ariosto, Tasso, Leopardi, Shakespeare, die er alle in sinnigen Liedern gefeiert hat. Selbstredend hat auch Zendrinis gründliche Vertrautheit mit der deutschen Litteratur in seinen eigenen Gedichten ihre Spuren hinterlassen. Da ist vor allem das Lied „Wieder über den Rhein" eine Erinnerung an seine erste Rheinreise in Gesellschaft munterer Schulkameraden. Als gereifter Mann fährt er ein zweites Mal hinüber nach dem Lurleifelsen, verkehrt mit den Geistern der Freunde, die ihn damals begleiteten, und wie Uhland in seiner „Ueberfahrt" bietet er dem Fährmann dreifachen Lohn, für sich und seine un-

sichtbaren Begleiter. Diesem Gedicht hat Zendrini die Uebersetzung des Heineschen Liedes eingefügt. Das „Proömium des Canzoniere“ ist in der Uebersetzung von Julius Schanz in Deutschland bekannt geworden, vielleicht noch mehr durch den Schlussvers des Originals:

Il morto Enrico poetava ancora —

welchen Adolf Strodtmann dem poetischen Nachlass Heines als Motto vorgesetzt hat. Das Gedicht bewegt sich in farbigen Bildern, welche Heines Romantik und seinen Kampf für die Freiheit poetisch verklären; aber es fehlt hier die klare Plastik, und ohne den Commentar, welchen Zendrinis Abhandlung über Heine und die Heine-Uebersetzer uns bietet, wäre diese Allegorie stellenweise dunkel geblieben. Die Verse an Dr. Buchholz, der Zendrini eine Locke von Heines Leiche geschickt, sind anspruchsloser und, wie mir scheint, empfindungswahrer. An seinen Uebersetzer, Professor Julius Schanz, der in Como sein College war, richtet Zendrini das von Mehreren übersetzte anmuthige Gedicht „Die beiden Musen.“ Nie, heisst es da, habe die deutsche Nation gegen Italiens Befreiung das Wort ergriffen, und heute gleichen die beiden Musen zwei lebensfrohen Mädchen, die vor der förmlichen Begrüssung ihrer Eltern einander ungeduldig in die Arme eilen.

Die Gelegenheitsgedichte der Schlussausgabe sind theils patriotische, theils litterarische, theils endlich

privater Natur. Bleibendes Interesse besitzen vor allem die litterarischen. Die „Ghirlanda dantesca“ dichtete Zendrini für das Dante-Jubiläum von 1865. Eine Einleitung in Prosa verbreitet sich über die einander zeitlich so nahe gerückten Jubiläen Goethes, Schillers, Shakespeares und Dantes, deren Helden als vier Heroen der Weltlitteratur mit scharfsinnigem Tiefblick einander gegenübergestellt und jeder nach seiner eigenen Mission betrachtet werden. Den Glanzpunkt bildet die Parallele zwischen Dante und Shakespeare.

Das erste der nun folgenden zwölf Gedichte ist die oben erwähnte Jugenderinnerung „Il mio Dante“, die übrigen Stücke bilden zusammen eine lyrische Dante-Biographie in episodischer Form.

Das reizende Gedicht „Ariostos Häuschen“ entstand in Ferrara. In diesem Gedicht schildert uns Zendrini den grossen Dichter, wie er seine schönen Stunden fern vom öden, geräuschvollen Hofe auf seinem abgeschiedenen Gütchen in seligem Umgang mit den bunten Gestalten seiner Wunderphantasie verlebte. Auch das Gedicht auf Tasso („La musa celeste“) verdankt seine Entstehung einem äussern Anlass: der Errichtung von Velas Tasso-Monument in Bergamo, und das Shakespeare-Jubiläum gab den Anstoss zu einem Liede voll treffender Betrachtungen über des Dramatikers heitere und dunkle Gestalten. Als letztes Glied in dieser Reihe sei die „Elegie auf Ippolito Nievo“ erwähnt. Diesen venetianischen

Dichter hat Paul Heyse in „Nord und Süd“ dem deutschen Leser vorgestellt. Nievos Erzählung vom Untergang der Republik Venedig und der politischen Wiedergeburt Italiens wird von Heyse als der beste historische Roman Italiens seit Manzoni bezeichnet. Zudem ist er das Werk eines Zwanzigjährigen! Sein Verfasser begleitete Garibaldi nach Sicilien und ertrank im folgenden Jahre auf der Rückfahrt nach Neapel beim Untergang seines Dampfers. Zendrini lässt den Leichnam seines kaum fünfundzwanzigjährigen Freundes an die Küste von Capri verschlagen und dort, umgeben von den üppigen Reizen der südlichen Natur, zur Grabesruhe gelangen. Einige Uebersetzungsproben (aus Byrons „Don Juan I.“, aus Hebels „Alemannischen Gedichten“, Gustav Schwabs Ballade „Morgen ist Feiertag“ u. s. w.) schliessen unsern Band.

An die bisher gebotene Uebersicht über den Inhalt von Zendrinis eigenen Dichtungen fügen wir ein Wort über die Licht- und Schattenseiten, die Vorzüge und die Lücken seines Talents. Als Heine-Uebersetzer ist Zendrini in Italien hoch angesehen, als selbständigen Dichter unterschätzen ihn Viele, weil sie ihn zu wenig kennen. Im Gefühle, dass er eben nur ein Talent sei, „band er sein schwaches Schifflein an das stattliche Fahrzeug seines Meisters“ und machte als glücklicher Uebersetzer sein litterarisches Glück. Gewiss, die geniale Gestaltungskraft, die bezaubernde

Phantasie, die tiefe Leidenschaft, die packende, malerische Sprache, der sprühende Witz fehlen ihm als selbständigem Dichter: die Massen vermag er weder zu erschüttern noch zu verführen. Seine Sphäre ist das Reich der Mitte. Nun, in einer Epoche, wo ganz Europa in seiner poetischen Litteratur nur noch Talente zählt, wo die Dichtung überhaupt der Wissenschaft das Feld geräumt, ist damit freilich noch kein grosser Tadel ausgesprochen; aber als individuelle Lücken und Schwächen sind von Zendrinis Gegnern eine krankhafte Weichheit im Empfinden, der Mangel an Bestimmtheit und an Anschaulichkeit, an Deutlichkeit des Denkens, an intensiver Phantasie bezeichnet worden. In der Ausführung überlässt er sich gern einer behaglichen Breite, welche die Wirkung des Ganzen abschwächt. Das Streichen und Kürzen hat er seinen Uebersetzern und Herausgebern überlassen. Seine Belesenheit endlich ist seiner Ursprünglichkeit hier und da in den Weg getreten und die bewussten und unbewussten Reminiscenzen sind in seinen Gedichten weniger selten, als man im Interesse seiner Originalität wünschen möchte.

Zendrini gehört vorwiegend zu den Dichtern der Studirstube. Sein feiner Künstlersinn wurde durch gewählte Lectüre entwickelt, und der litterarisch so hochgebildete Mann fand in glücklichen Stunden die Kraft, seine Stimmung in echt poetische Gedanken umzusetzen und in einfach schöne Formen zu kleiden. So entstanden eine Reihe von Gedichten, welche frei

sind von den oben angedeuteten Schwächen, Gedichte, die sich neben das Beste stellen dürfen, das die italienische Poesie unserer Tage hervorgebracht. Vielleicht das vollkommenste Erzeugniss seiner Muse ist „Mein Dante“, dem auch die Kritik nichts vorzuwerfen hat, das mit dem Reize einer kunstvollen Gliederung und einer knappen Form Gedankenfülle und Empfindungswahrheit so harmonisch zu verbinden weiss. Poetisches Empfinden ist überhaupt der Grundton bei Zendrini, aber seine Gesinnung ist so edel, ihr Ausdruck so wahr und schön, die Form so einfach und fein, dass uns nie der Eindruck der Leere beschleicht. Wenn Zendrinis Gemeinde eine kleine bleibt, so wird er dieser auf alle Zeiten lieb und werth sein.

Ueber Zendrinis Verhältniss zu den zeitgenössischen Dichtern seiner Nation lässt sich nur im Zusammenhang mit andern Erscheinungen reden. Seit 1860, nämlich bis um die Mitte der siebziger Jahre, machte sich das Litteraturleben Italiens vorwiegend in Mailand geltend; seither hat Bologna mit Hülfe der Toscaner ihm den Rang abgelaufen, und heute droht die politische Hauptstadt mehr und mehr das beste Blut ihrer Provinzen zu absorbiren. Es wiederholt sich also hier derselbe Process, der Paris allmächtig, das übrige Frankreich litterarisch sozusagen todt gemacht hat.

Was nun Mailand anbelangt, so hat es seit Anfang dieses Jahrhunderts nicht weniger als fünf lombardische Dichterschulen an sich vorüberziehen sehen: diejenige Parinis, dessen männliche Satire die Lombarden aus langem Schlafe aufzurütteln suchte; dann die neuclassische Kunstschule Montis, welcher Manzonis romantische Reaction gegen die inhaltsleere Nachahmung des Fremden und Heidnischen auf dem Fusse folgte; nach Manzoni dessen moralisirende und patriotische Epigonen; endlich die Junglombarden von 1860, die ihrerseits gegen den katholisirenden Idealismus ihrer Vorgänger sich auflehnen, einen neuen Inhalt und eine wirksamere Form verlangen, nach Byron, Musset, Gautier und Murger das Zigeunerland des ungebundenen Lebens als das wahre Genieland poetischer Inspiration betrachten. Man nennt sie die Schule der Scapigliati (les débraillés); ihre Namen sind heute schon meist vergessen. An diese reihen sich, freilich nur mittelbar, Emilio Praga, Arrigo Bóito und Bernardino Zendrini. Der erste steht den Scapigliati als Realist am nächsten. Bóito ging vom kalten Norden aus, und in der That, die Italiener behaupten beim Lesen seiner kühlen Verse zu frösteln. Bóito wandte sich später der Zukunftsmusik zu und componirte die Oper „Mefistofele.“ Zendrini übernahm die Mission, Italien die Heinesche Lyrik zu vermitteln und dabei zu zeigen, dass man auf einfacherem und natürlicherem Wege, als die alten und die neuen Petrarchisten dies gethan, ein Dichter wer-

den könne. Eben dies nun versuchte er in seinen eigenen Dichtungen durchzuführen. Mit grösserem Talent und weit grösserer Dreistigkeit trat nach ihm der demokratische Toscaner Carducci in Bologna auf, der seinerseits die classische Form zu retten suchte, indem er sie mit überlegener Plastik handhabte und mit modernem Inhalt füllte. Indessen heute noch bleibt es eine offene Frage, ob nicht Zendrinis Poetik schliesslich zu siegen bestimmt sei, ob nicht Heyses Wort an Zendrini Recht behalte: „Sei getrost, deine Zeit wird kommen!“ So viel scheint uns sicher, dass unter allen Dichtern der jungen Schule keiner mit klarerem Bewusstsein die Ziele erkannt, sie mit sichererem Takt verfolgt hat als Bernardino Zendrini.

Mit der Herausgabe seiner Gedichte im Jahre 1871 schloss Zendrini seine Laufbahn als Dichter und wandte sich von nun an kritischen und philologischen Studien zu. Diese füllen in der vorliegenden Gesammtausgabe zwei Bände. Sie sollen hier in möglichst chronologischer Reihenfolge besprochen werden, und zwar zuerst die kritischen Aufsätze. Im Mai 1872 brachte die „Nuova Antologia“ Zendrinis Abhandlung „Nero als Künstler.“ Dieselbe ward veranlasst durch das Drama „Nero“ des Römers Pietro Cossa, der mit den besten Mitteln realistischer Darstellung einen gewaltigen Bühnenerfolg erzielt hatte. Zendrinis Idealismus empörte sich gegen diese Verherrlichung eines Scheusals, waffnete sich mit der

überlegenen Sachkenntniss fleissiger Quellenforschung und stellte Cossas verführerischer Lüge den historischen Nero in grellster Beleuchtung gegenüber. Ja er ging noch weiter, indem er dem realistischen Gegner das Recht bestritt, einen poetischen Nero zu schaffen. Massarani, der es wissen konnte, meint, es sei nicht ganz ohne ira et studio geschehen, wenn der Kritiker nicht einmal dem unleugbaren Talent des Dramatikers gerecht geworden. Ein ähnliches Schicksal widerfuhr dem historischen Roman des Mailänders Rovani: „Die Jugend Cäsars", welchem Zendrini („Nuova Antologia", Juni 1873) den Cäsar Mommsens entgegenstellte. Das Fruchtbringende beider Aufsätze für italienische Leser bestand darin, dass sie hier einmal Beispiele einer ernsten, historischen Kritik unter die Augen bekamen.

Im ersten Jahrgang (1874) der „Rivista italiana" erschien bei Anlass des Petrarca-Jubiläums Zendrinis Artikel „Petrarca und Laura." Was seinen subtilen Scharfsinn zu diesem Thema lockte, war die Schwierigkeit, über den oft behandelten Gegenstand etwas Neues beizubringen. Es gelang ihm in der That, mit Beiseitesetzung der idealen, der historischen und der conventionellen Laura aus Petrarcas eigenen Werken eine Psychologie des Dichters und seiner Geliebten zusammenzustellen, die ein Jeder mit Interesse lesen wird. Der Aufsatz ist charakteristisch für Zendrinis Neigung zu jener psychologischen Scholastik Marivaux', von welcher Voltaire meinte,

sie sei im Stande, Fliegeneier in Spinngeweben auszuwägen.

Die Versuche der Toscaner Carducci und Chiarini in der Auslegung und Uebersetzung von Heines Gedichten, vielleicht auch die groben Feindseligkeiten des Erstern gegen die von ihm selbst vertretene Richtung, lieferten herausfordernden Stoff zu dem meisterhaften Artikel über „Heine und seine Ausleger" („Nuova Antologia", 1874—75). Dieser Aufsatz besteht aus zwei Theilen: Heine als Dichter, wobei Carduccis Auffassung Heines als eines demokratischen Schlagetodts gebührend zurückgewiesen wird, und: Heines italienische Uebersetzer, deren mangelhafte Befähigung zu schonen für Zendrini wahrlich kein Grund vorlag. Nach Form und Inhalt darf diese Arbeit Zendrinis als sein Meisterwerk in Prosa bezeichnet werden. Er kennt seinen Heine durch und durch und hat uns den Proteuscharakter seiner Dichtungen in lichtvoller Klarheit vorgeführt.

Die academische Gruppe endlich umfasst die Antrittsrede Zendrinis in Padua vom 8. Mai 1867, diejenige in Palermo vom 8. Februar 1876 und eine dritte ebenda gelesene Abhandlung vom 19. November 1876.

Zendrinis Antrittsrede als Professor der germanischen Litteraturen in Padua fiel in einen politischen Moment, der die Italiener nach langem Schmollen in die beste Laune gegen Deutschland und deutsches Wesen versetzen musste. Seit 1866 war das „ger-

manizzare“ urplötzlich zur Mode geworden und das Wort „Tedesco“, so lange der Inbegriff von allem Hässlichen, hatte mit einem Mal einen guten Klang erhalten, ja die Errichtung jener Professur war selbst eine Frucht dieses Umschlages in der öffentlichen Meinung Italiens. Zendrini benützte den günstigen Augenblick, um zu seinen Landsleuten von Italiens alten Vorurtheilen gegen deutsche Dinge, von seiner Unkenntniss germanischer Litteraturen, von der romanischen Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit im Gegensatz zu der deutschen Assimilationskraft und dem deutschen Wissensdrange zu reden; er eröffnete den Zuhörern durch ebenso gelehrte als schonungslose Kritik ihrer traditionellen Irrthümer so viele neue Gesichtspunkte, dass seine Rede bei Professoren und Studenten den aufregenden Eindruck einer kühnen That hinterliess und in den Annalen der ehrwürdigen Universität Epoche gemacht hat. Die neun Jahre später verfasste Antrittsrede in Palermo trägt den Titel: „Von der italienischen Litteratur.“

Die dritte Rede, bei Eröffnung des Studienjahres (am 19. Nov. 1876) gehalten, behandelt das Thema der einheitlichen Sprache im Sinne von Manzonis berühmter „Proposta“ von 1869.

Das „Epistolario“, der letzthin erschienene Schlussband unserer Gesammtausgabe, enthält 100 Briefe Zendrinis an Mutter und Schwester, Freunde und Freundinnen; sie lesen sich so angenehm und leicht, weil sie ohne allen und jeden Hintergedanken an eine

spätere Veröffentlichung geschrieben wurden; daher ihre Natürlichkeit, ihr unbefangenes Leben und ihre Frische. Auch inhaltlich bieten sie ein mehrfaches Interesse: das gemüthliche Geplauder der einen lässt uns einen Blick thun in Zendrinis Empfindungswelt; die kritischen Aphorismen und die litterarischen Urtheile der andern führen uns in den Gedankenverkehr des Dichters und des Gelehrten mit Paul Heyse, Tullo Massarani, Arrigo Bóito, Aleardo Aleardi, Eugenio Camerini und andern ein. Dem Bande ist Professor Pizzos biographisch-kritische Studie vorgedruckt, während Zendrinis autobiographische Fragmente dessen Schluss bilden.

Ein unerbittliches Geschick raffte Zendrini in dem Augenblick dahin, da er im Prosastil seine Meisterschaft errungen hatte. Während der Dichter auf halbem Wege stehen blieb, hat wenigstens der Prosaiker sein Ziel erreicht. Die Vollendung seiner Prosa verdankt er jenem zähen, künstlerischen Ringen, das seinen Triumph in durchsichtiger Klarheit und kunstvoller Natürlichkeit sieht. Zum Kritiker brachte Zendrini die glücklichsten Eigenschaften mit: ein ehrliches Streben nach der Wahrheit, den Muth der Aufrichtigkeit, koste es was es wolle, alles unverblümt herauszusagen, das Bedürfniss, in den Kern der Frage einzudringen, sie gleichsam auszuweiden (sviscerare), eine von beneidenswerthem Gedächtniss frisch erhaltene Belesenheit in alten und in neueren Litteraturen, einen entwickelten Scharfsinn, der die dialektischen

Werkzeuge der Induction und der Deduction gewandt zu handhaben versteht, und jenes poetische Verständniss, welches er gern mit Goethes Wort von den gemalten Scheiben umschrieb, die nur demjenigen, der in die Kirche eingedrungen, ihre Farbengeheimnisse offenbaren. Als Dichter wahrte er der ästhetischen Kritik gegenüber der einseitig historischen ihr gutes und volles Recht und erinnerte dabei an Lessings Wort, dass auch der reconstruirende Kritiker in gewissem Sinne Dichter sei. Die Neigung zu dialektischen Subtilitäten führte ihn freilich mitunter zu paradoxen Künsteleien, und die Fülle seiner Einfälle und Erinnerungen lässt ihn in der ersten Palermitaner Rede die scharfe Gliederung seines Stoffes vernachlässigen; jene ist wohl mit Schuld an dem zu häufigen Gebrauch der latenten oder ausgesprochenen Parenthesen, welche der Meister, dem Gesetze der Beschränkung zu liebe, meiden sollte.

Den Dichter und den Kritiker zu zeichnen war vor allem Zweck dieser Blätter. Aber auch den Menschen und den Lehrer haben uns seine Freunde und Schüler vorgeführt. Die blasse, hagere Gestalt mit der hohen, kahlen Stirn, dem tiefen Auge und dem nervösen beweglichen Wesen liess den „sognatore“, den Schwärmer der Jugendgedichte, auch im reifen Mann noch erkennen. Aber heitere Ruhe und

Sicherheit fand er rasch im Gespräch mit Freunden und im Vortrag des Lehrers. Wenn ihn physische und seelische Ermattung und Niedergeschlagenheit oft wochenlang qualvoll heimsuchte, so machte ihn der Umgang mit den Werken seiner Lieblingsdichter Dante und Ariosto, Goethe und Heine wieder glücklich, und der Verkehr mit seinen Studenten, denen er in schlichtem Vortrag so viel Neues mittheilen konnte, war ihm ein Genuss, den seine Hörer in vollem Masse theilten. Zendrini war kein academischer Schönredner, er verschmähte den Applaus eines Dilettantenpublicums, er suchte Fachschüler zu erziehen und junge Leute zu Männern heranzubilden.

Mensch, Dichter und Kritiker waren bei Zendrini in Eins verwachsen; er war so recht ein Mann aus einem Stücke. „Glücklich, wer die Dichterei wie ein Kleid anziehen und ablegen kann“, schreibt er 1867, „der hat nicht von allem so viel zu leiden wie ich, dem die Poesie im Herzen sitzt und Fleisch von seinem Fleisch ist.“ Auf Zendrini passt so recht die französische Definition des Dichters: „Le poète n'est qu'un homme sensible.“ In dieser frauenhaften, jedem Eindruck lange nachzitternden Empfindsamkeit lag einerseits das Bedürfniss nach expansiver Mittheilung, andererseits auch jene verzeihliche Lust am Lobe, die das Geschlecht der Dichter von jeher zu einem „Genus irritabile“ gemacht hat. Seine so ganz aufs Ideale gerichtete Natur machte ihm die Pflege des Schönen zur instinctiven Pflicht, die Theilnahme an allem wahrhaft

Menschlichen zur Richtschnur seiner Ueberzeugung. Vom Christenthum trug er das Beste in sich, die „carità nazarena“, die Menschenliebe, während ihm jene Manzonianische Theorie unbedingter, demüthiger Unterwerfung in Dogma und Leben zuwider war. Mit Politik befasste sich Zendrini nicht, oder wenn er es einmal that, geschah es im Ton des humanitären Dichters. Auch hier vermeinte er anwenden zu sollen, was er als einzige Frucht seiner juristischen Studien bezeichnet, das Ciceronianische „Honeste vivere, neminem laedere, suum cuique tribuere.“

Zendrini hat sich in der italienischen Litteraturgeschichte eine scharf umschriebene Stellung erworben. Mit deutscher Bildung ausgestattet, ward er Manzonianer und schrieb die Worte des Meisters: „Verità, naturalezza, popolarità!“ als eigene Devise auf Schild und Panier. „Wie Manzoni unsere Prosa vereinfachte, so möchte ich unsere Poesie vereinfachen“, schrieb er 1873 an Friedrich Marx.

Wenn der Dichter Zendrini jener grossen Aufgabe nur in seinen besten Stunden, d. h. nur bis zu einem gewissen Grade gewachsen war, so hat wenigstens der Heine-Uebersetzer Zendrini jene Mission gelöst, indem er seiner Nation ein monumentales Muster seines Ideals vor Augen stellte. Und was der Uebersetzer predigt, das hat mit überzeugender Klarheit und reichem Wissen auch der Kritiker dargelegt. In deutschem Geiste hat Zendrini unter seinen romanischen Landsleuten gewirkt; er war mehr als ein internationaler Vermittler

litterarischer Ideen; waren diese doch ein Stück seiner Bildung, seines Wesens; er hat für sie gelitten und seines edeln Freundes Wort: „Sei getrost, deine Zeit wird kommen!“ kann und darf nicht zu Schanden werden.

Neuere Ansichten über die englische Litteratursprache.

1883.

Seitdem Professor Ten Brink durch eine hochinteressante Geschichte des altenglischen Schriftwesens die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf die Anfänge der ältesten unter den Litteraturen des modernen Europas zu lenken gewusst, dürfte eine Zusammenfassung der Ergebnisse englischer Forschungen über die Entwickelung der englischen Sprache auch dem Laien von Interesse sein. In der That enthalten die Arbeiten von Kington Oliphant, von Morris, von Freeman eine Darstellung dieses Entwicklungsprocesses, der die herkömmliche Vorstellung von einem wunderlichen halb französischen, halb deutschen Zwittergeschöpfe gründlich beseitigt.

Bis zur Eroberung Englands durch die Normannen bleiben alte und neue Gewährsmänner so ziemlich auf demselben Boden. Julius Cäsar und seine Nach-

folger legten den keltischen Ureinwohnern das Römerjoch auf, aber ihre Sprache hat in England keine Wurzeln getrieben; denn nur vier Wörter (castra, colonia, portus, strata) haben in den Ortsnamen Lancaster, Chester, Leicester, Lincoln, Colchester, Portsmouth, Portsea, Stratford, Streatham, Stretton und in den Appellativen „street“ und „port“ sich erhalten.

Seit dem vierten Jahrhundert erscheinen Germanen auf englischem Boden, erobern das Land um die Mitte des fünften und gründen die Reiche der Jüten, Sachsen und Angeln, drei verwandte Stämme, welche bald zu *einem* Volke verwachsen, das sich das „englische“ nennt. Die Ausdrücke „Angelsachsen“ und „Angelsächsisch“ sind Erfindungen nachhinkender Gelehrsamkeit und heute so ziemlich antiquirt.

Die altenglische Sprache zeichnete sich durch ihren Flexionsreichthum und durch ihre Reinheit aus; bis Ende des zwölften Jahrhunderts drangen so zu sagen fast keine keltischen Wörter in die geschriebene Sprache ein, und von den heutigen beziehen sich so viele auf häusliche Dinge, dass der Schluss nahe lag, die Kelten seien von den Germanen ausgerottet und ihre Weiber als Sklaven im Hause verwendet worden. Die Ortsnamen haben, wie dies immer geht, den zähesten Widerstand geleistet (Ben = Berg, Ex = Wasser, Car = Festung in Ben Nevis, Exeter, Carlisle).

Gegen Ende des achten Jahrhunderts erschienen die Nordmänner oder Dänen, setzten sich im Nord-

osten fest und schenkten im elften Jahrhundert dem Lande eine Königsdynastie. Auf die englische Sprache übte das Eindringen der Dänen einen sehr bedeutenden Einfluss aus, nämlich den ersten gewaltigen Anstoss zur Schwächung und zum Abfall der Flexionsendungen; und zwar vollzog sich dieser Process viel rascher im Norden als im Süden. Ueberdies drangen jetzt zahlreiche nordische Wörter in die Sprache ein. Auch die Endung „by“ in Derby, Tenby etc. ist nordisch (By = Dorf oder Stadt, vgl.: bauen).

Mit der normännischen Eroberung (1066) beschliessen die heutigen Forscher die Geschichte der sogenannten „altenglischen“ Periode. Das Französische, die Sprache der Eroberer, erhielt sich zunächst als besondere Sprache am Hofe, bei den Vornehmen und in den officiellen Regionen. Aber die Normannen assimilirten sich auffallend rasch, im Laufe von etwa hundert Jahren. „Warum nicht?“ sagt Freeman, „war doch der Däne nur ein verspäteter Stammgenosse, der Normanne ein verkleideter Vetter, der sich in Frankreich geschminkt hatte und in England die Schminke wieder abwusch.“ Die nun folgenden Kriege mit den Franzosen weckten bald das Gefühl der Zusammengehörigkeit; der Normanne und der Angle fühlten sich als Glieder *einer* Nation, und schon um 1200 nannten sie sich beide „Engländer.“ So schien denn im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts der englischen Sprache ein rasches Wiederaufkommen gesichert, als die Dinge eine andere und

neue Wendung nahmen. Das durch die Mode getragene Pariser Französisch, welches im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts den Continent so sehr beeinflusste, drang auch über den Kanal und drängte das Englische gerade in dem Augenblicke wieder zurück, da es im Begriffe war, das vor anderthalb Jahrhunderten eingebüsste Terrain zurückzuerobern. Diese Reaction war um so leichter, als das Englische noch keine Einheit bildete, sondern immer noch aus einer Vielheit einzelner Dialekte sich zusammensetzte; Jeder schrieb in seinem Dialekt, je nachdem er im Norden oder im Süden, im Osten oder im Westen wohnte. — Bis tief ins fünfzehnte Jahrhundert hinein diente das Französische vielen Engländern als Litteratursprache, aber schon nach der Mitte des vierzehnten musste es aus den Gymnasien und aus den Gerichtshöfen weichen.

Als nun endlich im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts das Englische den französischen Einfluss in Verkehr und Litteratur zu überwinden im Begriffe war, da trat es freilich aus dem langen Kampfe als schwer verwundeter Sieger hervor. Der Zusammenstoss mit dem romanischen Gegner hatte eben den schon begonnenen Schwund seiner Flexionen befördert, seine eminente Fähigkeit der Wortschöpfung auf dem Wege der Zusammensetzung war für immer geschwächt, Tausende von germanischen Wörtern waren verloren gegangen, Tausende von romanischen eingedrungen. Letzteres geschah besonders in der Periode

des Uebersetzens französischer Werke ins Englische, zwischen 1280 und 1300. Indessen, der früher so vielfach übertriebene Einfluss des Normannenfranzösisch auf die Entwickelung des Englischen beschränkt sich auf die Gebiete der Flexion, des Accentes und des Wortschatzes.

Das letzte Werk der oben angedeuteten Uebersetzungsreihe bezeichnet Kington Oliphant als einen Markstein (landmark) in der Geschichte der englischen Sprache; er meint Robert Mannings Buch „The Handlyng Synne“ („Manuel des Péchés“). Dasselbe lasse, sagt er, den Weg errathen, den die englische Litteratursprache von nun an einzuschlagen gewillt war, da es nur wenige jener germanischen Wörter enthalte, die nun bald aus der Sprache verschwanden, dagegen bereits gewisse andere, die in der Bibel und im Prayer-book fortleben. Fast alle Aenderungen im germanischen Bestandtheile der englischen Sprache seien hier vertreten, nur wenige seien jüngeren Datums.

Von hier an beginnt jene Entwickelung, die man als die zweite Phase des Mittelenglischen ansehen kann. Dieselbe reicht etwa bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Jetzt gelangt *ein* Dialekt zur Herrschaft über die andern Dialekte. Es ist dies der East Midland Dialekt, aus welchem die moderne Landes- und Litteratursprache erwachsen ist. Als die Wiege derselben betrachten die heutigen Forscher die Grafschaft Rutland. Der East Midland Dialekt drang südlich vor, ward zur Sprache des Hofes, der Kanz-

leien und der Hauptstadt, die man volksthümlich als „the king's English“ zu bezeichnen begann. Daher der Ausdruck „to kill the king's English“ für unser „radebrechen.“

Die poetische Sprache Englands hat Chaucer, die Sprache der Prosa hat der Bibelübersetzer John Wyclif begründet. Koch hat gewiss Recht, wenn er in der Einleitung zu seiner altenglischen Grammatik sagt: „Mit Unrecht stellt man an die Spitze der englischen Litteratur den Dichter Chaucer. Man kann wohl zugeben, dass dieser Morgenstern durch seltene Lebendigkeit der Schilderung, durch die reizende Anmuth, in die er selbst bekannte Stoffe zu kleiden weiss, und durch echt englischen Humor entzückte, und dass er in vollkommener Meisterschaft die Sprache beherrscht; — aber solche Eigenschaften machen keine Sprache zum Gemeingut der Nation. Es muss etwas Neues und etwas Mächtiges sein, das Jeden ergreift und das ganze Volk durchdringt, das, um mit Luther zu reden, das Herz satt macht.“ Auch spätere Bibelübersetzungen, wie diejenige Tyndales unter Heinrich VIII. und die officielle James-Bibel von 1611, fussen auf der bahnbrechenden Arbeit des Mannes, der für England nicht nur der erste Bibelübersetzer, sondern auch der erste Pamphletist war.

Einen Hauptpunkt der weiteren Entwickelung des Englischen bildet der Kampf des germanischen und romanischen Accentes. Das germanische Princip der Betonung ist die Verlegung des Accentes auf die

Stammsilbe, das romanische die Setzung desselben auf die letzte klingende Silbe des Wortes. (Vgl. z. B. Daémmerung mit nación, lat.: natiónem; géntleman mit gentilhómme.) Noch Shakespeare betont bald nátion, bald natión, je nach Bedürfniss des Metrums, und Marsh in seiner Geschichte der englischen Sprache führt aus neueren Zeiten pikante Fälle jenes Kampfes an. So habe Byrons Freund, der Dichter Samuel Rogers, sich dahin geäussert, dass er die moderne Betonung bálcony nicht hören könne, da man in seinen jüngeren Jahren nur balcóny (balcón, ital.: balcóne) gesprochen.

Aber auch in der Verwendung des Wortschatzes dauert der Kampf des germanischen und des romanischen Elementes je nach dem Geschmacke des Autors und der Mode des Tages fort. Mit der Rückkehr der Stuarts auf den Thron von England (1660) zog ja der französische Geschmack in die Litteratur von England ein. Dryden schwankte noch zwischen den Ueberlieferungen der englischen Renaissance und dem Ideale Boileaus; Pope verwirklichte für England die poésie de la raison im französischen Sinne. Jetzt ward Shakespeare für kurze Zeit verdunkelt und auch in der Prosa überwog das französische Vorbild. Macaulay notirt die Thatsache, dass Gibbon an Montesquieu seinen Stil und seine Diction sich bildete, dass Samuel Johnson nur in der Umgangssprache Englisch redete, im Buche aber dies ins Romanische übertrug, dass endlich Horace Walpole ein ganz französirtes Idiom

sich schuf. Dann kam die Reaction mit Bischof Percys Sammlung alter Balladen, und fünfzig Jahre später fehlte es nicht an Autoren, welche darauf ausgingen, an die Stelle des französischen einen germanischen Jargon zu pflanzen.

Aeltere und neuere Forscher haben sich endlich mit der Frage beschäftigt, in welchem Verhältniss das germanische und das romanische Element im heutigen Englisch vertreten sind. Sie stellen vorerst die Thatsache fest, dass ersteres durch mündliche und durch schriftliche Ueberlieferung, letzteres besonders durch die Importation der gelehrten Feder späterer Zeit im Wortschatze der Sprache sich eingebürgert. Die Uebersetzer und die Humanisten der Renaissance führten ihre fremden „Tintenworte“ (inkhorn words) in Masse ein; indessen, die heutige Statistik der Sprache macht einen wohlbegründeten Unterschied zwischen dem Wörterbuche, das alles aufzunehmen die Pflicht hat, dem Wahlverfahren des einzelnen Schriftstellers und der Praxis des Volkes. Letzteres verwendet auch heute noch sein germanisches Vocabular für alle einfachen Verhältnisse seines Daseins und für die Bedürfnisse seiner materiellen Existenz. Die Welt des Gebildeten und die Sphäre des Fachmannes dagegen beziehen ihren Bedarf zum grossen Theil aus denjenigen Sprachen, welche von den historischen Trägern der Cultur gehandhabt wurden: Griechisch, Lateinisch, Italienisch, Französisch.

Das *numerische* Verhältniss der beiden Elemente

gestaltet sich etwa folgendermassen: Von den 100,000 Vocabeln des englischen Wortschatzes fallen allerdings zwei Drittel auf Griechisch und Romanisch und nur ein Drittel auf das Germanische. Dies erklärt sich aus der Thatsache, dass die Technik und die Wissenschaft mit ihren Terminologien wie eine Lawine in die allgemeine Sprache eingebrochen sind. Aber ganz anders gestalten sich die Dinge, sobald man die Sprachregion des gemeinen Mannes oder die des Dichters ins Auge fasst. Diese Sprache umfasst höchstens 5000 Wörter, die ihrer Mehrheit nach germanischen Ursprungs sind. Nach Kington Oliphant finden sich bis zur normannischen Eroberung in den englischen Sprachdenkmälern nur etwa 150 romanische Wörter vor, am Ende des dreizehnten Jahrhunderts etwa 250, um 1300 etwa 1050; in Shakespeares Lustspielen sei das Verhältniss der romanischen zu den germanischen Wörtern dasjenige von acht zu fünfzig, und die heutige Umgangssprache habe dasselbe nicht überschritten; dies beweisen z. B. die Gespräche in den Romanen der Miss Yonge und des Herrn Trollope.

Der Kern der neuesten Theorien über die Entwickelung des Englischen bleibt immer der von Max Müller ausgesprochene Satz: „Das Englische ist trotz der Invasion der Normannen und ihrer Sprache, trotz aller im Laufe der Zeiten erlittenen Aenderungen und Schädigungen, geblieben, was es von Anfang war: eine in ihrem Wesen germanische Sprache.“

In diesem Sinne ist auch Marsh zu verstehen, wenn er schreibt: „Wir besitzen ein Gewand, welches der Form nach dasselbe bleibt, jedoch beide Seiten herauskehren kann, bald die rechte und bald die unrechte. Aber wir segeln immer unter germanischer Flagge. Wir können einen Satz aus lauter germanischen Elementen zusammensetzen, aber nicht aus lauter romanischen; denn die Zapfen, Nadeln und Gelenke der Sprache sind germanisch. Der Mauerstein mag romanisch sein, Mörtel und Band bleiben englisch.“

Amerikanische Dichter.

1886.

Durch die emsige Kleinarbeit auf dem Gebiete zeitgenössischer Litteraturkritik, welche in referirenden und reflectirenden Revueartikeln Jahr für Jahr so Ansehnliches hervorbringt, ist die systematische Synthese in den Hintergrund gedrängt worden. Ihr selteneres Auftauchen hat seinen Grund nicht nur in der Thatsache, dass ein langathmiges Werk weit grössere Kraft, Geduld und Zeit erfordert, sondern wohl eben so sehr in dem verzeihlichen Streben des heutigen Litteraten nach raschem Gewinn, im Sinne der amerikanischen Losung: Quick returns! Um so dankenswerther ist es, wenn ein wohlbefähigter Arbeiter seine Geldmittel und die durch sie ihm gewordene Musse darauf verwendet, ein Buch jener Gattung in die Welt zu setzen.

Edmund Clarence Stedman, der nordamerikanische Dichter, Essayist und Journalist, heute Banquier in New-York, hat zehn Jahre nach seinem verdienst-

vollen Bande: „Victorian poets“ nun im Alter von dreiundfünfzig Jahren den Plan seiner Jugend in dem amerikanischen Gegenstück zu jener ersten Leistung, den „Poets of America“ endlich verwirklicht. Diese neueste, gründlich überlegte Beurtheilung der Leistungen jener nationalen Schule, welche die Amerikaner ihre „Home-School“ nennen, ist als Wahrspruch einer hüben und drüben anerkannten Autorität von so hohem Interesse, dass eine Zusammenstellung ihrer Hauptsätze den deutschen Freunden der englisch-amerkanischen Litteratur nicht unwillkommen sein wird.

Stedman betrachtet vor allem *die Hindernisse,* die einer raschen Entwickelung der amerikanischen Litteratur sich in den Weg stellen mussten.

Die Colonisten brachten nach Virginia und Neuengland eine Bildung mit, die naturgemäss vorerst aus dem Mutterlande ihre litterarische Nahrung bezog und allzulange mit blosser Nachahmung vorlieb nahm. Die primitive Natur der neuen Welt wirkte erst auf den Maler, weit später auf den im puritanischen oder im classischen Zwinger schmachtenden Dichter. Eine freie poetische Regung erschien ja den puritanischen Pedanten wie eine Sünde, den classischen Zöpfen als eine Barbarei. Dann kam der Befreiungskrieg, nach ihm die Republik. Ersterer brachte manchen Achilles und Hektor, aber keinen Homer, und die nivellirende Demokratie der letzteren machte den Gemeinplatz und nicht die Leidenschaft in der Dichterei zur Hauptsache. Das friedliche amerikanische Heim bot einer

träumenden Phantasie keine Spur von Romantik; denn je allgemeiner das Glück, um so seltener die aufregende Ausnahme. Die Phantasie des Amerikaners warf sich auf das Gebiet der Erfindungen, der Entdeckungen, der Wissenschaft und des materiellen Fortschritts; nur die Muse ging leer aus. Auch die Volksdichtung fehlte bei einer Nation, die gleich „mit Schule und Kirche“ angefangen und mit einer rauhen Colonistenexistenz, in welcher das Weib so gut wie nichts bedeutete; ein schlechter Himmelsstrich für die Blume Poesie. Selbst Longfellows „*Evangeline* ist ein Kunstwerk, welches sein mageres Thema ganz erschöpft und die Geschichte zur Landschaft gefügt hat, nicht aber die Landschaft zur Geschichte. Kurz, kein bedeutender Stoff, kein ergreifender Gegenstand!“ Auch die Geschichte der Republik lässt den Dichter im Stich. „Unsere Kriegsthaten von der Revolution bis zum Bürgerkrieg sind noch zu frisch und zu nah, um eine epische Behandlung zu ertragen. Ueberdies ist das Heldenthum für den Amerikaner von heute nicht das Hauptgeschäft, und das Lorgnon der Phantasie ist uns längst von den Augen gefallen. Wir sind so gründlich ernüchtert, dass wir nicht einmal mehr den poetischen Glauben besitzen. Um so recht den Gegensatz zwischen einer poetischen Vergangenheit und einer prosaischen Entwickelungsgeschichte zu empfinden, denke man an Schottland, das Land der Burns und Walter Scott, und dann an uns!“

Ein ferneres Hinderniss für den amerikanischen Dichter lag in seinem Publicum.

Unter dem Marginaltitel: „The poet's food and fame“ spricht Stedman von den Grundbedingungen der Dichterleistungen: Belobung und Belohnung. Die amerikanische Republik hat weder das Mäcenatenthum gekannt, noch, bis auf die letzten Zeiten, die Honorirung durch den Käufer. „Bis auf die letzten Zeiten kaufte man in Amerika fast nur Schulbücher“, und das Raubsystem des Nachdruckes ward für die heimische Litteratur dadurch zur Geissel, dass Verleger und Publicum sich an den zusammengerafften Schätzen des Auslandes vollkommen genügen liessen. Der amerikanische Volksinstinct widersteht allem, was für eine Besteuerung der Wissbegierde gilt. Dies hat nun der Entwickelung einer „Home-School“ gewaltigen Eintrag gethan. „Bis einmal ein Gesetz die amerikanischen Verleger aus ihren abgelegenen Jagdrevieren heimgetrieben hat und sie gezwungen sind, das Genie in ihrer Heimat aufzusuchen, wird unsere Litteratur nur karg gedeihen.“

Ein Anlauf zu einer Beseitigung des grossen Unfugs, der Dickens so bittere Worte gegen Amerika in die Feder dictirte, ist zwar eben gemacht worden, aber Stedman nennt ihn so engherzig und so bedauerlich verclausulirt, dass es wahrlich besser wäre, die Sache beim Alten zu lassen, bis in den amerikanischen Köpfen das Recht auf geistiges Eigenthum in die Linie der gewöhnlichen Eigenthumsrechte getreten sei.

Ein letztes Hinderniss endlich ist der bisherige Mangel an einer einsichtigen Kritik, die das Bedeutsame anerkennt, das Unbedeutende denuncirt und das Schlechte vernichtet. Die Geschmacklosigkeit des Amerikaners hielt erst das Gemeinste für das Beste, dann kam ein Umschlag und man blickte nur mit Verachtung auf die Erzeugnisse der Heimat und zog ihnen unbedingt das Fremde vor. Endlich ging das Publicum von falscher Modebegeisterung über zu frivolen Neigungen, und die Kritik sündigte ihrerseits durch ihre beschränkte, doctrinäre Haltung. Dichter und Maler fühlen sich von ihr gekränkt und werden muthlos. Erst in neuester Zeit haben sich Kritiker gefunden, die Kenntniss mit Selbsterkenntniss zu verbinden wissen, scharfsinnig und wohlmeinend zugleich sind, in das Wesen eines Buches eindringen, sich über dem Cliquenthum und dem litterarischen Hasse halten. Soweit das erste Kapitel des Buches.

Das zweite fasst klar und in bündigster Form die Geschichte der amerikanischen Dichtung zusammen und begreift nach des Verfassers eigener Angabe die Jahre 1607 bis 1860, welche die litteraturgeschichtlichen Anthologien von Duyckinck und Griswold umfassen und das neuere Werk von Professor Moses Coit Tylor: „History of American Literature“ (1880) dem grösseren Theile nach bereits behandelt hat. Fügen wir hier auch die historische Skizze von Professor John Nichol in Glasgow ein. Sie erschien

1882 bei Black in Edinburg und bildet einen stattlichen Band von gegen 500 Seiten.

Stedman nennt den Engländer nirgends und ist auch gegenüber von Tylors Leistung, wenn schon anerkennend, doch unbedingt selbständig: „Die dürren Gebeine der Colonialperioden (1607—1765)“, meint er, „haben in den zwei dicken Bänden Professor Tylors wieder einiges Leben empfangen. Freilich brauchte es, um dieses Wunder zu wirken, viel Geduld, Begeisterung und Wohlwollen.“ Und es ist eine Freude, wie Stedman diese Zopfperiode der Nachahmung abschlachtet: „Fast ein Jeder machte Verse, aber diese Herren waren sammt und sonders Reimer dritten Ranges, welche die Pedantereien der zahmsten aller Perioden nachzuahmen sich beschränkten. Sie ist ehrwürdig, jene Zeit, aber ihre Reimerei bietet gar nichts, was den heutigen Amerikaner ansprechen dürfte: Antiquarischer Plunder, wunderliche und hässliche Musterstücke einer unhistorischen Zeit.“

Virginia war der Dichtung ganz ungünstig, weniger schon die Neuengland-Staaten. Die Grösse Virginias lag eben anderswo: in seinen Chroniken, seiner Reise-, Entdeckungs- und Kanzellitteratur. In den mittleren Colonien endlich regte sich frühe der Sinn für Publicistik und sociale Litteratur. Die Revolution und ihre zwanzigjährigen Aufregungen erzeugten eine Fluth von rohen Versen, unter welchen das komische Epos „M'Fingal“ von John Trumbull am meisten sich

hervorthut. Wie Butler im „Hudibras“, so spottet Trumbull über die komischen Verkehrtheiten seiner ganzen Mitwelt. Um dieselbe Zeit versuchten es Tylor in Boston und Dunlap in New-York, ein amerikanisches Lustspiel zu schaffen. Gleichwohl blieb der Boden Amerikas bis nach dem Kriege von 1812 für die Poesie kein fruchtbarer. Die Vorbilder Englands standen zudem als hemmendes Muster im Wege, wennschon nachgerade die Originalität des Südens in einer gewissen Romantik, diejenige der Mittelstaaten in regionaler Eigenart, die des Ostens endlich in gelehrter Didaktik sich kundgaben.

Mit dem zweiten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts beginnt endlich die „Home-School“ sich zu regen: Pierpont, Dana, Sprague, Allston, Bryant gingen als freundliche Sterne im Osten auf, während Wilde und Pinkney im Süden ihre Lovelace-Lyrik sangen. So lange die Sklaverei im Süden fortbestand, blieb der Süden dieser Lyrik treu, seine guten Leistungen fänden heute in einem kleinen Bande Platz, in welchem Albert Pike wohl die erste Stelle gebührte. Edgar Poe vertauschte Richmond und Baltimore mit der gesunderen Luft des Nordens, an dessen Leben er wie Bryant regen Antheil nahm.

Litterarisches Centrum der Ostküste wurde nachgerade New-York. Ein Cooper und ein Irving hoben sein Publicum auf ein freieres Niveau, als Neuengland bisher zu erreichen im Stande gewesen. Eine Gruppe junger Satiriker, welche sich die „Croakers“

(die Krächzer) nannten, unterstützte die Bewegung in Colmans „Evening Post“ während der ersten Hälfte des dritten Decenniums, und Halleck und Drake erreichten durch ihre gemeinsame Arbeit schnell einen gewissen Ruf. Diese, die Schule Bryants, Cooper und Irving, Miss Sedgwick und der Dramatiker Payne bilden den Grundstock der neuen Schule. Eine gesunde ästhetische Kritik begann im zweiten Viertel des Jahrhunderts mit Channing von Cambridge, und die Duyckinck und Griswold weckten und förderten litterarische Neigungen in der Lesewelt von New-York, wo Zeitungsschreiber und Buchhändler sich bald zu bereichern wussten. Philadelphia folgte wetteifernd ihrem Beispiele. Nun begann jenes komische Ringen und nichtige Stürmen nach dem Zerrbilde einer nationalen Litteratur, welches Poe in seinen blutigen Angriffen auf die „Litterati“ verhöhnt hat. Die Schulkinder mussten nach berühmten Mustern arbeiten, jede Provinz und jede Stadt hatte ihr Wunderkind, das im „Magazin“ oder im „Taschenbuch“ sich aufspielte. Dichter-Massenmeetings wurden abgehalten, deren Ausschüsse in Permanenz sich erklärten und ihren Landsleuten Bewunderungstribute wie Kriegssteuern auferlegten, die Damen blieben natürlich nicht zu Hause, auch sie rückten mit dem Landsturm aus und „Maria del Occidente“ erwarb sich Ehr und Preis sogar bei Robert Southey und bei Charles Lamb. Eine sentimentale Romantik hatte selbst die nüchternen Amerikaner ergriffen. Man holte

aus den Urwäldern die letzten Indianer und setzte den Häuptlingsgeist Wakonda auf den ragenden Gipfel des Felsengebirges.

Kräftigere Geister wie Lowell, Longfellow und Emerson machten dieser Walpurgisnacht und dem Schwindel des Pseudoamerikanismus ein Ende. Die meisten seiner Priester gingen unter, wenige retteten sich durch gründliche Besserung.

Worin nun aber besteht das eigenthümlich Nationale amerikanischer Dichtung? Als ersten Zug nennt Stedman das Verständniss der amerikanischen Landschaft. Bryant ist der Druide des Urwaldes. Er fühlt dessen Erhabenheit, schildert dessen wilde Reize, und durch seine Reflexion weiss er seiner Materie einen Werth zu verleihen, welcher das Geschäft des getreuen Schilderers nicht mehr als ein untergeordnetes erscheinen lässt. Obgleich vielfach gemildert und oft in den Hintergrund gedrängt, ist dieser descriptive Grundzug auch heute noch ein specifisch amerikanischer Zug nationaler Dichtung: keineswegs eine Nachahmung, sondern weit mehr eine Urverwandtschaft mit England.

Als zweiter Grundzug gilt ihm das stark entwickelte Heimgefühl, home-sentiment, des Amerikaners. Es ist dasselbe der Ausdruck bürgerlicher und häuslicher Tugenden, wie Vaterlandsliebe und Familiensinn, und könnte fast als Beleg für die Behauptung gelten, dass in Amerika alles Mittelklasse sei. Tennyson ausgenommen, hat die zeitgenössische

englische Dichtung weit weniger Vertreter jener Empfindungen aufzuweisen als Amerika.

Endlich sind die amerikanischen Dichter ihrer Zeit und Mitwelt gerecht und getreu, also wahr und natürlich. Whittier, der Quäker von Amesbury, der spontane Laureatus seines Volkes, steht in seiner kunstvollen Schlichtheit als das beste Beispiel dieser Behauptung zur Seite. Fromm wie seine Väter von Neuengland, demokratisch wie seine besten Zeitgenossen, besingt er den Adel des Christen und den Adel der Arbeit, während die Sklavenfrage seine feurige Freiheitsliebe ins Wogen bringt.

Longfellow ist in weit geringerem Grade national, aber er hat doch eine nationale Mission erfüllt: durch ihn lernte der Amerikaner das Ausgesuchte Europas kennen, um später das Ausgesuchte in der Heimat um so sicherer finden zu können. „Longfellow, Lowell und Holmes veranschaulichen unseren Kampf mit Roheit, Unwissenheit und ascetischer Strenge. Sie höhnen den Philister, und mit ihrem Witze und ihrem Wissen fördern sie den Zug zum Lichte.“ Die freisinnige Denkerschule Neuenglands ihrerseits hat dem Kampfe mit ererbten Vorurtheilen zum Siege verholfen. Ihr „Transcendentalism“ (die freisinnige Speculation der Schule Emersons) hat eine Poesie erzeugt, welche die didaktische Pedanterie der englischen Seeschule weit überflügelt. Während diese den Vers ihrer Dichter in die Prosa hinabdrängte, hat jene im Gegentheil eine echt poetische Sprache

geschaffen. So sind die „Down-East thinkers“ durch Andrews Norton, Dr. Channing und vollends durch Emerson, den Altmeister der Concordgruppe, auch in der Dichtung eine unentwegte Leuchte von weissem Licht geworden. Ihre halb prophetische halb mystische Lyrik borgte bald vom Morgenland, bald aus dem tiefen Schachte deutscher Philosophie und verwerthete die gefundenen Schätze fürs Leben und für den Thatendrang der neuen Welt. Poe beklagte es, dass der Tiefe des Inhaltes nicht auch die Klarheit und der feine Schliff einer künstlerischen Form entspreche. Indessen, das entgegengesetzte Ziel: „die Kunst um der Kunst willen“, war bereits für einige Jüngere Ziel ihres Schaffens geworden.

Die Kunst um der Kunst willen wird von Epigonen und zwar dann gepflegt, wenn ihr eigenes Unvermögen sich in den Gedanken flüchtet, dass schon alles gesagt sei und die Vorgänger den Nachkommen das Pflichtheil des Erbes vorweggenommen. Einer solchen Stimmung scheinen ausserhalb Neuengland Menschen zu huldigen, die den Mangel an tüchtigem Inhalt durch das Raffinement der Form zu ersetzen sich abmühen. Wir finden sie besonders in New-York. Diese Metropole des Handels scheint seit den Tagen Coopers gegen die Poesie sehr gleichgültig geworden zu sein. Ihr eigener Bürger Stedman lässt sich hier also vernehmen:

„New-York behandelt seine jungen Dichter ungefähr wie Oxfordstreet einst den Opiumesser de Quincey,

d. h. als eine Mutter von steinhartem Herzen (a stonyhearted mother). Weshalb? Weil hier das goldene Kalb die Hauptrolle spielt und weil die Idealisten in praktischer Arbeit verkümmern. Geduldet werden die Männer der Feder, aber nicht geehrt; wenigstens müssen sie, um dies zu sein, das Zeugniss weltlicher Klugheit, oder eines sonstwo erworbenen litterarischen Ruhmes mitbringen können. Dann, ja dann ist auch New-York auf sie eitel, in seiner unbeholfenen Art natürlich, und verwerthet sie gelegentlich zum eigenen Ruhm; aber der Provinz bleibt auch so noch die Pflicht überbunden, die Werke dieser berühmten Leute zuerst zu lesen. Bryant gelang es, zum geehrtesten Stadtbürger empor zu kommen, und einige Jahre spielte er die Rolle eines Litteratur-Dogen. Die ganze Stadt wusste genau, dass Bryant ein Dichter sei, denn das Land hatte sie das wissen lassen. Es wäre fürwahr von Interesse zu erfahren, wie viele unter den Geldaristokraten, die den greisen Dichter als ihres Gleichen betrachteten und ihn zum Fest- und Vereinspräsidenten zu machen nicht müde wurden, die Verse des Dichters selbst gelesen hatten: So schwer ist es, in einer Metropole des Handels als Dichter seinen Weg zu machen!“

Die obgenannte artistische Schule zählt, wie gesagt, manchen Jünger in New-York, andere in Philadelphia und im Süden. Poe ist ihr geistiger Vater, er zuerst bekämpfte die didaktischen Moralisten der Dichtung im Namen der Kunst. Parsons, der durch das Aus-

land seiner Heimat ganz entfremdete Künstler Story, Taylor, Stoddard, Aldrich zählen zu den New-Yorkern, der Dramatiker Boker zur Philadelphiagruppe. Die ganze Schule hat einen kosmopolitisch-eklektischen Zug. Ihr verdanken wir eine Uebersetzungslitteratur, von welcher Taylors Faust und Emma Lazarus' Heine-Proben die bekanntesten Erzeugnisse sind. Der edle Taylor ist seinen Genossen im Tode vorausgegangen. Aus diesem Grunde hat Stedman ihn mit freierem Urtheile behandeln können.

Unter Poes heutigen Schülern ist Stoddard der bedeutendste, ein directer Erbe seiner besten Eigenschaften. Von Geburt ein Neu-Engländer, hat ihn New-York erzogen und genährt. Durch seine ganze Dichtung geht ein kosmopolitischer Grundton. Die Armuth seiner Jugend hinderte ihn keineswegs, der Litteratur als seinem innersten Berufe sich hinzugeben. Denn die Leidenschaft des Schönen beseelte ihn, wie sie einst Edgar Poe beseelt hatte. Seine tiefe Belesenheit in der englischen Litteratur ist die Bewunderung seiner Freunde, zugleich ein bequemes Magazin, aus dem sie Waaren beziehen, wenn ihnen jener Baarvorrath ausgeht, womit man im Genieland die Zeche bezahlt. Sein Leben ist ein Litteratenleben mit der ganzen Scala seiner Freuden und Leiden. Er liebt seine Grossstadt wie ein Stück seines Wesens, selbst ein Faktor ihrer litterarischen Entwickelung. Die individuellen Züge seiner Dichtung sind eine eigene Manier, eine reiche Phantasie — kein ameri-

kanischer Dichter besitzt sie in diesem Grade — und verschwenderische Fülle des Ausdrucks. In diesem Punkte erinnert Stoddard an Victor Hugo, aber auch darin, dass er sehr ungleich ist und zwischen Triumphen und Fiaskos hin und herpendelt. Wenn auch des Lebens unerbittliche Forderungen seiner Muse mehr als einmal Gewalt angethan, so steht er trotz alledem unter den Genossen seiner Schule als der Führer da.

Eine ganz eigenthümliche Stellung nimmt endlich der Dichter Whitman ein. Er vertritt, sagt Stedman, vor allem seine eigene Persönlichkeit und dann den Widerstreit zwischen Aristokratie und Demokratie. Sein demokratischer Sinn machte ihn sogar zum Bilderstürmer künstlerischer Form. Die Poetik der neuen Welt sollte nach seiner Ansicht mit allen metrischen Hauptformen und Spielarten der alten Welt aufräumen und an ihre Stelle etwas ganz Neues setzen. Aber der erfahrene Weltmann hat nun eingesehen, dass die Sache nicht so leicht sei, und nimmt seine Jugendeseleien in aller Stille zurück. Zu jeder Zeit indessen hat dieser physisch und geistig hochbegabte Mann ein Stück des echten Dichters und Künstlers in seinem Wesen besessen und in seine Werke zu legen gewusst.

Stedmans Buch schliesst mit 1860 ab. Die Gegenwart ist kein Stoff für den Historiker. Indessen wagt er doch am Schlusse einen Blick in die Gegenwart und Zukunft, nachdem er in neun monographischen Abschnitten die neun Hauptsäulen der „Home-School“

behandelt hat: Bryant — Whittier — Emerson — Longfellow — Edgar Poe — Holmes — Lowell — Whitman — Taylor. Jener das Buch abschliessende „Ausblick“ (Outlook) bringt uns eine lange Liste jüngerer Dichter und Dichterinnen als eben so viele „dark horses“, d. h. Rennpferde, die den Wettlauf vielleicht einmal gewinnen, auf die aber vorläufig noch Niemand eine Wette wagt. „Männlichkeit, Muth und Stoicismus“, so schliesst Stedman, „ist das Ideal des Amerikaners; dieses Ideal dramatisch zur Anschauung zu bringen, wird die Aufgabe der Zukunft und hoffentlich auch Ursache eines neuen Aufschwungs unserer Dichtung werden.“

Zum Begriffe „Humor.“

1883.

Unser Wort *Humor* wird bald so, bald so gebraucht, und es ist nicht überflüssig, von Zeit zu Zeit an sich und Andere die Frage zu richten, was denn eigentlich der Humor davon sei. Wenn wir dem Worte historisch nachgehen, so gelangen wir schliesslich in die medicinischen Schriften des Alterthums. Galenus, nach Hippokrates der grösste Arzt des Alterthums, wie seine grossen Vorgänger griechischer Abkunft, aber als Leibarzt Mark Aurels am römischen Hofe lebend, suchte bekanntlich unsere physischen Zustände aus den vier Elementen und den vier Grundeigenschaften des Kalten und Warmen, Feuchten und Trockenen zu erklären. Aus ihrer verschiedenen *Mischung* leitete er die *Temperamente* des Phlegmatikers, Cholerikers, Melancholikers und Sanguinikers her. Die Stimmungen waren ihm Ergebnisse verschiedener Saftmischungen, humores. Diese Theorie hielt man so treulich fest, dass noch heute

„Humor, humour, humeur, umore“ Germanen und Romanen Stimmung und Laune bedeuten.

In der Litteraturgeschichte hat der *englische* Gebrauch des Wortes einen Kunstausdruck und einen endlosen Schweif von Commentaren und Glossen erzeugt. Shakespeares Zeitgenosse Ben Jonson schrieb im letzten Decennium des sechzehnten Jahrhunderts seine Komödie „Every man in his humour“, in deren Prolog die von Macaulay (Essay on Madame D'Arblay) citirten Verse vorkommen:

> When some one peculiar quality
> Doth so possess a man, that it does draw
> All his affects, his spirits and his powers,
> In their confluctions all to run one way, —
> This may be truly said to be a *humour.*

Diese Stelle ist insofern merkwürdig, als hier „Humor“ dasjenige bezeichnet, was der Engländer heute „a ruling passion“, was Taine in seinem System der Kritik „la maîtresse qualité“ zu nennen pflegt. Ebenso merkwürdig ist, dass Macaulay zwanzig Zeilen weiter unten das Wort ebenso gebraucht, wenn er sagt: „Madame d'Arblay hat nur wenig anderes als ‚Humore‘ hinterlassen (has left us scarcely anything but humours); denn fast alle ihre Männer und Weiber entwickeln irgend einen Hang zu krankhafter Steigerung.“

Alles das ist natürlich eine ganz individuelle Verwendung des Wortes; denn Shakespeare gebraucht das Wort nicht nur im ursprünglichen Sinne von

„moisture“, sondern auch im Sinne von Temperament, von Gefühl und Grille, von Witz und Laune, ja er verwendet es an mehreren Stellen satirisch und spöttisch als einen Lieblingsausdruck der euphuistischen Tagesmode. Kein Wunder daher, wenn ein so vielgebrauchtes Wort nachgerade so vielbedeutend wurde, dass sich Synonymiker und Aesthetiker über dessen Definition den Kopf zerbrachen, ohne zu einem festen und unanfechtbaren Ergebnisse gelangen zu können.

Technisch findet sich das Wort zunächst in der englischen Litteraturgeschichte verwerthet, um die Gruppen der grossen Romanschreiber des achtzehnten Jahrhunderts, die Addison [1]) und Swift, die Sterne und Goldsmith, Fielding und Smollett zu bezeichnen. Man nennt sie schlechtweg die „Humoristen.“ Sie alle haben mit Witz und Laune die heitere und die ernste Seite ihrer Gesellschaft geschildert, bald mit bitterem Grundton wie Swift, bald mit sentimentaler Laune wie Sterne, bald mit unbefangener Heiterkeit wie Addison, Fielding, Smollett, Goldsmith. Die Engländer selbst nun haben so wenig daran gedacht, in das Wort „humorous“ und „humour“ etwas Absonderliches, von Witz und Komik Verschiedenes zu legen, dass Sidney Smith in seinen Vorlesungen (1804 bis 1806) jene Bezeichnung fortwährend als identisch mit unserem „Komischen“ setzt und sein

---

[1]) Macaulay nennt den „Spectator“ den ersten Sittenroman Englands.

Titel „On Wit and Humour" eben nur das Witzige und das Komische bedeutet. Dies geht nicht nur aus dem ganzen Inhalte jener Vorlesungen, sondern namentlich auch aus der Stelle hervor, wo er die Ansicht zurückweist, als ob „humour" sich ausschliesslich auf die Komik aus den Charakteren beziehen müsse. Auch die englischen Lexikographen geben nur die Bedeutungen: Feuchtigkeit — Temperament — Stimmung — Laune und Komik.

Erst auf dem Continente und zwar *in Deutschland* hat das Wort „Humor" eine neue Schattirung seines Begriffsbildes empfangen. Goethe sagt irgendwo im Wilhelm Meister, es sei den Deutschen eigenthümlich, dass ihnen alles schwer werde, und dass sie selbst über allem schwer werden. Wie viel hat in der That unsere Aesthetik in das Wort „Humor" hineingeheimnisst! Die Sache erklärt sich, wenn wir abermals auf den geschichtlichen Verlauf der Dinge blicken.

Unter den englischen Humoristen war es namentlich Laurence Sterne, der dem Komischwitzigen das *sentimentale* Element beigesellte. Hier haben wir zum ersten Male die Manier des vielberühmten „Lächelns unter Thränen" und den willkürlichen Tanz der dichterischen Laune, welche aus der Fröhlichkeit in die Wehmuth, aus dem Schmerz in die Lust umschlägt, aus diesem Spiel eine Methode schafft, und dem Leser obendrein noch zumuthet, in dieser Con-

sequenz der Inconsequenz das Merkmal des Genies zu suchen.

Nun, an Laurence Sterne und an seinem deutschen Geistesverwandten Hippel hat sich Jean Paul gebildet, dessen grössere Werke heute nur noch derjenige fertigbringt, der eine Tannersche Hungerkur durchzuführen willensstark genug ist. Hier ward die Methode zur Manier, die Laune zur heiligen Pflicht. Bezeichnend für diesen Fortschritt ist der famose Zettelkasten Jean Paul Richters, aus denen der Autor aufs Gerathewohl seine „Extrablätter“ und wie seine Zufälligkeiten alle hiessen hervorlangte. Jean Pauls unleugbares Dichtertalent und die sentimentale Stimmung seiner Zeit sicherten ihm Erfolge, die uns heute unbegreiflich erscheinen. Da kam zum guten Glück noch ein Philosophe, der den Widerspruch zum Kriterium der Wahrheit erhob, der grosse abstracteur de quintessences, Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Jetzt wurde *der Humor* mit einem Male für die höchste Form des Komischen, für die güldene Kapsel erklärt, welche den Kern der tiefsten Weisheit enthalten soll. Hegels plastischer Ausleger, Friedrich Vischer, schrieb 1837 seine geistreiche Schrift „Ueber das Erhabene und Komische“, wo es S. 207 heisst: „Das Wort Humor in diesem engeren Sinne zu gebrauchen, berechtigt der neuerdings in der deutschen Litteratur eingeführte Sprachgebrauch, der übrigens von dem ursprünglichen englischen abgewichen ist, in welchem das Wort Nebenbedeutungen (?)

hat, die nicht in unseren Zusammenhang gehören. Nicht umsonst jedoch entlehnt diese reinste Komik ihren Namen vom *Flüssigen.* Vor dieser edelsten aller Flüssigkeiten kann keine Grösse Stand halten, jede wird untergetaucht, aber nicht um verachtet, vernichtet zu werden, sondern um mit dem ganzen Strome den Himmel zu spiegeln. . . .“ *J. Paul:* „Dem Humor bahnt seine Höllenfahrt die Himmelfahrt. Er gleicht dem Vogel Merops, welcher zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung in den Himmel aufsteigt. Dieser Gaukler trinkt, auf dem Kopfe tanzend, den Nektar hinaufwärts.“

Wie fein und witzig die nun folgende Entwickelung des grossen Aesthetikers auch sein mag, so wird der Unbefangene sich doch schliesslich fragen, ob der Humor denn wirklich etwas anderes sei als witzige Komik? Noch enger als Friedrich Vischer fasst ihn Kuno Fischer („Entwickelungsformen des Witzes“, 1871), wenn er sagt, die Selbsterkenntniss im heiteren Lichte der ästhetischen Betrachtung sei nicht mehr Ironie, sondern Humor.

Von der alltäglichen Erfahrung ausgehend, hat J. H. von Kirchmann den pfiffigen Humor des Hofnarren, den lustigen Humor eines Falstaff, den hypochondrischen Humor, den empfindsamen Humor, den philosophischen Humor (Jaques und Hamlet) unterschieden. Aber er schliesst mit den Worten: „Indem alle Arten des Humors hiemit erschöpft sind, erhellt, dass in keiner derselben das Komische eine solche

Besonderheit annimmt, welche es zu einer dritten Art gegenüber dem Einfach-Komischen und Witzigen erheben könnte. In allen Arten des Humors kann das Komische und das Witzige eintreten, aber es verändert sich dabei nicht. Alles andere, was sonst als die Eigenthümlichkeit des Humors behauptet wird, lässt sich auf Verstand, Scharfsinn, Bildung, Gutmüthigkeit und mancherlei andere Tugenden, auf gute und schlechte Neigungen zurückführen. Diese sind aber alles schon bekannte Elemente des Schönen, welche nicht bloss im Humor, sondern in jedem Charakter die mannigfachsten Verbindungen eingehen können und deshalb nicht genügen, den Humor zu einer besondern und bedeutenden Gattung des Schönen oder Komischen zu erheben."

Damit fällt nun aber die *litteraturgeschichtliche* Bedeutung unseres Wortes keineswegs dahin. Das beweisen am besten die Franzosen, welche mit ihrem „gaieté d'imagination (Littré), veine comique, esprit, enjouement, entrain" das englische „humour" so wenig übersetzen können, dass sie es einfach entlehnen, wenn sie das germanische Ding bezeichnen wollen. Man sehe nur den Artikel „Humour" im Litteraturendictionnaire Vapereaus, wo es am Schlusse heisst:

„Chez nous, l'humour ne peut être que l'objet d'un pastiche sans valeur ou d'une superfluité. L'esprit, la gaieté, le bon sens français, avec des interprètes comme Rabelais, Voltaire, Courier, Béranger, ont trouvé assez de formes originales d'ironie pour

que nous n'ayons pas besoin d'en emprunter à nos voisins."

„Wir brauchen euern Humor nicht", sagt der Mann. Sollte heissen: „Da uns die germanische Tiefe und Gemüthlichkeit fehlt, da unser Esprit Verstandessache ist und häufig genug, der blauen Spiritusflamme vergleichbar, nur die Oberfläche spielend zu belecken pflegt, so können wir euern Humor nicht erzeugen."

Doch kehren wir zu unseren Schafen zurück. Ein Jeder hat wohl heute das Recht, vom guten und vom schlechten, vom komischen und satirischen, vom englischen und deutschen Humor, vom Humor schlechtweg als der Laune par excellence (auch der Franzose sagt: il a montré de l'humeur, nur meint er dabei das gerade Gegentheil: den Aerger und den Unmuth), endlich vom Humor nach Hegel, Vischer und Fischer zu sprechen. Nur treibe man's vorsichtig, wie Molières Maître Jacques, der die Vorfrage stellt: Mit wem wollen Sie sprechen? mit dem Koche Jacques oder dem Kutscher Jacques? und sodann, je nachdem die Antwort lautet, das weisse Barett aufsetzt oder es in die Tasche zurückwandern lässt.

Classisch und Romantisch.

Eine Wortstudie.

1885.

Wenn Bücher ihre Schicksale haben, so gilt dies gewiss noch mehr von den Wörtern. Ein nicht uninteressantes Beleg hiefür bietet die Geschichte der Bezeichnungen *„classisch“* und *„romantisch.“* Ich habe dieselben durch die Lexika von drei Jahrhunderten verfolgt und so die Notizen gesammelt, welche ich hier zu Nutz und Frommen des allgemeinen Lesers verarbeite.

Kein Classiker des römischen Alterthums, selbst nicht Quintilian in seiner Zusammenstellung und Werthung der mustergültigen Autoren, hat sich des Ausdruckes „scriptor classicus“ bedient. Erst Gellius, ein affectirter Scribent unter den Antoninen, d. h. gegen 130 nach Christo, nennt einen seiner Gewährsmänner „classicus assiduusque scriptor, non proletarius.“ Der Gegensatz (classicus — proletarius) zeigt deutlich, dass wir vorerst an die Steuerklassen des alten Roms zu denken haben. Das Bild ist vom

Census hergenommen, und der reiche Geist scheint hier dem Geiste ohne Fond entgegengestellt zu werden, was auf Heines poetisches Bild hinausliefe:

> Wahre Prinzen aus Genieland
> Zahlen bar, was sie verzehrt:
> Schiller, Goethe, Lessing, Wieland
> Haben nie Credit begehrt.

Wer indessen unsere Stelle in ihrem Zusammenhange betrachtet, wird bald entdecken, dass es sich für Gellius nicht um Geist und Originalität, überhaupt nicht um den Inhalt, sondern nur um den Werth eines Zeugnisses zu Gunsten eines angefochtenen Ausdruckes handelte. Gellius dachte also wohl an die juristische Bezeichnung „classische Zeugen“, welche schon Festus erwähnt und worunter dieser Männer von Vermögen versteht, solide, achtbare Leute, deren Zeugniss Autorität besitzt. Einer solchen Autorität auf sprachlichem Gebiete (der Zusatz assiduus bezeichnet den sorgfältigen, seine Ausdrücke abwägenden Schriftsteller) stellt Gellius nun seinen Proletarier als einen Zeugen ohne Ansehen entgegen.

Diese Stelle des Gellius ist nun freilich längst bekannt. Jakobs citirt sie bei Ersch und Gruber (Artikel: classisch), ebenso Krebs im Antibarbarus und Grimms Wörterbuch unter „classisch.“ Aber Niemand hat meines Wissens nachgeforscht, wer diesen Ausdruck, den das Mittelalter nicht verwerthet zu haben scheint, bei den Modernen in Aufnahme brachte. Die Vermuthung liegt nahe, dass dies von

einem Vertreter der Renaissance geschehen sei. In der That, in dem Lateinischen Thesaurus des älteren Stephanus (1532) findet sich unter „author classicus" ein leider nicht näher bezeichnetes Citat aus Budaeus (Guillaume Budé, gestorben in Paris 1540), welches ich seinem Wortlaute nach hiehersetze, da es in klaren Worten aussagt, wie der grosse Humanist jenen Ausdruck des Gellius sich auslegte:

„Metaphoricos Gellius authores classicos appellat, quasi testes idoneos latinae puritatis et primae notae scriptores, quales sunt Cicero, Quintilianus, Livius, Caesar, Plinius, Virgilius, Horatius, Catullus."

Budaeus denkt also einerseits an „classische Zeugen", andererseits an den strengen und ursprünglichen Sinn von „classicus": Steuerzahler der *ersten* Klasse. In diesem Sinne hatte allerdings schon Cicero einen Philosophen fünften Ranges mit dem Ausdruck „quintae classis" bezeichnet.

Die Autorität des Budaeus und des Stephanus verbreitete den bequemen Ausdruck rasch unter den späteren Humanisten, so dass schon 1590 das dreisprachige Strassburger Lexikon von Sturm ihn einfach dem Budaeus zuweist: „classici autores. Budaeus. Die fürnehmsten und hochgeachtetesten Schreiber." Unter den französischen Wörterbüchern führt ihn die erste Ausgabe der Academie vom Jahre 1694 zuerst auf; aber sie beschränkt die Bedeutung auf das Alterthum und die Autorität des Zeugnisses auf den blossen Inhalt.

„*Classique* n'est en usage qu'en cette phrase. *Autheur classique,* C'est à dire Un Autheur ancien fort approuvé, et qui fait authorité dans la matiere qu'il traitte. *Aristote, Platon, Tite-Live* etc. *sont Autheurs classiques.*"

Grimms Wörterbuch findet das Wort erst bei unseren Classikern (seit 1750). Gellert gebrauche es (1786) von den Schriftstellern der eigenen Nation. Nach Littré hat es Voltaire im letzteren Sinne schon 1761 verwendet, indem er von einem „recueil de nos auteurs classiques" spricht. Man darf also bis auf weiteres wohl behaupten, dass der fragliche Ausdruck von Gellius zuerst in unserem Sinne gebraucht, von Budaeus wieder aufgenommen, durch seine Autorität in Umlauf gebracht, von den Modernen erst auf die alten Schriftsteller, sodann im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts auf die mustergültigen Nationalschriftsteller angewendet worden sei.

Weniger klar liegt die Wanderung des Wortes „Romantisch" zu Tage. Die Franzosen kannten bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein nur den aus Italien in einer ganz anderen Bedeutung herübergekommenen Ausdruck „romanesque." Nach Tommaseo bezeichnete „la romanesque" im sechzehnten Jahrhundert einen römischen Tanz. Als Adjectiv notirt das Wort zuerst das Wörterbuch der Academie von 1694: „Romanesque: Qui tient du roman: aventure romanesque, manières romanesques." So gebraucht es denn auch mehrmals Mme de Sévigné in ihren Briefen;

auch im Adverb: „Je vous écris romanesquement au bord d'une rivière.“ Von „romantique“ findet sich in den französischen Wörterbüchern sogar des achtzehnten Jahrhunderts noch keine Spur; das Dictionnaire de l'Académie von 1798 bringt es zuerst und nur mit Bezug auf die Landschaft; auch Littré vermag es nicht früher nachzuweisen als bei Marmontel und Rousseau. Nun aber weist die Bildung „romantique“ deutlich auf die in England einheimische substantivische Form „romaunt“, welche die andere (romans, roman) dort nicht aufkommen liess. In der That findet sich „romantick“ als Neologismus in der „New world of words“ von Philipps, London 1706, und das in Leipzig 1716 erschienene Teutsch-Englische Lexikon von Christian Ludwig besagt: „Romanenschreiber, romancist, romance writer. Romanenschreibart: *a romantick style.*“ Da ferner Johnsons Dictionär von 1755 Beispiele aus Addison und Thomson citirt, wäre es möglich, dass ihre französischen Uebersetzer das Wort in Frankreich eingeführt haben.

Um dieselbe Zeit und in demselben Sinne gebrauchten die Deutschen das Wort „romanisch.“ Das älteste bisher bekannte Zeugniss für diesen Gebrauch finde ich in dem Buche: „Neues und ausführliches Dictionarium“ oder „Wörterbuch in dreien Sprachen: Teutsch, Französisch und Lateinisch. Genf 1695.“ Hier wird „romanesque“ durch die Ausdrücke „fabelhaft, romanisch“ erklärt. Die Form „romantisch“

hat Ludwig Hirzel (im Archive für deutsche Litteraturgeschichte 1882) aus dem „Bernischen Spectateur“ vom Jahre 1734 nachgewiesen. Die Stellen sind merkwürdig, weil sie beide Formen nebeneinander verwenden: „Curtius hat einen guten Talent gehabt, romanisch zu schreiben. — Was er von Anderen entlehnt, sind eben auch romanische Empfindungen.“ — „Aus Curtius wird erhellen, dass die Historici gern etwas Romantisches einmischen.“ — „Es schmecken die Reden des Curtius auch noch etwas Romantisches.“ Ebenda wird Romaniste und Romantiste für Romanschreiber gebraucht. Erstere Form war damals auch in Frankreich bekannt; Littré führt eine Stelle aus Pierre Bayle an, wo „romaniste“ im Sinne von „romancier“ gebraucht erscheint.

Nach dem Bisherigen ist also die in Breitingers kritischer Dichtkunst (II, 283; vom Jahre 1740) vorkommende und von Friedländer citirte Stelle nicht länger das älteste Beleg für das Vorkommen des Wortes „romantisch.“ Hirzel vermuthet, es habe dasselbe von England durch die Schweiz seinen Weg nach Deutschland gefunden. Es wäre nun von Interesse, die ältesten deutschen und französischen Belege bei den beiderseitigen Autoren des achtzehnten Jahrhunderts zu entdecken. Das Zeugniss der Lexika ist nicht abschliessend; denn diese säumen oft lange mit der Aufnahme eines neuen Wortes, und bei dem regen Eifer, welchen (nach Buckles Nachweisen) die Franzosen schon um 1700 für die englische Sprache

und Litteratur bezeigten, dürfte das Wort lange vor Rousseau auch in Frankreich Eingang gefunden haben.

Ueber die Schicksale des französischen „romantique“ liegt vor, dass Marmontel „ein romantisch schönes Gedicht“ und eine „romantische Phantasie“, Rousseau nur eine „romantische Gegend“ kennt, Beugnot von der „romantischen Partei“ berichtet, die 1806 am Berliner Hofe den Krieg mit Frankreich wünschte; Mme de Staël den Franzosen zuerst von einer „romantischen Litteratur, née de la chevalerie et du christianisme“ gesprochen hat, und dass man heute „romanesque“ im Sinne von „abenteuerlich, phantastisch, wild, exaltirt“, das jüngere Wort vorwiegend im litterarischen Sinne, endlich beide Wörter von der Landschaft gebraucht.

Im Italienischen scheinen sich „classico“ und „romantico“ erst spät und durch französischen Einfluss eingebürgert zu haben. Tommaseo gibt keine sicheren Anhaltspunkte und noch weniger die Crusca, welche ja fast nur die alten Nationalschriftsteller, die sogenannten Testi di lingua, auszieht.

Neues über den alten Weltschmerz.

1884.

Man sagt, es gebe nichts Neues unter der Sonne, alles sei schon dagewesen, erfahren, gedacht und gesagt worden. Der Schmerz des Daseins und der Ueberdruss am Leben macht jedenfalls keine Ausnahme. Weder die Pessimisten noch die Weltschmerzler haben ihn erfunden. Salomo der Prediger bezeugt es: „Ich sahe an alles Thun, das unter der Sonne geschieht; und siehe, es war alles eitel und Jammer. . . . Darum verdross mich zu leben; denn es gefiel mir übel, was unter der Sonne geschieht; dass es so gar eitel und Mühe ist“; — und Sophokles im Oedipus: „Nicht zur Welt kommen, ist das Allerbeste; wenn aber das einmal geschehen, — dahin fahren, woher du kamst, bei weitem das Zweite.“

Indessen nicht jede Verzweiflung ist Weltschmerz. Oedipus' Schicksal drängt an sich zum Verzagen. Aber die Stimmung allein kann Glück und Unglück schaffen. Es gibt nichts Gutes und nichts Böses, sagt Hamlet,

erst die Vorstellung schafft beides (but thinking makes it so)." Auch die Krankheit des Trübsinnes war den heiteren Griechen und den nüchternen Römern nicht unbekannt. Cicero und Seneca sprechen von einer aegritudo animi, Horaz von dem düsteren Grame (atra cura), der sich hinter dem Reiter aufs Ross schwingt und den Flüchtigen über Berg und Thal begleitet. Die Unlust aus Uebersättigung hat Lucrez in den Versen: „Medio de fonte leporum Surgit amari aliquid quod in ipsis floribus angat" [1]) poetisch umschrieben und feinsinnig erklärt. Alle diese Erscheinungen stehen jedoch nur in mittelbarem Zusammenhange mit dem, was wir „Weltschmerz" zu nennen pflegen.

Anders mag es sich mit jener Krankheit des besessenen Mönches Stageirios verhalten haben, an welchen Chrysostomus, der Kirchenvater des vierten Jahrhunderts, drei Bücher Ermahnungen richtet. Meines Wissens hat Saint-Marc Girardin (Cours dramatique) zuerst auf diese hingewiesen, und zwar da, wo es sich um Hamlet, um Werther und um Weltschmerz handelt.

Stageirios war eine schwache, grübelnde Natur, die im Kloster vergebens den Frieden suchte, den sie in der Welt nicht finden konnte. Seine melancholische Gemüthsstimmung nennt Chrysostomus Athymia, Muth-

[1]) Aus der Quelle der Freuden erhebt sich etwas Bitteres, das mitten unter den Blumen dich quält.

losigkeit. Müssige und unfruchtbare Selbstbetrachtung hatte sie grossgezogen, und der Kranke fand in seinem Zustande eine Art von Genuss, der ihm sein Leiden lieb machte. Daher sagt Chrysostomus: „Das beste Mittel, deine Melancholie los zu werden, ist, sie nicht mehr zu hätscheln. Aber es gibt Menschen, welche das Jücken und Prickeln ihrer Wunden geniessen: veluti si quis, scabiem ac pruriginem depositurus, morbo suo delectetur et in eundem ipsum sese injiciat.“ [2]) Erinnern diese Worte nicht an Goethes Bemerkung über den wertherkranken Plessing: „ich sah, dass seine Krankheit ihm Genuss war.“

Das müssige Klosterleben war so recht dazu angethan, jene Krankheit zu nähren und eine trübsinnige Apathie zu pflanzen. Ja das Uebel scheint in den Klöstern epidemisch geworden zu sein; denn die Kirche sah sich veranlasst, die „Akedeia“ d. h. die Theilnahmlosigkeit am irdischen Dasein unter die schweren Sünden zu setzen, wenigstens bedrohte sie dieselbe mit ihrer Strafe. So hat denn auch Dante der „accidia“ zugleich mit ihrem Gegentheile, dem Zorne, eine besondere Grube in der Hölle angewiesen. Die accidiosi, die sündhaft Gleichmüthigen, erscheinen dort zusammen mit den Zornmüthigen im Schlamme versenkt: Ich stand und schaute und gewahrte

[1]) Wie wenn einer, um das Jucken los zu werden, an seiner Krankheit Genuss findet und sich in dieselbe hineinwirft.

schlammbedeckte Leute in jenem Sumpfe, nackt und zornig von Antlitz. Sie schlugen sich mit Händen, mit Kopf und Brust und Füssen und zerfleischten sich mit ihren Zähnen. Da sprach zu mir der gute Meister: „Sohn, da siehst du die Seelen derer, die der Zorn besiegte. Und im weiteren musst du wissen, dass unter dem Wasser da Leute stecken, deren Seufzer Blasen an die Oberfläche treiben, wie dein Auge, wohin es schweift, dir zeigen kann. Im Schlamm begraben, stöhnen sie: Trübsinnig waren wir in jener süssen Luft, die aus der Sonne ihre Wonne saugt, weil wir den Qualm der Unlust (accidioso fumo) in der Seele trugen.“ Solches Klagelied, fügt der alte Realist hinzu, gurgelte aus ihrer Kehle; denn mit klaren Worten können sie nicht reden.

Auch in Petrarcas Phantasie hat das Gespenst der „accidia“ eine eigenthümliche Rolle gespielt. Zeiht er sich doch selbst der Sünde, jahrelang dem Dämon der accidia gehorcht zu haben. Voigt (Das erste Jahrhundert des Humanismus) wird indessen wohl des Richtige getroffen haben, wenn er den Weltschmerz des Petrarca aus dem ungesättigten Ehrgeize seiner Mannesjahre erklärt.

In Shakespeares Hamlet begegnen wir der modernen Entfaltung der accidia. Sie tritt uns hier in der Formel entgegen: „Man delights not me nor woman neither.“ Hamlet hat allerdings wichtige äussere Gründe, das Leben für eine Oede und seine Heimat

für eine Gefangenschaft anzusehen, aber die melancholische Stimmung und die grübelnde Selbstbetrachtung gehören zu seinem innersten Wesen.

Neben dem Weltschmerz des Hamlet wird auch Jaques, der Pessimist in „Wie es euch gefällt“, als ein verwandter Typus angeführt. Ich glaube, mit Unrecht. Vorerst beachte man, dass der „trübe“ Jaques nur eine schmückende Zuthat, nicht eine in die Handlung jenes Stückes eingreifende Rolle, dass er mithin nur skizzirt, d. h. in seiner typischen Allgemeinheit dargestellt ist. Jaques soll offenbar sein Publicum, wie der Herzog von ihm sagt „durch seine düsteren Launen“, unterhalten; denn in diesen „ist er voller Sinn.“ Seine bekannte Hauptleistung ist die Tirade: „Die ganze Welt ist Bühne“ etc. mit der darauf folgenden Charakteristik der sieben Lebensalter. Seine Reflexionen sind sentenziös und allgemein, sie haben einen tadelsüchtig-lehrhaften Charakter, man sagt von ihm, er verstehe alles zur Sittenpredigt zu wenden; auf diese Art „durchbohrt er schmähungsvoll den Kern vom Lande, Stadt und Hof.“ Jaques gefällt sich darin, dem Nächsten allerlei Unartigkeiten zu sagen: „Der Himmel behüte euch! lasst uns so wenig zusammenkommen als möglich“; — denn Jaques hasst die Gesellschaftsformen, wie diejenigen, welche sie beobachten. Am liebsten bleibt er allein, „um ungestört auf alle Erstgeburt in Egypten zu lästern, über unsere Gebieterin, die Welt, und unser ganzes Elend zu schmähen und

schier mit dem lieben Gott sich zu entzweien." Woher diese misanthropische Stimmung? Er selbst berichtet, sie sei eine Frucht und Folge seiner Reisen; der Herzog aber scheint es noch genauer zu wissen, wenn er meint: „Du bist selbst ein wüster Mensch gewesen, so sinnlich wie nur je des Thieres Trieb." Das läuft auf die freimüthige Erklärung des greisen Chateaubriand hinaus: „Mein René hätte das Geheimniss seines Trübsinnes bei seinen Genüssen erfragen können." Wie Molières Alceste verabschiedete sich Jaques mit den Worten: „Suchet mich in der verlassenen Höhle!" — Dabei hat er allerdings auch melancholisch-sentimentale Nebenlaunen. Er beweint das schutz- und rechtlose Wild des Waldes, klagt den ruchlosen Jäger an, lässt sich Monsieur Melancholy nennen, meint, das Hübsche im Leben sei doch immer, seiner Traurigkeit nachzuhängen und zu schweigen, und wenn er ein Liedlein singen hört, so ruft er: „Mehr, ich bitte dich, mehr! Ich kann Melancholie aus einem Liede saugen, wie ein Wiesel Eier saugt." Aber seine Sentimentalität ist doch nur Zuthat; Grundton bleibt die herbe pessimistische Kritik eines rechtschaffenen Hassers.

Jaques ist also ein Vetter von Timon und Alceste. Gemeinsam mit dem Weltschmerzler ist dieser Gruppe nur der bittere pessimistische Ton der Unzufriedenheit, des Ekels an einer grundschlecht eingerichteten Welt. Aber Weltschmerz setzt keinen Menschenhass voraus. Ortis sagt es ausdrücklich: Ich hasse die

Menschen nicht! und Werther und René denken nicht anders. Timon seinerseits ist weder melancholisch noch sentimental, er geht in einer anderen Stimmung auf, ihn verzehrt der Abscheu gegen die Falschheit der Schmeichler. Das tragische Moment bei Timon und bei Alceste ist der verhängnissvolle Irrthum, anzunehmen, dass Alle falsch und niederträchtig seien, dass man daher mit Allen brechen müsse. Diesen von ihrer Unlust dem Verstande aufgedrungenen Schnitzer strafen Beide an sich selber durch das eigensinnige Aufgeben eines menschenwürdigen Daseins. Sie vergessen, dass guter Humor und gute Gesellschaft das Leben erträglich, ja zu einem Gute machen, sie verschliessen sich der Erkenntniss, dass inneres Lebensglück an eine Concession des Egoismus gebunden ist: die Nachsicht und Rücksicht gegen Andere.

Es ist von Interesse, zu betrachten, wie ein Shakespeare und ein Molière den Typus des Misanthropen auffassen. Shakespeares Genius ist ein gewaltiges Naturprodukt, derjenige Molières, im Gegensatz zu diesem, mehr ein Kunstprodukt der Gesellschaft. Und so ist auch Timons tobender Schmerz eine Naturgewalt, Alceste dagegen, ich möchte sagen ein kunstgerechter Menschenhasser. Beides sind einseitige Idealisten, aber Timon treibt es bis zur Verrücktheit. Sagt doch Alkibiades zur Hetäre Timandra: „Verzeih ihm, hold Geschöpf; denn sein Verstand ertrank und ging in seinem Elend unter.“ Allerdings hat Shake-

speare seinem Timon eine so intensiv pathetische Sprache geliehen, dass man über den hochpoetischen Schattirungen seiner Tobsucht die Einförmigkeit seiner Rolle vergisst, die freilich selbst in dieser Darstellung mitunter ins Komische umzuschlagen droht. In der That haben Shakespeares Vorgänger, welche noch mitten in dem kerngesunden Realismus des fröhlichen alten Englands standen, die Timonrolle nur von ihrer komischen Seite aufzufassen vermocht. Es brauchte eben einen tieferen Blick und eine vorgeschrittenere Cultur, um das tragische Moment in einem Timon und in einem Shylock zu entdecken.

Molière nun gehört einer noch raffinirteren Gesellschaftsepoche an; natürlich, dass er den Menschenfeind nach den Voraussetzungen seiner Umgebung auffasste. Im Gegensatz zu dem feuerspeienden Wurzelfresser Timon ist Alceste ein durchgebildeter Salonmensch, und zwar ein französischer. In Litteraturfragen besitzt er seine Ansicht; mit scharfem Blicke erkennt er im naiven Tone des alten Volksliedes mehr poetischen Gehalt als in den Schnörkeln und Tändeleien des alternden Bel Esprit. In Ehrensachen weiss er den Degen zu führen, und selbst seine derbsten Wahrheiten trägt er nie unfein und plump vor. Die Reize einer verführerischen Frau beherrschen ihn ganz und gar, ob er sich auch gestehen muss, dass sie falsch ist wie alle Andern. Timon ist weder Grieche noch Engländer, er ist ein Typus, eine Abstraction mit tief leidenschaftlicher Sprache; Alceste

dagegen ist vor allem Franzose, Pariser, Unterthan des vierzehnten Ludwig; Ehrenpunkt, Frauendienst, Salonverkehr, Gesellschaftston prägen ihm den Charakter der Nation, der Hauptstadt, der Epoche auf.

In diesen gesellschaftlichen und historischen Grenzen bewegt sich Alcestes Menschenhass. Wir kennen dessen Genesis nicht wie bei Timon, der aus einem leichtgläubigen Optimisten in einen wüthenden Pessimisten umgeschlagen hat. Zum Wüthen bleibt Alceste zu viel Verstand, zu viel pedantische Methode. Timon ist kein Theoretiker, dazu fehlt ihm die Ueberlegung. Er ist ganz Leidenschaft, und alle seine Betrachtungen entsteigen seinem Herzen. Alceste arbeitet auch mit der Stimmung, aber ebensosehr mit dem Kopfe, er hat genug erfahren und gedacht, um sich eine ganze Theorie der menschlichen Bosheit zu abstrahiren. Auch seine tragische Schuld ist nicht einfach wie bei Timon, sondern sein Irrthum combinirt sich mit der für ihn so demüthigenden Inconsequenz, in der Praxis ein Wesen geliebt zu haben, das seine Theorie verdammen muss. Auch er geht in seinem Unmuthe so weit, mit dem Höhlenleben zu drohen; aber wir sehen voraus, dass Alceste der Gesellschaft nicht verloren geht, und die Worte seiner Freundin: „Wir wollen ihn von seinem Plane abzubringen suchen“, schliessen das Stück bedeutsam genug ab. Kein Zweifel, Alceste wird sich nie auf Beeren und Wurzeln stürzen.

Das *sentimentale* Element fand erst im achtzehnten Jahrhundert seinen günstigsten Boden. Man mag in dem schönen Buche von Erich Schmidt nachlesen, wie es von England nach Frankreich und Deutschland wanderte. Richardson war der Moses, dessen Stab aus hartem und weichem Gestein zahllose Thränenbäche zu locken wusste. Richardson hat die neue Heloise und diese den Werther inspirirt. Werther seinerseits erzeugte zahllose Geisteskinder. Ich will nur die italienische und die französische Variante, den Ortis und den René, berühren. Foscolos Ortis geht wie Goethes Werther an dem unversöhnlichen Zwiespalt seiner Ideale und der wirklichen Welt zu Grunde. Seine Originalität besteht nur darin, dass nicht nur die Liebe, sondern auch die Politik die Katastrophe herbeiführt. Seine Enttäuschung ist eine mehrfache: zugleich mit der Geliebten verliert er auch sein Vaterland. Foscolo entlehnt seine Fabel von Goethe, seine Ideen von Rousseau, seine declamatorische Manier von den Rednern der Revolution. Sein Ortis schwärmt auch für das Naturschöne, die Kinder, das ländlich einfache Leben, aber man merkt, dass ihm weder das eine noch das andere Poesie ist; denn seine Schilderungen sind conventionell und seine Gefühlsergüsse Tiraden. Das Wahrste in Ortis dürften die autobiographischen Bekenntnisse sein. Der Ortis ist nämlich mit seinem Verfasser Foscolo in engerem Sinne identisch als der Werther mit Goethe, denn auch Foscolos ganzes Leben wurde von zwei

Leidenschaften getragen und durchwühlt: der Politik und der Liebe.

Auch von Chateaubriands René darf behauptet werden, dass er einen bleibenden Zug seines Autors fixirt hat: den blasirten Egoismus und das Kokettiren mit erlogenen Gefühlen. René ist nur insofern wahr, als er eine diplomatische Abschrift eines gefälschten Originales bietet. Mit dem Werther hat René also nur die Stimmung gemein. Seine Seele ist leer, das Leben ist ihm eine Last, er sucht eine Aufregung: ein Königreich für ein Unglück! Auf dieser wunderlichen Suche klopft René an eine Klosterthür, hinter welcher seine Schwester als Novize weilt. Er wohnt ihrem Professe bei und die Unglückliche flüstert ihm bei dieser Gelegenheit ins Ohr, sie habe für ihn, den Bruder, eine verbrecherische Neigung empfunden. Nun hat der Mohr sein Pflichttheil und er kann von dannen ziehen. Chateaubriands Fabel ist mit ihrer Logik abgeschmackt, aber ihr Autor rettet sie durch eine bezaubernde Phantasie und seine hinreissende Sprache; beide hat er in Rousseaus Schule zur Virtuosität entwickelt.

Bekanntlich hat Chateaubriand Lord Byron später vorgeworfen, er habe ihm seinen René entführt und in das ritterliche Costüm Childe Harolds gesteckt; aber Harold ist denn doch ein ganz anderer Kerl als René. Er ist nicht schwächlich, sondern er zeigt Rasse; nicht eitel, sondern stolz, nicht verlogen, sondern aufrichtig; er ist auch nicht hoffnungslos

blasirt, denn die Liebe zur Natur füllt ihm das Herz, er ist nicht nur Stilist, sondern Dichter, und zur tiefen Empfindung kommt der starke Gedanke, während René weder jene noch diesen kennt. Ist Harold wirklich ohne Pose? wird man fragen. Ich antworte mit Brandes: er mag eine Maske tragen, aber unter der Maske steckt kein fröhliches Gesicht. Die Byronsche Pose finden wir erst später, nicht schon in jenen Tagen, da Lord Byron seinen Harold noch so verkannte, dass er die „Hints from Horace“ für eine höhere Leistung hielt. Erst die Begeisterung seiner Leser hat ihm ja die Augen geöffnet und ihn zur Ausbeutung des Harold-Typus hingeleitet. Mit Chateaubriand und Byron ist der Weltschmerztypus der jüngeren Schule gegeben. Byron hat in seiner puritanischen und snobbischen Heimat keine Schule gemacht; um so zahlreicher waren seine Jünger auf dem Continente. Frankreichs grösster Lyriker, Musset, ist von ihm ausgegangen und auch in Deutschlands Dichtung hat er manche Spuren zurückgelassen.

An diese Aufzählung der Erscheinungsformen reiht sich nun die Frage nach ihren wesentlichen und gemeinsamen Zügen. „Fichte“, sagt Erich Schmidt, „nennt den Geist des achtzehnten Jahrhunderts Egoismus und meint damit das Schwelgen und gänzliche Aufgehen im Persönlichen.“ Das Individuum masst sich das Recht an, die Welt an seinen Idealen zu messen und jene zu verurtheilen, da sie diesen nicht entspricht. Bald gilt das Universum nichts mehr,

die subjective Stimmung alles. Die Aesthetik unserer Romantiker nennt das „die künstlerische Ironie." Sie will damit sagen, die ganze Welt sei nichtig gegenüber der künstlerischen Willkür, das Genie sei der unumschränkte Herr, der nur der eigenen Laune nachzugehen brauche.

Aus solchen Anschauungen entspringt nun jene hochmüthige Eitelkeit, welche Rousseau den Menschen bezeichnet, die lächerlichen Titane von Sturm und Drang erzeugt, auch im Werther und im Ortis schlummert, im René uns anwidert, bei Byron allein imponirt, weil sie von wirklicher Stärke getragen erscheint. Im sentimentalen Gewande der Verzweiflungslitteratur spielt dieser Hochmuth oft genug mit dem bethörten Leser, er weiss auch bald genug den Schmerz zu heucheln, ohne den Genuss der Selbstbefriedigung zu schmälern.

Jenes Schwelgen im Persönlichen findet nun in der sentimentalen Selbstbetrachtung seine liebste Beschäftigung. Da die Persönlichkeit das Gesetz macht und die Laune gebietet, so ist die Gefühlswelt mit allen ihren Wünschen und Träumen das Wichtigste und der empfindsame Ton der passendste. So wird die sentimentale Selbstbetrachtung zur Mode, zur herrschenden Krankheit. Diese Krankheit nun wollte Goethe in seinem Romane schildern. Er wurde daher missverstanden, wenn man Werthers Selbstmord einer hoffnungslosen Liebe zuschrieb. „Werther untergräbt sein Dasein durch Selbstbetrachtung", so lautet

Goethes eigene Erklärung. Es gibt in uns Abgründe, die man nicht aufsuchen soll, der Mensch ist zum Handeln da, soll nicht über sich selber brüten. So hat auch Frau von Staël die Tendenz des Werther richtig aufgefasst, wenn sie in ihrem Buche über Deutschland sagt: „Ce ne sont pas seulement les souffrances de l'amour, mais les maladies de l'imagination dans notre siècle, dont l'auteur a su faire le tableau: ces pensées qui se présentent dans l'esprit sans qu'on puisse les changer en actes de la volonté."

Der Byrontypus, wie ihn der Dichter des Harold in späteren Gedichten entwickelte, scheint mir die weltschmerzlichen Elemente in umfassendster Form zu vereinigen. Seine Helden sind empfindsam wie Werther, sie schwärmen für ein unbestimmtes Freiheitsideal wie Ortis, sie nehmen den Kampf mit der Gesellschaft auf wie Schillers Räuber und die wilden Gesellen der Sturm- und Drangzeit, sie haben etwas von der blasirten Pose Renés, ihre schrankenlose Laune ist ihnen oberstes Gesetz, sie verachten die Ordnung Gottes und der Welt als kleinbürgerliche Chicanen, drapiren sich stolz und finster in die Erinnerungen einer geheimnissvollen Vergangenheit, sind schön und stark, unbändig und lasterhaft, interessante Verbrecher, unwiderstehliche Verführer der Jugend.

Diese geträumte Allmacht des Einzelnen gegenüber der gesellschaftlichen Ordnung hat die gallische Phantasie zum Theil in brutaler Weise ausgebeutet. Dahin gehört *Der starke Mann,* der „Vautrin" von

Balzac, der „Monte Christo“ von Dumas, mehrere Gestalten von Eugène Sue, von Soulié, von V. Hugo.

Ich schliesse diese Betrachtungen mit einer Wortstudie. Erst die neueste Auflage von Büchmanns „Geflügelten Worten“ hat uns über den Ursprung des Wortes „*Weltschmerz*“ einigermassen aufgeklärt, indem sie mittheilt, das Wort scheine zum ersten Male in Heines Artikel: „Aus der Gemälde-Ausstellung von 1831“ vorzukommen. Bei Anlass von Delaroches Bild „Cromwell vor Karls I. Leiche“ sage Heine nämlich Folgendes: „Welchen grossen Weltschmerz hat der Maler hier mit wenigen Strichen ausgesprochen.“ Im Vorworte zu den „Geständnissen“ (1854) setzte er das Wort noch einmal. An jener ersten Stelle bedeutet das Wort aber etwas ganz anderes, nämlich den Schmerz, den der Tod eines Monarchen seiner Nation, ja der ganzen Welt bereitet. Hier spricht Heine ganz im Sinne Shakespeares, dem der Untergang eines Herrschers ein Weltunglück ist, wie z. B. im Julius Cäsar: „Wenn Bettler sterben, dann sieht man keine Kometen, aber der Fürsten Tod künden die Himmel selbst mit Flammenschrift“ (The heavens themselves blaze forth the death of princes). Ich setze Heines eigene Worte hieher: „Welchen grossen Weltschmerz hat der Maler hier mit wenigen Strichen ausgesprochen! Da liegt sie, die Herrlichkeit des Königthums, einst Trost und Blüthe der Menschheit, elendiglich verblutend. Englands Leben ist seitdem bleich und grau und die entsetzte Poesie

floh den Boden, den sie ehemals mit ihren heitersten Farben geschmückt."

An der zweiten Stelle beklagt sich Heine über das Plagiat eines deutschen Uebersetzers und drückt sich so aus: „Charakteristisch ist es, dass unseren deutschen Schelmen immer eine gewisse Sentimentalität anklebt. Sie sind — Schufte von Gefühl .... Unter der buntgestickten Weste trägt mancher auch ein Herz, und in dem Herzen den nagenden Bandwurm des Weltschmerzes. Der Industrielle, der mein Opus in sogenannter Uebersetzung herausgegeben, begleitete dieselbe mit einer Notiz über meine Person, worin er wehmüthig meinen traurigen Gesundheitszustand bejammert" u. s. w. Auch hier ist „Weltschmerz" nicht in dem besprochenen Sinne gebraucht. [1]) Also bleibt selbst nach diesen dankenswerthen Nachweisen Büchmanns immer noch zu erforschen, wo das Wort zuerst *in unserem Sinne* vorkommt. Aus eigener Lectüre vermag ich nur folgende Notizen beizubringen. Magers Französische Litteraturgeschichte von 1839 gebraucht das Wort *nicht,* wo sie es heute unbedingt gesetzt hätte (man vergl. I, 209; II, 64, 118, 182). Julian Schmidt in seiner Geschichte der Romantik (1847) spricht (II, 385—89) von der Sache, ohne das Wort zu verwenden, wohl aber setzt er es II, 265. — Rosenkranz in seiner „Aesthetik des

[1]) Sondern bedeutet — nach Büchmann — schmerzliches Mitgefühl für das Weltelend.

Hässlichen" (1853) gebraucht die Bezeichnung „Weltschmerz" und „Weltschmerzler" Seite 383 und 410. Vielleicht hat Goethes Vers im „Faust": „Der Menschheit ganzer Jammer fasst mich an" dem Erfinder des Wortes vorgeschwebt?

Thackeray hat das Wort mit dem Ausdrucke „worldwoe" wiedergegeben, de Sanctis mit „dolor mondiale"; Ortis nennt seinen Schmerz „consunzione dell' anima" und „la noia di sè stesso." Chateaubriand nennt Renés Krankheit „le vague des passions" und Vinet bemerkt hierzu, der Ausdruck „la passion du vague" wäre bezeichnender. Die Franzosen nennen den Weltschmerz „le mal de René, le byronisme." Sainte-Beuve umschreibt und definirt ihn so: „Un vague dégoût du monde et de la vie, un exil ennuyé au-dessus et en dehors de toutes les réalités, de tous les devoirs qu'on trouve médiocres et vulgaires, une surexcitation maladive de l'égoïsme et de l'orgueil", und von René sagt er einmal: „il glorifie ses propres passions, il s'écoute souffrir." In der That, „ein gegenstandsloser Ueberdruss an Welt und Leben, eine missmuthige Selbstverbannung aus der Wirklichkeit, aus der Sphäre unserer Alltagspflichten, die für geistlos und gemein erklärt werden, eine krankhafte Aufregung der Selbstsucht und Eitelkeit", das sind die Hauptzüge der Physiognomie, die ich zu zeichnen versucht habe.

Wandertage.

Aus Mailand.

. . . . . Im Monat August bietet *Mailand* eine verhältnissmässig schwach belebte Physiognomie. Es ist die todte Jahreszeit, und die Vergnügen der lebenslustigen Stadt sind bald gezählt. Equipagen sind selten, denn die Reichen leben jetzt draussen an den oberitalienischen Seen, oder am Meere oder sie sind auf Reisen gegangen. Die Uebrigen, die Träger der täglichen Arbeit, strömen Abends in die einzig schöne „Galleria“ zusammen. Selbst Paris hat nichts, was sich mit dieser grossartigen Halle vergleichen liesse. Hier pulsirt auch im September von 7 Uhr Abends bis gegen 10 Uhr ein bewegtes und frisches Leben. Der elegante Offizier, der junge Stutzer, die stattliche Matrone mit ihren feinen Mädchen, der Arbeiter, die Grisette, das Blumenmädchen wogen hier in immer wechselnder Fülle durcheinander. Auch wer nach unserer Weise beim Biere länger sitzen bleibt und die Nachzügler des späteren Abends sich ansieht, kann noch allerlei Erheiterndes erleben. Ein armer Teufel declamirt ihm für wenig Geld Manzonis „Fünften

Mai“ mit einem Aufwande von Pathos, der eine Million verdiente. Bald kommt ein Anderer, ein wahrer Typus, eine groteske Zwerggestalt mit rabenschwarzen, fliegenden Locken, verwachsenen Schultern und gebrechlichen Beinchen. Auch der bereitet eine Aufführung vor. Die Arme auf der Brust gekreuzt, schreitet er ein paar Mal auf und ab, um die rechte Sammlung zu gewinnen. Dann bricht er los mit dem Untergange des Aristodemus von Monti. Am Schlusse zieht er den Dolch — eine alte Feile mit schmutzigem Holzgriff —, stösst ihn oder vielmehr sie heldenhaft in die Seite und wälzt sich zappelnd zu den Füssen des schläfrigen Kellners.

Aber auch literarische Gespräche gedeihen in Mailand. Mit meinen Begleitern, den Herren Verga und Capuana, beide den italienischen Romanlesern wohlbekannt, setzten wir uns im Café Biffi der Gallerie Victor Emmanuel zu Tische. Ein Vierter gesellte sich zu uns, der Deputirte C. von Neapel, ein alter Freund Ranieris, ein Mann von ruhigem und ernstem Wesen, einsilbig und vornehm in seiner Haltung. Nicht lange, so warf sich das Gespräch auf Ranieris neuliche Publication: „Zehn Jahre vertrauten Umganges mit Leopardi.“

Das Thema kommt mir eben recht, dachte ich. Ein persönlicher Freund Ranieris wird mir ein Räthsel zu lösen und eine Frage zu beantworten im Stande sein.

„Ranieris Buch“, bemerkte ich, „hat mir von dem sterbenden und geknickten Leopardi immer noch eine

bessere Meinung gelassen, als von seinem gesunden, wohlconservirten Biographen."

„Wie das?" fragte Herr C. etwas hastig. „Sie kennen Ranieri sehr wahrscheinlich nicht. Ich kenne ihn seit vielen Jahren. Ich habe seine Enthüllungen über Leopardi gelesen, und ich stehe dafür, dass alles, was Ranieri von seinem Freunde berichtet, die reine Wahrheit ist, mag nun auch Leopardis Ruhm darunter leiden, Leopardi, der Mensch, entschieden klein, Leopardi, der Idealist, sogar verdächtig erscheinen."

Herr Capuana nickte Beifall und lachte. Seine klaren, grauen Augen blickten vergnügt über den Tisch hin, und um den grauen Schnurrbart spielte das Hohnlächeln eines hart gesottenen Realisten.

„'s ist mir immer ein Hauptspass", begann er, „wenn so ein platonischer Kunstreiter, mag sein Idealismus auch in realistische Pessimistenlauge getunkt sein, nachträglich als ein ordinärer Sonntagsreiter, mit anderen Worten als ein Schwächling, ein Genüssling im kleinen Stil, oder wie in unserem Falle als ein „Monologist der Liebe", als ein Confecthascher, Bonbonvertilger und Glaceschlemmer zum Vorschein kommt. Da sieht denn nachgerade doch ein Jeder, wie es mit diesem gefeierten Idealismus eigentlich bestellt ist. Dazu kommt das Lustige, dass, lange vor Ranieri, Leopardi selbst uns hinter die Coulissen seiner Marktbude geführt hat. Heisst es nicht im Auferstehungslied:

„Mancano, il sento, all' anima
Alta, gentile e pura,
La sorte, la natura,
Il mondo e la beltà."

Das bedeutet doch wohl: Mein Genie und meine Bildung und mein Idealismus sind schmählich im Stiche gelassen worden, vorerst vom Schicksale; denn meine Börse ist concav, — zweitens von der Natur; denn mein Rücken ist convex und mein Kopf sitzt tiefer als die Schultern, — drittens von der Welt; denn die elegante Gesellschaft ignorirt mich, — und, last not least von der Schönheit; — denn ach! kein schönes Weib erbarmt sich meiner!"

Herr Verga sagte nichts als ein bezeichnendes Ecco! und der Deputirte machte keine Miene, die Autorität dieser Stimme zu Ranieris Nachtheil untergraben zu wollen. So blieb ich denn allein, um für die gute Sache des Idealismus eine Lanze zu brechen.

Schon hatte ich ein energisches „Che!" als vorläufigen Generalprotest vorausgeschickt, als mir zu guter Zeit noch beifiel, dass Herr Capuana mit Bezug auf Leopardis Weltschmerz, wenn auch etwas derb und naturalistisch, im Grunde nur die Anschauungen Paul Heyses wiederhole und bestätige, deren zwingenden Nachweisen Keiner sich verschliessen wird. Was mich geärgert, war das Zusammenwerfen des Principes und seiner Vertreter. Daher ich denn versetzte:

„Ein hochstrebender Idealist kann ein sehr defecter Mensch sein. Rousseau, Byron und Leopardi be-

zeugen es, jeder auf seine Art. Aber sie suchen weder sich noch uns zu täuschen, sind ehrlich in ihrem ‚excelsior‘, und deshalb bereitet mir eine sogenannte ‚Enthüllung‘ über sie und ihresgleichen nicht die boshafte Freude, die mir der vierte Act des Tartuffe gewährt.“

Ein hartnäckiges, höfliches Schweigen verrieth mir das nachsichtige Mitleid meiner Tischgenossen. Ich benützte die Pause, um alles zu sagen.

„Die sogenannten Enthüllungen über das Räuspern und Spucken, über die schmutzige Wäsche und die fehlenden Hosenknöpfe grosser Geister sind selten mehr als ein recht gemeines Futter gedankenloser Neugier. Was nützen sie? Sie verschaffen Philistern die Genugthuung, die erlauchteste Gesellschaft auf der Armensünderbank beisammen sitzen zu sehen, und wie der Hase in Lessings Fabel bei der Entdeckung einer gewissen Schwäche des Löwen vergnügt zu schmunzeln: Nun begreife ich, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten. Diese Nasenweisen der Enthüllungslitteratur suchen nur die schönsten Bilder zu beklexen. Gott sei Dank, dass Shakespeare keinen Boswell gefunden hat! Sein Leben ist ein Geheimniss, und nur seine Werke leuchten in einsamer Schöne wie die vier Monumente auf dem Rasenplatze von Pisa!“

Meine Freunde sahen mich ob meines Eifers gross an, aber ich fuhr unbekümmert fort:

„Und wie verhält es sich mit Ranieris Enthüllung?

Welches Motiv hat Leopardis ‚besten Freund' veranlasst, vierundvierzig Jahre nach dessen Tode den grossen Dichter dem Gespötte der Nationen preiszugeben; — mit schleichender und süsslicher Rhetorik, unter fortwährender Betheuerung innigster Pietät durch hundert Druckseiten hindurch nichts, aber auch gar nichts vorzubringen, was Leopardi nicht herabsetzte, nicht als einen kleinlichen, sinnlichen, kindischen, eitlen und hässlichen Menschen erscheinen liesse? Ranieri, der einstige Jesuitenfresser, liefert heute seinen angebeteten, unvergleichlichen Freund dem gemeinsamen Gegner lächelnd ans Messer, und die ‚Civiltà cattolica' schreibt denn auch frohlockend: ‚Bisher haben wir Leopardi wenigstens als Menschen geachtet, von heute ab vermögen wir auch das nicht mehr.' Wollte Ranieri der Wissenschaft, der litteraturgeschichtlichen Wahrheit einen Dienst erweisen? Aber diese hat ja nicht *eine* Thatsache dabei gewonnen. Ganz im Gegentheil. Die einfachsten Dinge sind verwirrt worden. Nach Ranieri, um nur Eines anzuführen, hätte Leopardi keinen Sinn für Naturschönheit besessen, die Reize der südlichen Landschaft sogar gehasst! Je länger ich aber nach dem Motive einer so seltsamen Freundschaftsbezeugung forsche, um so ausschliesslicher entdecke ich dieses in dem Interesse tiefverletzter Eitelkeit. Seitdem Leopardis Briefe im Druck vorliegen, hat Ranieris selbstgeschaffene Rolle eines unvergleichlichen Wohlthäters und eines einzigen Freundes beträchtlichen Seeschaden

erlitten. Sie nimmt sich heute etwas legendenhaft und mythisch aus. Daher denn in unserem Buche die komische Entrüstung über Leopardis Briefe, ‚die Ranieri niemals gelesen hat, noch je zu lesen gedenkt, deren Inhalt er nur vom Hörensagen kennt‘ (!!); daher denn auch der Versuch, die Glaubwürdigkeit jener Briefe zu erschüttern durch die auffallende Angabe, Leopardi habe von Ranieri förmlich Erlaubniss eingeholt, seine Angehörigen über seine ökonomische Lage fortwährend zu täuschen; daher denn endlich der versteckte Groll gegen den Schatten des heissgeliebten Freundes, eine Rancüne, die wie ein rother Faden durchs ganze Büchlein läuft, an zwei Stellen mit wohlberechneter Dunkelheit des Ausdrucks die hässlichsten Dinge insinuirt; und das alles gegen einen Todten, gegen einen Freund, gegen einen Grossen der Litteratur, das alles in einem Momente, wo die unbequemen Entlastungszeugen sammt und sonders das unfehlbare Schweigen der Todten beobachten.“

„Die italienische Presse“, versetzte Ranieris Freund, „hat Ranieris Buch mit Interesse besprochen und dessen Inhalt als ein unverdächtiges und wichtiges Zeugniss hingenommen. Nur Montefredini in der ‚Rivista minima‘ hat mit gewohnter Leidenschaft protestirt, aber nichts als Behauptungen und Gefühle den Thatsachen einer Zeugenaussage entgegengestellt.“

„Gleichviel, sagte ich. Ich behaupte keck: Wer durch Ranieris verzwickte Rhetorik — er hat Leo-

pardis classischer Prosa doch verflucht wenig abgesehen! — bis zur wahren Meinung des Autors hindurchgedrungen, dem wird es sonnenklar, dass unser Zeuge nicht aus Liebe, sondern aus Hass, nicht aus historischem, sondern aus persönlichem Interesse schreibt, somit nicht eine Urkunde, sondern ein absichtlich und aus guten Gründen verspätetes Pamphlet zu Tage gefördert hat. Mag auch an allem, was Ranieri uns erzählt, viel Wahres sein, der Verurtheilte ist nicht der abgezehrte, sterbende Dichter, sondern der wohlgenährte, alte Herr, der sein abgestandenes Gift unter den künstlichen Blumen einer nicht minder abgestandenen Rhetorik versteckt."

Der Deputirte protestirte hier lebhaft.

„Weder ich noch meine Landsleute haben in Ranieris Buch das herausgelesen, was Sie darin entdecken wollen: Ich wiederhole es —"

Draussen erscholl in diesem Augenblick das Hornsignal, welches allabendlich die Neugierigen ins Centrum der Galleria Vittorio Emmanuele ruft, wenn hoch über ihren Köpfen die Kuppel sich entzündet. Wir traten hinaus und blickten träumend hinauf zu der braven kleinen Locomotive, die in muthwilligem Umlaufe ihr Flämmchen von Bec zu Bec trägt und im Nu ihre Strahlenkrone geflochten hat. Ich dachte an die Aureole, die man dem grossen Leopardi rauben wollte.

Ein Sonntag in Lecco.

Die Italiener sind die gottesfürchtigste Nation der Erde. Zu diesem Schlusse gelangt ein Jeder, der nur *einmal* in Italien übernachtet hat. Man mag sich niederlegen, wo man will, so hat man einen Campanile (Glockenthurm) zum unsichtbaren Bettgesellen. Kaum hast du dich aufs Ohr gelegt, so gellt dir dieser Schalk die Viertelstunden und die Stunden ins Ohr, repetirt eine jede mindestens zweimal, und sobald der Morgen graut, hebt noch obendrein der Glöckner sein kunstreiches Spiel an, erst sachte, sachte, dann lauter und lauter, dann wieder leise, endlich ersterbend schwach und fein, bald gemessen feierlich, bald in rasendem Prestissimo, bald in trockenen und halben Doppelschlägen. Chateaubriand hätte mir seine tönende Declamation über das Glockenläuten hier in Italien abbüssen müssen, und Goethe hat gewiss eine italienische Erinnerung fixirt, wenn er im fünften Acte seines zweiten Faust den Helden jammern lässt:

„Wie schaff ich mir es vom Gemüthe!
Das Glöcklein läutet und ich wüthe.“

Worauf der unkirchliche Mephisto versetzt:

„Natürlich, dass ein Hauptverdruss
Das Leben dir vergällen muss!
Wer leugnet's? Jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bimm-Baum-Bimmel . . .
Mischt sich in jegliches Begebniss,
Als wäre zwischen Bimm und Baum
Das Leben ein verschollner Traum.“

Heine sagte einmal, man könne in Italien keinen Citronenbaum betrachten, ohne dass eine Engländerin daneben stehe. Ich möchte dasselbe vom italienischen Bett und dem Campanile behaupten.

Dank den Bemühungen des Virtuosen am Glockenstrange erwachte ich schon beim Angelusläuten. Gleich bei meinem ersten Ausgange, — es mochte halb neun sein, denn die Sonne trieb die Müssigen bereits in den Schatten, — traten mir einige echt italienische Volksscenen entgegen.

Ich stand auf dem Theaterplatz (Largo del teatro), als Trompetengeschmetter und Rossegetrabe durch die Via Roma heranbrauste. Il ciarlatano! Il ciarlatano! riefen einige Seidenspinnerinnen, deren rothe Kattunröcke bereits durch alle Strassen wogten. Richtig, auf einem eleganten Zweispänner, dessen Seiten mit bunten Fellen und Schabraken behangen waren, auf dessen etwas erhöhter Banquette drei schwarzgelockte

Musikanten arbeiteten, fuhr ein neapolitanischer Heilkünstler auf den Platz. Der Wagen fasste Stellung im Schatten eines grossen Gebäudes und war im Nu von einer gaffenden Menge umgeben. Der grosse Mann stellte sich auf seine langen Beine, hob den glänzenden Cylinder vom Haupte, setzte an dessen Stelle eine schwarze Sammetmütze, zog baumwollene Manschetten über die Rockärmel, öffnete seinen Operationskasten, seine ambulante Apotheke und machte sich mit seinen Phiolen und Instrumenten, nach dem Rhythmus eines von den Musikanten mit Brio vorgetragenen Stückes, tausenderlei zu schaffen. Das dauerte über eine Viertelstunde, und immer dichter sammelte sich unterdessen die Menge, welche den langen schwarzen Gesellen und die an den Wagenseiten befestigten Tableaux begaffte. Letztere wiesen illuminirte Diplome verschiedener Universitäten und Academien in prächtigen Goldrahmen. Endlich klingelte der grosse Mann, die Musik verstummte und nun begann sein Vortrag, das Meisterstück eines mit unerschütterlicher Ruhe vorgetragenen Schwindels. Seitdem der göttliche Ariosto in seinem „Erbolato“ der Versuchung nachgegeben, die Rede eines solchen Quacksalbers zu componiren, hat die Redekunst dieser Herren ihre Fortschritte aufzuweisen.

„Um euere Krankheiten zu erkennen, muss der Arzt vor allem euern Leib studirt haben. Er muss die Anatomie und die Physiologie aus dem Grunde besitzen. Ich aber würde von solch gelehrten Dingen

zu euch unwissenden Bauern gar nicht reden, gewahrte ich nicht hie und da unter euch gebildete Leute, die meinem Vortrag folgen können, die wissen, was Physiologie und Anatomie bedeuten.“ Alsdann pflanzte er auf dem vorderen Wagenrade das Skelett eines einjährigen Kindes auf, dessen grosser Schädel und gekrümmter Buckel der kleinen Erscheinung etwas Possenhaftes verliehen, und lenkte nun die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf diesen Gegenstand. „Hier habt ihr das Gebein eines armen Kindes, das mir leider in den Händen geblieben ist (rimasto fra le mani). Warum? so fragt vielleicht Einer unter euch. Nun, warum? warum? Weil man mich halt zu spät geholt hat!!!“ — Dann zog er eine Phiole aus seiner Apotheke, hielt sie hoch in die Luft empor und brüllte mit starker Stimme: „Hier ist das Elixir vitae, das universelle Remedium, das ich durch unablässiges Studium alter Bücher der Vergessenheit entrissen und der Menschheit aufs neue geschenkt habe. Ich will euch das ehrwürdige Buch zeigen, in welchem ich es entdeckt, ein Werk aus dem achten Jahrhundert nach Christi Geburt.“ Hier zog er eine schweinslederne Scharteke unter dem Wagensitze hervor. „Ich will euch auch die Abbildungen der Pflanzen zeigen, aus denen es gezogen wurde.“ Hier schlug er das Buch auf und wies auf einige Holzschnitte. — „Glaubt nicht“, fuhr er sodann fort, „dass man ein so fürchterliches Mittel zuerst an Menschen erprobt habe. Nein, in Rom und Neapel und an

andern hochberühmten Universitäten habe ich es erst an Thieren probiren lassen. Auch diese Thiere sollt ihr schauen.“ Hier öffnete er abermals das Buch aus dem achten Jahrhundert und zeigte Abbildungen von Thieren. Dann begann er von der wundersamen Heilkraft seines Elixirs zu reden. „Es schneidet das Uebel an der Wurzel ab, wie dieses Schwert das Fleisch unserer Feinde durchhaut!“ Hier schwang er einen rostigen Kavalleriesäbel ältester Ordonnanz. — „Für alles, alles ist mein Elixir zu gebrauchen. Die tauben Ohren und die entzündeten Augen mögen sich nahen. In einem Tage werden sie geheilt sein. Jene schimpflichen Krankheiten aber, die man hier auf dem Markte nicht behandeln kann, werde ich im Gasthofe kuriren.“ Jetzt drängte sich ein Mann durch die Menge und bestieg den Wagen. Die Musik begann einen Walzer, während der Patient unter gespanntester Aufmerksamkeit der Zuschauer vom grossen Manne verhört wurde. Dieser hielt ihm die Uhr ans Ohr, flüsterte, lächelte, nickte, schüttelte den Kopf und setzte den Kranken ruhig in die Wagenecke. Die Musik brach plötzlich ab, der Charlatan aber schrie über die Menge hin: „Caso inveterato! Dieser Mensch würde eine Kanone nicht hören, die neben ihm losginge!“ Nun begann er nach dem Takte des neu beginnenden Walzers das kranke Ohr zu reiben, auszufegen und endlich mit seinem Elixir zu füllen. Dann legte er seinem Patienten eine grosse Binde über Augen und Ohren und setzte ihn ruhig wieder

in die Ecke. Es stieg nun ein rothrockiges Spinnermädchen mit entzündeten Augen ein. Sie fühlte sich offenbar geschmeichelt, in der schönen Kutsche sitzen zu dürfen und Gegenstand eines öffentlichen Vortrages zu werden. Hier nahm der Charlatan Veranlassung, den anwesenden Familienvätern ins Herz zu reden. „Hausväter, Familienhäupter! Ihr vernachlässigt eure Kinder. Habt ihr kein Herz und keine Eingeweide? Für so wenig Geld könntet ihr ein Mittel kaufen, um alle Uebel und Gebrechen der Eurigen zu heilen, und ihr zögert, ihr wagt zu geizen und zuzuwarten?“

Als ich nach einer Stunde wieder vorbei kam, war bereits die ganze Kutsche mit verbundenen Köpfen angefüllt und der schwerhörige Mann sass noch immer gesenkten Hauptes in seiner Ecke. Unterdessen hatte ich mir am untern Largo eine andere Scene angesehen. Da sass, von rothen Röcken dicht umgeben, an einem aus dem nächsten Café geborgten Tischchen eine dralle, braune Maid, die eifrig Karten mischte. Sie erklärte mit beredten Worten deren Bedeutung und forderte ihre Zuschauerinnen beim heiligen Antonius auf, sich für einen Soldo die Zukunft eröffnen zu lassen. Ich schob das Vorgebirge meiner weissen Weste durch die dreifache Reihe und wandte mich an die hübsche Rednerin mit den Worten: „To', dimmi un po' il fatto mio!“ Grosses Gelächter in der rothen Corona. Auch die Kartenschlägerin musste lachen und streckte bereitwilligst ihr ganzes Spiel hin. Ich zog zwei Karten: eine Dame in grünem

Kleide und eine geöffnete Schatulle, aus der einige Perlenschnüre und Goldketten heraushingen. Die Dame in grünem Kleide war eine heimliche Feindin, die mich bei meiner Frau angeschwärzt und den Keim bedenklichen Familienzwistes gepflanzt hatte, aber meine Energie und meine Schlauheit werden die schlimme Feindin schliesslich überwinden. Das Schmuckkästchen bedeutete natürlich ein reiches Erbe, eine Million, auf welche hin ich der Wahrsagerin vorläufig zwanzig Centesimi ausbezahlte. Sie gab mir noch einen rosarothen Zettel auf den Weg, der die glücklichen Lottoternen enthüllte.

Die heisse Sonne trieb mich in das nahe Café „Delle due Colonne." Hier sassen die Notabilitäten der Stadt, unter anderen auch der wohlbekannte Romanschreiber Ghislanzoni, ein Bürger von Lecco, der erst auf dem Theater, später mit grösserem Glücke in der Litteratur sein Heil versucht hat. Ich suchte dann einen liebenswürdigen jungen Freund auf, dem ich ein Vergnügen bereitete mit der Bitte, mir die Honneurs seiner Geburtsstadt zu machen. Als die Hitze sich etwas gelegt hatte, liessen wir anspannen, um einige der durch Manzonis „Promessi Sposi" berühmt gewordenen Localitäten aufzusuchen. Hoch oben am Berge, der östlich von Lecco sich hinzieht, sieht man die Ruinen des Schlosses, das Manzoni seinem Don Rodrigo als Wohnsitz zuweist, darunter den weissschimmernden Campanile von Don Abbondios Pfarre. Seitdem Manzoni die Lucia erfunden,

hat sich auch seine „Casa di Lucia“ — natürlich eine Kneipe — finden lassen. Ueber der Bahnlinie nach Bergamo, ein Viertelstündchen von der Stadt, liegt ein aristokratisches, palastähnliches Herrenhaus, Galeotto genannt, welches Manzoni längere Zeit bewohnt hat. Hier besuchten wir einen gelehrten Priester, der mich mit seiner Schrift über Petrarca beschenkte. Dann ging es zurück auf die staubige Landstrasse, vorbei an der Kirche des Padre Cristoforo in der Vorstadt Pescarénico, nach einem alten weinlaubumrankten Wirthshause am Fusse eines steilen, vom „Castell des Ungenannten“ gekrönten Vorberges. Wir entsagten hochherzig dem Genusse der antiquarischen Erforschung jener Ruinen und studirten dafür das flotte Treiben der Dorfjugend im Tanzlocale der Osteria, lobten den dunkeln Wein des alten Wirthes, der uns dafür beim Abschiede von der Höhe seiner Terrasse herab mit erhobenen Händen den Segen gab. Noch eine halbe Stunde scharfen Trabes längs der Adda und wir erreichten den sogenannten Porto, d. h. eine Fähre, die uns über den Strom setzte. Die sinkende Sonne legte ihren Gold- und Purpursaum um die vielen ragenden Bergeshöhen, als wir in die rechtsufrige Landstrasse einbogen. Eine bezaubernd schöne Landschaft umgab uns, von malerischem Kleinleben beseelt. Dort auf einem Rasendamme sass der Curato mitten unter seinen Bauern, weiter oben zwischen Reben, Mais und Kastanien blinkte das Lichtlein eines Heiligenbildes, vor dem eine einsame Alte

ihre Andacht verrichtete. Schaaren von Mädchen und Burschen kehrten aus der Stadt, städtische Bewohner nach Lecco zurück. Im Zwielicht erreichten wir die Stelle, wo Lucia über den Fluss setzte und ihrem Bergdorfe ein letztes Lebewohl zurief. Dann kam die stattliche alte Addabrücke. Hier sandten wir unsern Wagen in die nahe Stadt zurück und wanderten nach Malgrate, dem villageschmückten Gegenüber von Lecco. Auch hier herrschte reges Leben, man feierte die Kirchweih „Sant-Abbundi“ mit Geigen, Tanzen und Singen. Im Wirthshause zu den „Promessi Sposi“ ging es hoch her. Durch die gedrängten Reihen der soupirenden Lecchesen bewegte sich, die Guitarre in der Hand, ein Improvvisatore, der einem jeden Gaste einen humoristischen Vers zusang. Aus der allgemeinen Heiterkeit schloss ich auf das Talent dieses fahrenden Sängers und nicht ohne Spannung erwartete ich den Augenblick, wo die Reihe an mich käme. Der Sänger fixirte mich ein paar Sekunden, dann schlug er entschlossen in die Saiten und sang:

Ob der Doctor auch sterbe,
Der Apotheker verderbe,
Das hat keine Noth:
Ihr bleibt frisch und roth! —
Doch wenn der Wein verdirbt,
Keine Reblaus nicht stirbt,
Da dürft's Euch nicht geniren,
In den Styx zu marschiren!

„Du ahnungsvoller Engel du!“ seufzte ich, als ich dem Propheten das wohlverdiente Honorar überreichte.

Wir hatten die Lampen wegnehmen lassen, um die zauberhafte Mondbeleuchtung voll zu geniessen. Am Ufer war es nachgerade still geworden und wir hörten deutlich den Ruderschlag der Barke, die uns abzuholen kam. Die zwanzig Minuten der Ueberfahrt werde ich nie vergessen. Wie lieblich schmeichelte die laue Luft, wie weich umspielte das Mondlicht die zitternden Umrisse von Gebirg und Gestade!

„Wie kann ich Ihnen für diesen schönen Abend würdig danken?“ sagte ich zu meinem Begleiter, als wir den Quai von Lecco erreicht hatten.

„Wissen Sie wie?“ versetzte er scherzend. „Schreiben Sie ein Feuilleton: Ein Sonntag in Lecco.“

Signor C.! Heute hat der Mohr seine Schuldigkeit gethan.

Die Weinlese der Toscana.

Wenn Samstag Nachmittag um drei Uhr der Lesesaal der Florentiner Biblioteca nazionale sich schliesst, so wandere ich über die Piazza zu meinem Landsmanne Sor Paolo, um das Sonntagsprogramm zu fixiren; denn sein Banco ist eine bewegte kleine Welt, wo die Fattori der Possidenti kommen und gehen, wo die Tagespreise von Wein und Oel, von Trauben und von Iriswurzeln in originellen Conversationen verhandelt werden. Sor Paolo ist ein gewandter Kaufmann, der die Provincia di Firenze an Fingers Enden loshat und längst keinen Mittelmann mehr braucht, um mit den Producenten zu verkehren.

„Morgen geht's nach dem Pomino. Halten Sie sich um neun Uhr bereit. Sie sollen diesmal eine Fattoria sehen, die sich gewaschen hat.“

Der Morgen des zweiten October war frisch, und die Nebel ballten sich etwas drohend am Horizonte, als unser Wagen die langgestreckte Via Aretina entlang rollte. Eine prächtige Villa liegt an ihrer

linken Seite, das Besitzthum der Marquise Favart de Langlade, der Freundin des dritten Napoleon. Bei der hiesigen Aristokratie ist diese Dame nicht eben hoch angeschrieben, aber der Menge imponirt sie durch ihr grosses Vermögen; denn ausser ihrem Palaste am Lungarno besitzt sie vier grosse Landgüter, deren jährliche Steuern dem Staate zweihunderttausend Lire abwerfen. In ihrer suburbanen Villa hat die Dame ein Mausoleum für sich, ein zweites für ihre Hunde errichten lassen. Letzteres trägt eine Inschrift, welche Schopenhauers bekanntes Distichon in italienische Prosa umsetzt, d. h. die Hundetreue und die Hundegüte über diejenige der Menschen stellt.

Wir fuhren ein paar Meilen den Arno entlang, dessen Wasser hier anständig grün, nicht schmutziggelb wie in Florenz und Pisa, dahinschleichen. Mädchen im Sonntagsstaate belebten die staubige Heerstrasse. Das kräftige, aus tiefer Brust geholte „Buon giorno, bambine“ meines fröhlichen Gefährten wurde stets mit lachendem Grusse erwidert.

Beim dritten Dorfe verliessen wir das Arnothal und die Arezzostrasse und lenkten westlich ab nach den Höhen des Pomino.

„Werfen Sie einen Blick auf jenes gewaltige Gebäude“, bemerkte mein Begleiter. „Es ist dies die Ziegelbrennerei des jüngst verstorbenen Marchese Albizzi. Von seinem Vater hatte der Marquis tief verschuldete Güter geerbt, aber Einsicht und unter-

nehmende Thatkraft machten ihn wieder zum reichen Manne. Er genoss eine Achtung, wie sie heute seinen Standesgenossen selten zu theil wird."

„Heute bitte ich Sie um die versprochene Kritik der toscanischen Weinlagen. Seitdem Frankreich seine Weine hier und in Ungarn holt, muss ein gebildeter Weintrinker seine Kenntnisse auf diese Himmelsstriche ausdehnen."

„Sie schreiben mir etwas zu viel, geehrter Freund! Indessen, selbst auf die Gefahr hin, dass Alles gedruckt werde, will ich Ihre Neugierde nicht unbefriedigt lassen. Die Toscana besitzt drei berühmte Weinlagen: das Chianti, welches die Berghänge zwischen Arezzo, Siena und Florenz umfasst und sein classisches Centrum in Broglio, dem Stammgute der Barone Ricásoli hat, — das Pomino und die Rúfina, zwei Hochthäler, welche Sie östlich vom Arno und nördlich vom Casentino suchen müssen. Das Chianti liefert einen schweren, etwas subtilen, im ganzen nicht sehr haltbaren Wein, dessen beste Sorten, die Broglioweine, wegen ihres Preises sowohl als wegen ihrer Schwere für den Export bisher nur untergeordnete Bedeutung besassen. Dagegen sind die Pomino- und Rúfinaweine, dank ihrer Haltbarkeit, sehr geschätzt, wenn sie auch wegen ihrer Herbe im ersten Jahre nur dem Liebhaber schmecken. Die Ebene bringt die geringen Qualitäten, die sogenannten vini andanti oder ordinären Weine, die sowohl von Norditalien als dem Auslande stark gekauft werden.

Sie sind dieses Jahr verhältnissmässig sauer, da der August zu kühl und der September zu nass war."

„Was aber dieses Jahr das Weingeschäft vor allem bedroht, das sind die massenhaften Traubenexporte nach Deutschland und Frankreich. Dieselben treiben die hiesigen Weinpreise sehr in die Höhe und erbittern obendrein unsere Landleute, welche dabei ihren Tresterwein (secondo vino) und ihren Wasserwein (acquarello) verlieren. Ist es nicht hart, dass der toscanische Bauer mitten in seinem Weingarten Jahr aus Jahr ein keinen Tropfen Wein mehr trinken soll? Milch hat er keine, und so oft der Wein fehlt, ist er auf Wasser und Brod gesetzt. Man hat in der That auch immer die Erfahrung gemacht, dass, wenn ein Missjahr dem Contadino seinen Wein entzog, im folgenden Sommer epidemische Krankheiten auftraten."

„Der Pächter kann ja über seine Hälfte des Ertrages verfügen wie er will", warf ich ein.

„Wenn er seinem Fattore nichts schuldig ist, ja. Aber die meisten dieser Leute haben das Loos der Scheffelschen Urthiere:

> Sie kamen zu tief in die Kreide;
> Da war es natürlich vorbei.

„Die Traubenfrage hat uns dies Jahr sehr erhitzt", fuhr Sor Paolo nach einer kleinen Pause fort. „In der hinteren Stube bei Gilli und Letta beobachten sich Abends mit feindlichen Blicken die Gruppe der

Weinversender und diejenige der Traubenexporteurs. Erstere haben mit Wonne die Nachricht geschlürft, dass einige deutsche Zollämter die flagrante Umgehung des Weinzolles sich nicht gefallen lassen, dass aus diesem Grunde Traubensendungen in München hängen blieben, dass in Perugia und anderswo die Transporte von dem Volke angehalten werden. Doch hier sind wir schon am Berge. Gehen wir zu Fuss hinauf.“

Ich schaute mich um. Wir waren in einem einsamen Thalkessel, dessen Nordhänge mit Unterwald, die südlichen Halden mit Oliven und Wein bepflanzt sind.

„Sehen Sie hoch über uns und halb in Cypressen versteckt jenes grosse weisse Haus? Das ist die Fattoria der Marchesa Nerli, unser Reiseziel. Die acht bis neun über den Berghang hingestreuten Steingebäude sind die Pachthöfe (poderi) des Herrengutes (possesso).“

Wir schritten langsam die einsame Strasse hinauf, welche bald einer Cypressenallee, bald einem Waldwege glich. Immer schöner that sich nun die Fernsicht auf. Gegenüber lag die Bergmulde von Madonna del Sasso, hinter deren seitlichem Kamme Fiesole liegt. Aus der Tiefe schimmerte das leere Kiesbett eines wilden Bergwassers. Gegenüber in einer geraden Entfernung von etwa zwanzig Minuten guckte der rothgelbe Thurm eines alten Castelles aus dem tiefen Grün eines Cypressenwaldes.

„Jetzt sollen Sie vor meiner Lunge Respect be-

kommen. Hier pflege ich mit jenem Schlossherrn die Wein- und Oelpreise zu besprechen“, rief Sor Paolo im Uebermuthe seiner jugendlichen Kraft, improvisirte auch alsobald sein natürliches Sprachrohr, und ein dreimaliges, langgedehntes „Signo-o-o-r Baldi-i-n-i!“ durchgellte die todtenstille Landschaft. Es rauschte in den Stauden wie von flüchtenden Thieren, aber der angerufene Prinz brach ein räthselhaftes Schweigen nicht.

„Mit diesem Menschen ist heute kein Geschäft zu machen“, brummte das erschöpfte Sprachrohr, und wir zogen weiter. Bald standen wir unter den Mauern eines Pachthofes. „Sor Paolino, Sor Paolino!“ riefen oben einige Kinderstimmen. Wir erstiegen einige Staffeln und befanden uns auf dem mit grossen Steinplatten belegten Hausplatze (aia), der dem toscanischen Bauer als Tenne zum Dreschen dient. Der Pächter (capoccia), die Pächterin (massaia), Kinder und Hühner empfingen uns mit gutmüthiger Neugier; einige Fragen wurden gewechselt, einige Cigarren verschenkt, und wir stiegen dann durch den grauen Olivenwald zum Herrenhaus hinauf.

„Noch eins“, sagte mein Begleiter, bevor wir eintraten. „Geben Sie dem Fattore Ihre Karte gleich bei der Begrüssung. Diese Leute haben gegen fremde Gesichter ein vages Misstrauen, sie denken gleich an geschäftliche Kniffe. Ihre Karte wird allen derartigen Conjecturen ein Ende machen.“

Am Hofthore stand die ganze Verwaltung: Fattore,

Fattoressa und Sottofattore. Letzterer ist nicht viel mehr als der Laufbursche und der Knecht des Verwalters. Während die ersten Fragen hin und wieder flogen, schaute ich mich im Hofe um. Das Hufeisen des Grundplanes fügt hier an das Herrenhaus zwei sich gegenüberliegende Hallen an, die Kufenhalle und die Pressen- oder Kelterhalle. Die vierte Seite des Hofes schliesst eine Mauer mit Portal.

Der Fattore, ein untersetzter Mann mit langem Vollbarte, regelmässigen Zügen und grossen schwarzen Augen, führte uns erst zu den gefüllten hohen Kufen, in welchen die gestampften Trauben in voller Gährung kochten. Man lässt sie einige Wochen gähren und zieht sodann den Wein, ohne ihn gepresst zu haben, in die Fässer ab. Dieses Abziehen heisst svinatura. Erst dann kommt die Trester unter die Presse (strettoio), um den sogenannten secondo vino zu liefern. Mit einem Aufguss von Wasser erhält man schliesslich noch das Acquarello, welches der französischen Piquette entspricht.

In der gegenüberliegenden Halle standen die Oelmühlen und die Wein- und Oelpressen noch müssig da; denn erst im November beginnt die Olivenernte. Im oberen Stocke der Pressenhalle fanden wir einen luftigen Saal, den zur Hälfte die Gabbie — geflochtene, sackartige Körbe mit weiten Maschen, in welchen die gemahlenen Oliven gepresst werden — zur Hälfte die sogenannten Stoie füllten. Auf diesen etagirten Binsenmatten trocknen die Trauben, welche im Decem-

ber oder im Januar dem neuen Weine als „governo“ (gleichsam als Direction oder als bestimmendes Element) beigesetzt werden. „Was soll dieses Governo denn ausrichten?“ fragte ich den Fattore. „Gli da la grazia al vino, signore!“ (Es soll dem Weine die Anmuth, d. h. Bouquet und Wohlgeschmack verleihen). Wir besuchten endlich die Weinkeller und die Oelgewölbe. Wie bei den Alten dient noch hier der grosse Vasenkrug (orcio) als Oelfass. Meine Begleiter schlürften ihre Oelmuster löffelweise mit dem Behagen des Eskimos, der gern eins Thrangläschen guckt. In dieser Specialität von Trinkgelagen musste ich mich von vornherein für kampfunfähig erklären.

Unterdessen hatte die Fattoressa das Essen bereitet. Wir befanden uns in der milden Region des gebratenen Hühnerthums, und es erschien denn auch neben dem Beefsteak, das wir selbst an der Station gekauft, ein pollo in umido, zu deutsch ein Hühnerragoût, die nie fehlende Schüssel der Faktoreien. Den Pominowein, den man uns hier servirte, werde ich nicht so leicht vergessen; er war mir eine Offenbarung; denn bisher hatte ich den Ruf dieses Weines nicht recht begreifen können. Eine Flasche Strohwein (vino santo) krönte den Nachtisch. Unterdessen erzählte der Fattore mit der sicheren und naiven Beredsamkeit des toscanischen Landmannes von seinem ganzen Thun und Lassen, wie er als armer Sottofattore lange Jahre des Verwalters Hund gewesen, endlich den „gran salto“ zum Fattore habe machen

können. Ich fragte ihn nach seinen Kindern. „Wollen Sie schlechte Witze machen?“ versetzte er halb im Ernste. „Wissen Sie nicht, dass ein Fattore so wenig heiraten darf als ein Kapuziner, dass die Fattoressa nicht des Verwalters Frau, sondern nur seine Köchin ist, dass die Herrschaft keine Familien ernähren will, wo Einer allein für die Wirthschaftszwecke genügt?“

Die Einrichtung ist weder human noch sittlich. Der Pächter ist dem Fattore in der Regel mit Haut und Haar verkauft. Seine Gunst kann Jenen fördern, sein Zorn ihn vernichten. Hat der Pächter nun ein schönes Weib, eine hübsche Tochter, so gehören sie dem Fattore, wenn dessen Köchin nicht einzuschreiten weiss. Eine andere Versuchung ist die nahe Hauptstadt. Wer am Freitag die Piazza della Signoria mustert, darf die Geschäfte durchaus nicht nach der Menge der hier beisammenstehenden Fattori messen. Vielleicht die Hälfte dieser Leute kommen um zu flaniren, oder den heimlichen Wein des Vergnügens zu schlürfen. Darunter ist namentlich die Combination der Spielhölle mit der Kuppelei verstanden, welche unter den Freitagsleuten schon manche Opfer gefordert hat und die Wachsamkeit der Questurini (Gendarmen) fortwährend in Anspruch nimmt. Das Uebel hat natürlich seine Grenzen. Der Fattore eines soliden Padrone ist in der Regel selbst ein rechtschaffener Mann, während auf verschuldeten Gütern und unter verschwenderischen Besitzern auch die Verwalter zügellos zu leben pflegen. In solchen

Faktoreien wird der Oel- und Weinsensal luxuriös bewirthet, oft sogar nicht mehr im Erdgeschosse, sondern im Appartement der abwesenden Gesellschaft; dafür wird er im Nothfalle dem Padrone bezeugen, dass der Kaufpreis, den der Fattore ihm zu nennen beliebt, der richtige und wahre sei.

„Ich habe heute kein Glück“, seufzte mein Führer, als wir den Berg hinunter kutschirten. „Der Fattore hält bockbeinig seine Preise fest. Wir sind noch 10 Liren auseinander. Die Phylloxera und die Traubenexporte haben diese Menschen ganz ungeniessbar gemacht. Sie träumen nur von steigenden Preisen.“

„Wollen Sie's nicht noch einmal mit dem Herrn Baldi-i-i-ni da drüben versuchen? Ihre Lunge ist ausgeruht; die Gelegenheit ist günstig, dort der Cypressenstrauch. . .“

„Meine Hoffnung haftet an jenem blauen Berge“, versetzte Paolo, indem er träumerisch in die Ferne blickte. „Wissen Sie was? An der Station schicken wir unsern Wagen heim und nehmen den nächsten Zug nach Pontassieve.“

„Sie haben den Schlüssel zu allen Herrschaftsgütern in der Tasche. Ich fahre mit und frage nicht wohin.“

Pontassieve ist ein langgestreckter Flecken am Arno, als Débouché des Hochthales Casentino von einiger Bedeutung. Im Stationshofe hielt ein Wagen mit zwei muthigen Rappen. Auf dem Bocke sass ein hagerer Kutscher, eine rothe Hahnenfeder auf dem Hute.

„Da wartet Mephisto auf seinen Heinrich und seine Rosse schnauben!“

„Ei, Sor Ferdinando, Sie fahren sicherlich heim nach Pelago. Sie kommen wie gerufen. Wir fahren mit und schlafen in Ihrem Albergo del Buon Cuore!“

Im nächsten Augenblicke sassen wir in der Kalesche und fort ging's, dass die Funken stoben. Mit einem wunderlichen Gemisch von Vergnügen und Angst genoss ich das wilde „Aoh! Aoh!“ und das Knallen der Peitsche unseres diabolischen Wagenlenkers.

Ein weites Seitenthal lag vor uns, als die zweite Brücke passirt war, viel lachender und belebter als die Scene des Morgens. In fortwährender sanfter Steigung zog sich unsere Strasse an der Berghalde hin, gegenüber ragten die waldigen Gipfel, hinter welchen das Kloster Vallombrosa liegt. Unten im Arnothale lag schon die Dämmerung, und rasch brach die Nacht auch über uns herein. Von allen Hügeln leuchteten grosse Feuer aus den offenen Küchen der Pachthöfe. Am Wege standen da und dort die unbeweglichen Gestalten der Traubenhüter. Dann blinkte es von Lichtern am gegenüberstehenden Felsen, und bald hielten wir an einem schwarzen, schmucklosen Hause. Wir waren am Ziele, im Bergdörfchen Pelago, an der Thüre „des guten Herzens.“

Um sieben Uhr des folgenden Morgens, bei herrlich klarem Wetter, stiegen wir unter alten Kastanienbäumen und über allerlei Felsgerölle hinauf zur Villa eines florentinischen Apothekers, auf welchen Sor

Paolo diesmal seine Hoffnung gesetzt hatte. Während er seinen Producenten bearbeitete, spazierte ich als „Cavalier serpente“ mit der Signora im Garten. Sie führte mich zum Baume der Erkenntniss, einem Spalier voll goldener Tafeltrauben mit riesigen Beeren.

„Schönere Uva Salamanna habe ich selten gesehen, Signora.“

„È padrone, Signore!“ sagte die gute Frau mit einer graziösen Handbewegung, die ich rasch und richtig interpretirte.

Unterdessen hatte Sor Paolo seinen Gegner besiegt. Er hatte zwar keinen Pomino, aber einen Wein erobert, der diesen Namen verdient und unter diesem Namen auch reisen wird.

An der überreichen Frühstückstafel trafen wir vier muntere Florentiner, die nach Vallombrosa wollten. Wir schlossen uns der Gesellschaft an und erreichten nach dreistündigem Wandern und Klettern den Tannenwald, hinter welchem das Kloster in grünen Matten gebettet liegt. Hier hat eine Forstschule mit zwölf verlorenen Zöglingen die Mönche der Vorzeit verdrängt. Neben dem Kloster steht eine Foresteria (Fremdenherberge), wo wir ein schlechtes und obendrein sehr theures Essen fanden. Die Rechnung schien unsern Florentinern eine Unsittlichkeit von der Sorte der „Porcherie.“ Es folgte zum Dessert eine unübersetzbare Scene, wobei die „Ladri“ und „Assassini“ zu Dutzenden das schuldige Haupt der alten Hexe umschwirrten, die in diesem Raubstaate

ihr Wesen treibt. Das Gesinde war aus der benachbarten Küche hereingekommen, verhielt sich indessen streng neutral, schien die Züchtigung der Padrona sogar mit Behagen durchzukosten. Man bezahlte schliesslich, aber nur „approximativement.“ Die Alte schleuderte die Schuldscheine ihrer Landesregierung wüthend auf den Boden, während eine ruchlose Hand den ungeniessbaren Inhalt der Salatschüssel in die fliegenden Nattern ihrer Haare streute. Wir konnten die Aufgeregten nur mit Mühe beruhigen. Noch im Walde schrie einer, der zwei Tage vorher einer Aufführung des Rabagas beigewohnt, an die Foresteria das Citat hinauf: „Se ci fosse un vocabolo più porco di porco, quella strega se lo meriterebbe!“

Auf andern Wegen, über neue Villen, Dörfer und Schlösser, kehrten wir zurück nach Pontassieve. Um zehn Uhr Abends hatten wir Florenz erreicht.

Rimini und die Republik San Marino.

„Partenza!“ hallte es durch die stillgewordenen Räume des Mailänder Bahnhofes, und unser Nachtzug trat seine Fahrt nach Bologna an. Es war eine klare Augustnacht, der laue Schluss eines heissen Tages. Bis in die Nähe von Modena leuchtete uns ein prächtiger Mond, von dort ab beschäftigte mein schlafloses Auge das Zucken eines fernen Gewitters. Das alle paar Sekunden an derselben Stelle des Horizontes wiederkehrende Wetterleuchten mit seinen rothgelben Feuerschüssen war von dem breiten „sheet-lightning“ unseres Nordens so verschieden, dass ich an jene Stelle in Shakespeares Julius Cäsar denken musste, wo von dem Schiessen der nächtlichen Meteore die Rede ist. Wenn Shakespeare den südlichen Himmel wirklich einmal beobachtet hat, so mag er an besagter Stelle nichts anderes als das Feuerwerk des fernen Blitzes gemeint haben. Doch, siehe da, schon ist Bologna erreicht, und wir haben den Zug nach Ancona zu suchen. Zwanzig Minuten später

brausen wir dem adriatischen Meere zu, dessen smaragdgrüner Saum gegen sechs Uhr Morgens in der Nähe von Rimini am Horizonte sich abzuheben beginnt.

„Ecco il monte Titano!“ bemerkt mein Vis-à-vis. Ich blicke rechts auf die fruchtbare, sanft ansteigende Campagna der gesegneten Romagna, und richtig, dort am Horizonte, etwa vier Stunden landeinwärts, erhebt sich der „Riesenberg“, der die zwerghafteste aller Republiken auf seinem soliden Rücken trägt. Zwei Dinge werden mich eine Woche in Rimini festhalten, die Bagnatura und die Republik, das Meer und San Marino.

Schon eine Stunde nach meiner Ankunft, um sieben Uhr Morgens, bestieg ich den Waggon des Tramway, der die Verbindung zwischen der Piazza und dem Stabilimento vermittelt. Das Stabilimento ist der stattliche Kursaal mit seinen Speise-, Lese-, Spiel- und Ballräumen, seinem kleinen Theater und seinen schattigen Verandas. Die Front des Gebäudes beherrscht die Badehäuser und die See, während seine Rückseite einem hübschen und ansehnlichen Parke sich zukehrt, in dessen saftigem Grün uns saubere kleine Villen begegnen. Hier finden reichere Familien ein elegantes und idyllisches Quartier, während bescheidene Börsen irgendwo in der Stadt ein billiges Nest sich suchen müssen. Auch kleine Restaurants verstecken sich in jenem Parke, oder sie sonnen sich am Strande. Hier steht unter anderem ein phan-

tastisches, an Japan und den Buddhacultus erinnerndes Gehäuse, das aber in Rimini auf dem Namen „Schweizerhaus“ beharrt. Und vor allen diesen Herrlichkeiten breitet sich das Meer aus längs einer Spiaggia (plage, Strand), deren sammetweicher Sandteppich in langsamer Senkung der See entgegenschleicht. Hier nun entwickelt sich die langgestreckte Badebrücke mit ihren vielen Camerini (Badekabinette); der rechte Flügel gehört den Frauen, der linke den Männern an. In der Mitte ein Rundplatz mit buntem Zeltdache, wo die Badewelt zusammensitzt, Seeluft einholt und die sonnigen Stunden des Tages verplaudert; denn eine frische Seebrise ist fast immer da, um die glühenden Wangen zu kühlen und mit den blauschwarzen Haarflechten der Damen Scherz und Unfug zu treiben. Hier ist die Piazza dieser kleinen Welt. Hier geht es lebhaft zu im Forte der Badezeit, d. h. zwischen Juli und Ende August.

Wenige Fremde mischen sich in dieses specifisch italienische Leben. Sie fallen auf, besonders wenn sie sich weib- und kinderlos umhertreiben. Denn was die italienische Bagnatura vor allem charakterisirt, das ist ihr *Familiencharakter*. Die Badegesellschaft zerfällt in Stämme und Wigwams, oder mindestens in Gruppen, die das Band einer alten Freundschaft zusammenhält. Blickt nur einmal hinein in dieses bunte Treiben! Im Centrum jenes Kreises sitzt die Mamma, neben ihr der Papa, zwei „Nubili“, d. h. heiratsfähige Gören, Beppino der Gymnasiast mit der

Angelruthe in der Rechten, der kleine Cecco mit dem Fischkörbchen und, last not least, die robuste Säugamme mit dem Jüngsten. — Kinder und Ammen in der That spielen hier eine Hauptrolle. Das unerschöpfliche Buffet der Letzteren ist selten ganz geschlossen. Alle ihre Amtsgenossinnen übertrifft diesmal eine majestätische römische Bália in malerisch-koketter Landestracht. „Che pezzo di femmina!“ murmelt neben mir ein Senator des Reichs. Ich übersetze seinen Realismus mit dem lyrischen Dichterworte: „Das übermenschliche Hintertheil verrieth ein höheres Wesen!“

Das Tagesprogramm einer italienischen Bagnatura ist einfach genug. Man steht nicht allzufrühe auf, von acht bis elf wird gebadet und geplaudert; dann reichlich gefrühstückt, dann flanirt oder geschlafen; dann wieder gebadet, dann dinirt; ein kleiner Spaziergang durch den Park führt zurück in den Kursaal, wo Theater oder Concert oder die Regimentsmusik die Gäste und die Stadtbewohner allabendlich vereinigen. Endlich von zehn Uhr an bis Mitternacht grosser Familien- und Kindertanz im Ballsaale bei anspruchsloser Klavierbegleitung. Dann „felice notte e buon riposo!“ und „morgen wieder lustig!“

Der Leser erlaube mir noch eine allgemeine Bemerkung über italienische Badeorte. Die adriatische Seite scheint für Badezwecke der tyrrhenischen den Rang abzulaufen, sei es was die Spiaggia, sei es was die Kühle und Brise anbelangt. Der Lido

von Venedig sucht seinesgleichen als trefflicher Badeplatz, Rimini gewinnt jedes Jahr an Bedeutung, und das kleine aber saubere und niedliche Sinigaglia soll eine Spiaggia besitzen, die selbst Rimini aus dem Felde schlägt. Sinigaglia verhält sich übrigens zu Rimini wie Viareggio zu Ardenza-Livorno, oder wie Hastings zu Brighton, d. h. es wird vorwiegend von der Mittelklasse besucht. — Einige Engländer, die sich aus dem tyrrhenischen Sonnenbrande nach Rimini geflüchtet, bestätigten mir die oben gemachte Bemerkung mit dem energischen Zusatze: „We were perfectly baking on the other side!“

Mit den Merkwürdigkeiten von Rimini ist der Besucher rasch zu Ende. Eine römische Brücke und ein römischer Thorbogen, ein Castell und eine Kirche, deren Namen an die feudale Macht der Malatesta erinnern, — in den Schaufenstern einer Kunsthandlung eine schmachtende Francesca da Rimini, den Verführer Paolo am rechten und den ergrimmten Ehemann am linken Bein, mit dem nicht mehr ungewöhnlichen „quel giorno più non vi leggemmo avante“ — sind so ziemlich alles, was der Tourist in Rimini sich anzusehen hat. Auf der Piazza wimmelt es von Bauern in blaugrauen Jacken, die ihre Produkte zu Markte bringen; denn wir sind hier nicht in einem Briganten-, sondern einem blühenden Bauernbezirke. Auch die Fischhalle entfaltet ein fröhliches und lautes Leben. In unmittelbarer Nähe von dieser befindet sich das Postbureau, welches den Touristen nach San Marino befördert.

Ein Junge mit stechenden schwarzen Augen sitzt am Bureau und lässt sich meinen Namen vorbuchstabiren. Ueberflüssige Vorsicht! Ich erhalte folgendes Document: „Il signor Birecitingeg pagò L. 1, 50 da Rimini a San Marino. Il conduttore G. Grossi.“ — Damit besteige ich denn um zwei Uhr Nachmittags einen baufälligen Zweispänner. Eine Dame und ein Dienstmädchen von Rimini sind meine Reisegefährten. Den vierten Platz des alten Kastens füllte ein riesiges Bouquet, womit besagtes Dienstmädchen die Mutter in San Marino zu erfreuen gedachte. Es war entsetzlich heiss um diese Stunde. Schläfrig trabten wir durch die Campagna dem Berge zu. Die Dame — wie sich die europäischen Sitten doch genähert haben! — fragte das Mädchen über die bisher durchgemachten Herrschaften, deren Fehler und Lächerlichkeiten aus, und sie erhielt bereitwilligen und gründlichen Aufschluss. Ein schwerer Schlaf kam über mich, ich musste meine Nachbarin mehr als einmal mit dem Bruttogewichte meiner Person bedroht haben; denn mehr als einmal weckte mich der Ordnungsruf des Dienstmädchens: „Non incomodi la Signora!“ Nach vier Uhr begann der Berg mit einer alten Strasse, die jeden Zickzack ängstlich vermeidet. In Serra-Valle, welches bereits auf dem Territorium von San Marino gelegen ist, wurden zwei weissgraue Stiere mit gewaltigen Hörnern vorgespannt, und nun ging es steil und grad hinauf bis gegen sechs Uhr Abends. Noch eine rechte Quälerei und wir sind im Borgo,

der Neustadt von San Marino. Hier stieg ich aus und machte die letzte steile Wand mit Abkürzungen zu Fuss. Ein schüchternes Bübchen diente mir als Führer. Kurz nach sechs Uhr standen wir auf dem Thurme des Castells, dem höchsten Punkte der Altstadt, der einen schwindligen Absturz krönt und weit hinaus ins Land lugt.

Welch eine unbeschreiblich schöne Rundschau! Vor uns das unendliche Meer, am Strande die schimmernden Mauern und Thürme von Rimini, dann die von der Marecchia durchfurchten reichen Gelände, höher und höher ansteigend, jede ihrer zahlreichen Höhen mit einer Fattoria, einem Weiler, einem Castello gekrönt, tief unter uns der Borgo, endlich die phantastisch zerrissene Felswand, auf deren Kamm wir uns befanden. Und dann auf der südwestlichen, dem Meere abgekehrten Seite ein grosser und tiefgehender Blick in das Labyrinth der römischen und toscanischen Apenninen mit ihren verwitterten Lenden und ihren kahlen Scheiteln: Monte Catria und Monte Nerone, die nackte Carpegna, die grüne Alp des Monte Maggio, die zackige Perticara, der abenteuerliche Kamm der Mondalpen (Alpe della Luna), fern am Horizonte das Fort San Leo, der Spielberg der Päpste, wo Cagliostro seine Tage beschloss und so mancher Patriot geschmachtet hat; dann in weiter Ferne die Stadt Verucchio, die Wiege der Malatesta, wo Francesca da Rimini die Liebesschuld mit dem Tode bezahlte, die Gaue und Gelände des alten

Montefeltro — alles das in die rothen, violetten und blauen Tinten eines italienischen Sonnenunterganges getaucht. Zehn Tage früher hatte ich von der Gotthardspitze Monte Prosa in das ernste Gletscherpanorama der Berner und Walliser Alpen geblickt. Wie anders muthete dieses farbenvolle Bild mich an; neben ihm verblasste selbst die Erinnerung an das Plateau von Camaldoli bei Neapel.

Der alte Castellan, der in phlegmatischer Ruhe das Ende meiner Naturschwelgerei abwartete, wies nun auf zwei Thürme, die in einer Entfernung von je einem Kilometer den Kamm des Monte Titano schmücken. Wie derjenige unseres Castelles trägt ein jeder statt der Wetterfahne einen Federbusch aus schwarzem Blech, eine poetisch-ritterliche Helmzier, die in das Wappen und bis in die Postmarken der Republik gedrungen ist. Deshalb heissen jene drei Thürme seit alter Zeit „Le penne.“

Vom Thurme stiegen wir herab in die „carceri“, reinliche und gemüthliche Stuben, deren Thüren mit ziemlich grossen Fenstern versehen sind. Aus zweien dieser Oeffnungen ragten die Köpfe und Büsten der Sträflinge, die lange Philisterpfeife im Munde, neugierig den „Forestiere“ sich betrachtend. Ich glaubte mich in der kleinstädtischen Umgebung eines Richteralbums. Durch das leere Guichet einer dritten Stube blickte ich auf ein Bett, auf dem ein dritter Malandrino lungerte. Wie dieser Kraftmensch meiner ansichtig ward, stürzte er nach der Thüre, schleuderte

mir die gewaltige Tatze mit einer Energie entgegen, als wollte er mich an der Cravatte hereinhissen, und schrie mir ein drohendes: „La carità chi mi vede!“ (Ein Almosen, wer mich ansieht!) entgegen. Ganz wie im Pickwick: „Half a crown, just to look at the waiter!“ Ich bezahlte dem Kerl den mir verursachten Schrecken mit einem verbogenen, durchlöcherten Soldo, der einem seiner Collegen als Hosenknopf gedient haben mag.

Die sogenannte Stadt sieht nicht besser aus als andere verlorene Bergstädte Italiens. Graue und gelbe Mauern, wenig Häuser und noch weniger Leben. Der schönste Punkt ist die prächtig gelegene Piazza (Pianello) mit herrlicher Aussicht nach Süden und einer theatralischen Statue der Freiheit, dem Danaërgeschenke einer deutschen Dame, die sich dafür den wässrigen Titel einer Herzogin von Acquaviva kaufte.

Die von dem dalmatischen Eremiten Marino im vierten Jahrhundert gegründete Gemeinde besitzt heute nur noch wenige alte Gebäude. Eine uralte Basilika aus dem fünften Jahrhundert wurde unverzeihlicher Weise in den zwanziger Jahren niedergerissen, um an ihre Stelle die neue Hauptkirche zu setzen. Das Rathhaus ist ein schmuckloses Gebäude aus dem siebzehnten Jahrhundert; auch der Rathssaal bietet nichts Monumentales oder durch hohes Alter bedeutend Gewordenes. Und doch hat die Republik eine so lange Vergangenheit hinter sich. Schon im zehnten Jahrhundert erwähnen die Chroniken die

„Plebs Sancti Marini cum castello“‘ und 1291 thut sich die Gemeinde förmlich als eine reichsunmittelbare Genossenschaft auf. Indessen der Titel „Republik“ datirt erst aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein hatte man sich gegen die Uebergriffe der Päpste zu wehren. Die Bürger Onofri, Giangi und Gozi leisteten 1739 dem Gouverneur der Romagna, Cardinal Alberoni, entschlossenen Widerstand, und ihre Nachkommen wussten mit Napoleon I. in guter Manier sich abzufinden. Die letzte Krisis machte die Republik im Februar 1849 durch, als Garibaldi mit 200 Besiegten in ihren Mauern Schutz zu suchen kam. Die Oesterreicher verlangten Auslieferung der Flüchtlinge, aber der General entkam mit Hülfe der Einwohner auf verborgenen Pfaden. Wer die Einzelnheiten zu kennen wünscht, mag dieselben bei Modoni (Sul Titano, Note di un alpinista, seconda edizione, Imola 1879) nachlesen. Die heutige Constitution (statuto) der Republik ist mit wenigen Aenderungen dieselbe, welche die Gemeinde sich schon im dreizehnten Jahrhundert gegeben: ein uranfänglich aus den drei Klassen der Nobili, der Cittadini und der Contadini (Adel, Bürger, Bauern) auf Lebenszeit gewählter Rath (Consiglio principe) von sechzig Mitgliedern, der sich seither durch Cooptation ergänzt, und alle sechs Monate zwei Capitani Regenti und eine Regierungscommission durchs Loos bestimmt. Von einem allgemeinen oder einem durch den Census beschränkten Stimmrechte wissen

diese Republikaner also nichts; selbst die Rathsversammlung, welche das alte arringo (Ring, Versammlung aller Freien) verdrängt hat, wird, da sie sich selbst ergänzt, nicht vom Volke gewählt. Die drei Richter müssen aus der Fremde berufen werden.

Wer sich Abends auf dem Pianello einfindet und des Italienischen mächtig ist, der kann in sehr kurzer Zeit mit den beiden Bürgermeistern, der ganzen Regierung, dem Rector des Gymnasiums, dem Polizeichef, dem Militärdirector und obendrein dem diplomatischen Vertreter Italiens Bekanntschaft machen. Es sind alles einfache und freundliche Leute, gut bürgerlich in ihrem ganzen Thun und Lassen, wenn sie sich auch wechselseitig mit „Cavaliere“ und „Commendatore“ begrüssen. Denn auch hier ist der Titellose eine überraschende Ausnahme, und mit dem Altpariser in Sardous Lustspiel rufen wir bei seinem Begegnen verwundert aus: „Tiens, celui-là n'est pas décoré!“ —

Die Sanmarinesen haben einen eigenthümlichen, etwas bäurischen Anstrich; braune Augen und Haare scheinen vorherrschend; die schwarzen Augen und Haare und die Beweglichkeit des Romagnolen sind hier selten; ich habe keinen einzigen schönen Mann entdeckt, wohl aber Knaben und Mädchen, die den Eindruck einer durchs Ineinanderheiraten etwas herabgekommenen Rasse machen.

Im Mondschein suchte ich den Weg zurück nach dem Borgo und fand in der einzigen ordentlichen

Herberge der Republik, bei Raffaele Michetti ein ganz leidliches Nachtquartier. Der Wirth liess mich die verschiedenen Weine der Republik kosten. Der Rothwein ist vortrefflich, nur fast allzu süss; noch besser der weisse Moscato mit bitterem Beigeschmack. Erst gegen Mitternacht bestieg ich, von einem haarigen Individuum geleitet, mein Schlafzimmer. „Wer sind Sie?“ fragte ich die unheimliche Gestalt. — „Io sono il primo cameriere, di nascita Romano!“ lautete die stolze Antwort. — Also einmal ein Oberkellner, der den Hallunken auswendig trägt! Die Abwechslung behagte mir. Das Bett war ein echt italienisches; zweimal so breit wie die Länge meines Schirmes, Raum genug für drei anständige Herren und eine Million Flöhe.

Folgenden Morgens um fünf Uhr spazirte ich mit dem Capo-Polizia auf der Piazza und harrte meines Wagens. Mein wackerer Wirth Raffaele Michetti trat im Sonntagswichs aus seinem Gasthofe und bald fuhr sein zweirädriges Carretto mit dem kleinen zartgebauten Rösslein vor. Wir setzten uns in das leichte Fuhrwerk und kutschirten erst im Schritt den steilen Berg hinab, unten in der Ebene aber schoss der winzige Klepper davon wie ein Pfeil, so dass wir die zwanzig Kilometer, die uns von Rimini trennten, in weniger als zwei Stunden zurücklegten. Es war eine prächtige Fahrt, leider allzu rasch und viel zu flüchtig. Am wolkenlosen Morgenhimmel blitzte eine kräftige Sommersonne,

Ochsen und Bauern waren überall an der Arbeit, und die staubige Strasse belebten Fussgänger und Reisewagen.

„Sie machen heute gute Geschäfte, Raffaele“, sagte ich zu meinem Wirthe, als uns der dritte Touristenschub begegnete.

„Poveretta!“ seufzte Raffaele halblaut vor sich hin.

„Ich verstehe Ihren Seufzer nicht!“

„Sie gewahrten doch gestern, dass meine Frau sich in besonderen Umständen befindet. Vor Mittag kann ich nicht zurück sein. Wie wird die Arme mit allen diesen Gästen fertig werden! Poveretta!“

Der Zug gefiel mir. Zuerst das Homo sum und dann erst Wirth und Geschäftsmann! Raffaele verdient den nächsten Tugendpreis.

Unser Gespräch gerieth nie ins Stocken. Ich hatte meinem Freunde eine Menge Fragen vorzulegen, und ich muss dem schlichten jungen Manne das Zeugniss geben, dass er die Verhältnisse seiner Heimat leidlich kennt.

„Wie heisst der italienische Consul, den ich gestern im Café sah?“

„Sie meinen den Cavaliere Lossada von Bologna.“

„Kennen Sie die Grenzen der Temperatur von San Marino?“

„Im Sommer haben wir selten mehr als 24 ^{0}, im Winter selten weniger als 4 ^{0}.“

„Ich sah gestern die Gefängnisse des Castells. Haben Sie wirklich nicht mehr als drei Gefangene?

Italien zählt 80,000 Sträflinge, und lediglich um Platz für ihre Nachfolger zu erhalten, spendet es alljährlich, besonders im Süden und in Sicilien, eine Menge unmotivirter Begnadigungen.“

Raffaele wusste über diesen Punkt nicht viel zu sagen. Verbrechen wären eine Seltenheit in San Marino, meinte er.

Ueber den Militärdienst war er ausführlicher. Alle Bürger der Republik, mit Ausnahme der Priester, Beamten und Doctoren (Laureati), seien vom sechzehnten bis zum fünfundvierzigsten Jahre dienstpflichtig. Die 1250 Familien liefern etwa 1200 Mann. Diese zerfallen in die Nobelgarde, die Castellgarde und acht Füsiliercompagnien. Eine jährliche Musterung genügt für die Kriegsinteressen der Republik. Das Gendarmencorps wird ausschliesslich aus Fremden recrutirt. Ernennungen in die Nobelgarde können als ehrende Auszeichnung auch Fremden zu Theil werden.

Stolz sind die Sanmarinesen darauf, dass sie einen guten Strafcodex besitzen und die Todesstrafe seit 1864 abgeschafft haben.

„Wie steht es denn um Euere Finanzen?“ so fragte ich meinen Gewährsmann weiter.

„Unsere Steuern werfen ungefähr 90,000 Lire ab, während die Ausgaben 85,000 selten übersteigen. Eben sind wir daran, eine neue Strasse von Serra Valle nach dem Borgo anzulegen. Das wird schon was Ausserordentliches kosten. Einstweilen sind die

Abgaben nicht drückend. Von meinem Hause entrichte ich eine jährliche Steuer von 17 Lire. In Rimini hätte ich 700 zu bezahlen."

„Euere Ausfuhrartikel?"

„Wein, Oel, Vieh und Bausteine."

„Was kostet Ihr Pferdchen?"

„Ich habe nicht mehr als hundert Lire dafür bezahlt; — bravo cavallino eh? — Sie ruiniren sich alle mit ihrem Laufen, in fünf Jahren sind sie aufgerieben, diese Thiere."

„Wird nach Italien geschmuggelt?"

„Nicht viel, fast nur mit italienischen Cigarren. Das geht nämlich so zu: Die hiesigen Kapuziner haben das Vorrecht, etwas Tabak zu pflanzen, ein jeder von ihnen hundert Stöcke. Im übrigen kauft die Republik ihren Bedarf von der italienischen Regie zu billigen Preisen. Da nun bei uns die Regiecigarren wohlfeiler sind als in Italien, so verkaufen sie unsere Leute wieder über die Grenze. Es sind deshalb schon diplomatische Noten gewechselt worden."

„Seid Ihr denn immer zufrieden mit Euerer Regierung und den Beschlüssen Eueres Rathes? Wir Schweizer haben Mittel und Wege, jeden Beschluss unserer Vertreter umzustossen, und auch so glauben wir jeden Schritt einer Behörde bemäkeln und verschimpfen zu müssen. Ihr dagegen *müsst* alles annehmen und scheint obendrein immer zufrieden."

„Wir sind nicht immer zufrieden", sagte Raffaele phlegmatisch. „Manche Beschlüsse gefallen auch uns

nicht. Aber man politisirt hier zu Lande wenig. Nicht *eine* Zeitung erscheint in San Marino. Wir beziehen den Bedarf von Rimini.“

Unter solchen Gesprächen rasten wir zum Schlusse über das holperige Pflaster der Stadt Rimini.

Einige Tage später nahm ich ein Seebad in dem schmutzigen Hafen von Ancona und seufzte dabei nach der Spiaggia und den frischen Wogen von Rimini. Ungern wandte ich der Adria den Rücken; nur theilweise entschädigte mich die prächtige Bergbahn Ancona-Foligno für die landschaftlichen Genüsse San Marinos. Das herrliche Panorama von Perugia wirkte schon besser. Mit Siena verliess ich das Land der Berge und der frischen Brise; denn in Florenz herrscht heute noch die Sommerwärme des italienischen Binnenlandes.

Von Asti auf Umwegen nach Genf.

Asti, die Geburtsstadt Alfieris, ist voll Erinnerungen an den grossen Mann, der Italiens Zukunft in seiner Seele trug. Die halbstündige „Via Maestra“ der langgestreckten „Stadt von hundert Thürmen“, die heute über dreissigtausend Einwohner zählt, führt den stolzen Namen „Corso Alfieri.“ Fast am Ende derselben liegt Alfieris Stammhaus, immer noch Eigenthum der Familie. Man zeigt da das authentische Bett, in welchem der Dichter geboren wurde. Eine hinter seinen Vorhängen angebrachte Marmortafel bezeugt es den Besuchern. Ein sehr ausdrucksvolles Kniebild, Briefe und Handzeichnungen Alfieris und ein altes Rococo-Mobiliar bilden die übrigen Reliquien des Palastes. Auch jener innere Hof, wo nach Alfieris Selbstbiographie der störrige Junge in einem Wuthanfalle durch Grasessen sich vergiften wollte, ist noch unversehrt. Er verliess sein väterliches Haus, um die Junkerschule in Turin zu be-

suchen, von welcher er „short and sweet“ berichtet: „Io era un asino fra asini e sotto un asino.“ Auf dem grossen Marktplatze, der „Piazza Alfieri“, steht sein modernes Standbild in etwas theatralischer Haltung.

Mein erster Gang indessen galt den Schweizern von Asti. Es sind dies zwei Graubündner, die unter der Firma „Fratelli Florio (Fluri)“ ein grosses Weingeschäft betreiben. London und Paris, Florenz und Turin haben ihre Weine prämiirt und der König von Italien, der Herzog von Aosta und die Herzogin von Genua sind wohl die vornehmsten ihrer regelmässigen Kunden. Diese Herren nahmen sich meiner aufs freundlichste an und zeigten mir vor allem die Räume, wo sie einen ihrer Hauptartikel, den „moscato spumante“, bereiten. Mein Führer pochte kräftig an einem alten Hofthore, und wir traten in einen weiten Hof, wo eben die erste Ladung „Canelli“, eine weisse Traubensorte mit kleinen, grünlichen, zuckersüssen Beeren, in grossen Kufen getreten wurde. Der ausfliessende Most wird in einen Trog gegossen, wo er schon nach zwei Stunden eine Haut von Gährungsstoffen an die Oberfläche wirft. Sofort wird er in einen zweiten Trog abgezogen, woselbst er nach derselben Frist eine neue Decke bildet und dann in einen dritten Trog befördert wird. Nachdem er so eine Reihe Tröge passirt und zweimal durch Säcke filtrirt hat, wandert er ins Fass, von da nach einiger Zeit in die solide Flasche, um definitiv verkorkt zu werden. Jetzt ist er reisefertig und harrt des Be-

fehles: „Partenza.“ Dies die ganze, höchst einfache Behandlung dieses natürlichsten aller Schaumweine. Die weissen Traubensorten der Asti-Flaschenweine heissen Moscato, Passaretta, Canello, Malvasía, die rothen nennen sich Nebiólo, Barólo, Barbéra, Grignolíno, Brachetto. Der rothe Schaumwein zeichnet sich durch ein feines Himbeerbouquet aus. Der Brachetto ist ein süsser, nicht moussirender Tropfen.

Die deutsche Colonie von Asti ist so klein, dass sie in einem Zweispänner Platz hat. Ein elsässischer Bierbrauer, ein deutscher Chemiker, der kenntnissreiche Director einer eben erst zur Untersuchung von Weinen und Rebläusen gegründeten oenologischen Station, und ein elsässischer Professor, der die höheren Töchter von Asti mit Corneille und Racine, Goethe und Schiller beschäftigt, bilden mit den Schweizern die Grundpfeiler des friedlichen Kreises. Die Majorität dieser Colonie bestieg mit mir den Wagen des wackeren Bierbrauers. Es galt einen Ausflug in das zwei Stunden entfernte Bergstädtchen Montechiaro, welches das reiche Hügelland der Provinz Asti und des angrenzenden Monferrato beherrscht. Hier stiegen wir auf die hohe Terrasse des gastlichen Hauses, dem unser Besuch gewidmet war. Welch' eine Aussicht auf das weite Hügelland, dessen Höhen alle mit Dörfern und Städten, Schlössern und Kirchen gekrönt sind, an dessen Abhängen Trauben und wieder Trauben wachsen! Den fernen Horizont begrenzen die Schweizer- und die Meeralpen. Rosen-

roth schimmert der ragende Monte Rosa im Abendlicht herüber. Dann kam die Dämmerung und da und dort flammten jetzt die Feuer der Traubenhüter auf. Hier sass ich im Herzen des Landes, wo Milch und Honig fleusst. Die Tafel unserer Terrasse seufzte unter ihrer Last von Weinen, Früchten und Geflügel. Erst um 10 Uhr stiegen wir in den unteren Saal hinab, wo der Pretore (Friedensrichter) und der Sindaco (Ammann) am grünen Teppich ihr Spielchen machten. Im Vollmondschein flogen wir ventre à terre durch das liebliche Längenthal nach Asti zurück, das gegen Mitternacht erreicht ward. — Wäre ich nur 8 Tage später nach Asti gekommen, so hätte ich die babylonische Verwirrung seines Traubenmarktes mitansehen können. Die Bauern nämlich besitzen weder Kelter noch Keller, sie bringen ihre Trauben zu Markte, die dann theils in Asti selbst gekeltert, theils nach allen Richtungen mit der Eisenbahn befördert werden.

In *Genua* verliess mich mein bisheriges Glück. Die Herbstregen hatten sich „in optima forma“ hier eingerichtet. Morgens um 5 Uhr begann es mit Blitz und Donner, um sieben kam es in Strömen herunter; erst gegen Mittag wurde die Sonne für einige Stunden Meister, und der Abend war wieder so nass als der Morgen. Die wenigen günstigen Momente mussten erhascht und ausgenützt werden, um die herrliche Lage der alten, palastreichen Dogenstadt, die neue Gürtelstrasse (Via di circonvallazione, ein breiter Fahr-

weg, der sich erst am Meere langsam emporwindet, dann unter den hochgelegenen Forts den Rücken der Stadt wie ein Band umschlingt, endlich vom Castelletto ab allmälig niedergeht), den interessanten Leuchtthurm, die eine Stunde entfernte Villa Pallavicini, endlich den „Campo Santo“ geniessen zu können. Wie die Villa Pallavicini die grossartigste von ganz Italien ist, so ist es auch der Friedhof von Genua. Pisa rühmt sich seines „Campo Santo“, aber sein Reiz ist vorwiegend ein historischer. Der „Campo Santo“ Bolognas ist weitläufig angelegt, aber seine Sculpturen besitzen wenig künstlerischen Werth; überdies bietet seine Lage in der Ebene keinen sonderlichen Reiz. Ganz anders hier in Genua. Nachdem der Wagen die „Porta Pila“ verlassen, zieht sich der Weg am Ufer eines Bergstromes in ein abgelegenes, saftig grünes Thal, an dessen Berghalde das weisse Quadrat der Arcaden des „Campo Santo“ sichtbar wird. Nach viertelstündiger Fahrt stehen wir am Thore. Der Custode führt uns erst die untere Seite entlang; wir schreiten über die Platten von Familiengrüften, deren entsprechende Mauerfelder mit Marmor-Kunstwerken geschmückt sind. Eine solche Gruft kostet bis auf zehntausend Lire; die Sculpturen, welche bald Verstorbene, bald Hinterlassene in natürlicher Grösse und modernem Costüme darstellen und zuweilen wahre Meisterwerke sind, sollen zum Theil ganz gewaltige Werthe repräsentiren. Nun betreten wir den grünen Bezirk, wo die Armen nach unserer

Weise bestattet werden, und ersteigen dann die gegenüberliegende Halle, die mit einer kostbaren Marmorkapelle und neuen Monumenten geschmückt ist. Der in diesen sich entfaltende Luxus gehört übrigens ganz in die neuere Zeit; die älteren Grabmäler sind alle viel einfacher und schmuckloser. In einem zweiten Stocke werden die wohlhabenden Mittelklassen in der Seitenmauer bestattet, deren übereinanderliegende Nischen dem Fachwerke eines Schrankes gleichen. Hier wird der Sarg eingeschoben und eine Steinplatte mit goldener oder schwarzer Inschrift bildet den Verschluss. Also ganz das System der alten Loculi in den römischen Katakomben. Das Portrait des Verstorbenen bietet zuweilen ein gemeisseltes Medaillon, zuweilen auch eine eingelegte oder angehängte Photographie. Ueber dem „Campo Santo“ am Berghange stehen noch vereinzelte Monumente, wie beispielsweise der kleine Tempel, wo Mazzini ruht. Die Gedenktafel der Universität enthält die energischen Worte: „Mazzini volle e l' Italia fu.“

Das schlechte Wetter veranlasste mich, meinem Plan eines Besuches in Monaco zu entsagen. Von Savona aus nahm ich meinen Rückzug durch die wilden, menschenleeren Vorberge der Meeralpen über Brà nach Turin. Erst in der Nähe von Turin that sich der Himmel auf und eine kalte Herbstsonne begann mir heimzuleuchten.

Die Fahrt des folgenden Tages über den Mont-Cenis nach Chambéry legte ich mit dem um neun

Uhr Morgens abgehenden Pariserzuge zurück. Kaum hatten wir Turin verlassen, als uns die lange, frischbeschneite Alpenkette am wolkenlosen Himmel entgegenblitzte. Unser Zug lenkte in ein Bergthal ein, das sich höher und höher hinaufwindet; immer malerischer wurde die nächste Umgebung, prächtige Felspartien wechselten mit Kastanien und Rebenhalden, tief unter der Linie zeigte sich die Bergstadt Susa, durch eine Reihe von kurzen und langen Tunnels gelangten wir endlich auf das hochgelegene Plateau, an dessen Ende man schon von weitem die Wand des Mont-Cenis erblickt. Sie war frisch beschneit und glich einem ungeheuren Zuckerhut. Gegen halb zwei Uhr, starke vier Stunden, nachdem wir Turin verlassen, erreichten wir den grossen Tunnel, den man in einer schwachen halben Stunde ohne allen und jeden besonderen Eindruck durchfährt. Gleich bei der Ausfahrt blickt man in den Bahnhof des französischen Bergdorfes Modane herab und es scheint, man könnte diesen zu Fuss in zwei Minuten erreichen. Unsere Locomotive aber zog den sicheren Umweg einer weitausholenden Curve vor. Die Thalfahrt ging rasch von statten und Abends fünf Uhr befanden wir uns in dem reizend gelegenen Chambéry.

Der folgende Tag war zu schön, um mich nicht für das verlorene Monaco durch einen Ausflug nach der benachbarten Grande-Chartreuse schadlos zu halten. Ein offener Jagdwagen, der ausser mir noch einen majestätischen Gendarmen beförderte, trug mich durch

ein üppiges Thal zu einem hochgelegenen künstlichen Felsenthore, durch das man in die reizende „Vallée des Echelles“ eintritt. Von ferne schon erblickt man den gewaltigen Bergstock, hinter dessen Gipfeln das berühmte liqueurfabrizirende Karthäuserkloster versteckt liegt. Noch zwei Stunden mässigen Trabes und wir sind in Saint-Laurent-du-Pont, einem mit guten Hotels geschmückten Flecken, wo die Lyoner sich gerne einen fröhlichen Tag machen. Der Weg nach der Chartreuse führt an der grossen Schnapsbrennerei des Klosters vorbei in eine wildromantische Schlucht, durch Tunnels und über Brücken hinauf in einen herrlichen Bergwald, endlich vor die Ringmauern des in einem Felsenkessel gebetteten Klosters. Einsam genug ist diese Route; nur die nach der Klosterherberge strebenden Bettler und Vagabunden offeriren Euch ihre unheimliche Kameradschaft.

Der Schaffner empfing mich zuvorkommend, führte mich ins Refectorium und kredenzte mir vor allem ein Gläschen Chartreuse, ein mönchischer Gruss, den sich ein Jeder gerne gefallen lässt. Die Liqueurindustrie bringt dem Kloster alljährlich einige Hunderttausende ein. Der Père général allein kennt das Rezept, die Mönche suchen nur die Kräuter, während das Haupt des Klosters die Composition bereitet und ein paar Schnapsbrenner unten am Berge das Uebrige besorgen. Der Papst, so heisst es, wollte den frommen Männern ihre Industrie verbieten. Seitdem sie ihm aber eine Tantième offerirt haben, ist er ein durchaus

stiller Gesellschafter geworden, welcher dem Unternehmen nichts mehr in den Weg legt. Der Schaffner entschuldigte sich, mir nicht als Cicerone dienen zu können, der Bischof von Grenoble sei anwesend und verlange seine Gegenwart. Er übergab mich einem Novizen in brauner Kutte und wir betraten nun die weiten Klosterräume. In dem Corridore begegnete uns ein stattlicher Mönch, der seine Zellenthüre energisch hinter sich zuwarf. Ein Täfelchen war an dieser befestigt und ich las die Worte: „O solitudo, o beatitudo!" Es sei ein französischer Artillerieoberst, sagte der Novize, der nach dem Kriege seine Ruhe hier gesucht habe. Sie hätten überhaupt mehrere hochgestellte Leute unter den zweiundfünfzig Mönchen des Klosters. Wir besuchten dann die grosse Kirche, den Sitzungssaal des Ordenscapitels und die Bibliothek. Letztere ist reich an „roba sacra", aber die werthvollen Bücher und die Manuscripte hat der Staat nach Grenoble schaffen lassen.

Der Novize übergab mich einem Knechte in blauer Blouse, — die Alpenwirthschaft des Klosters beschäftigt deren fünfzig — einem treuherzigen Alpensohne, der mir vor allem die Geheimnisse der Klosterküche verrieth. „J'y ai vu une tanche" sagte er, „qui n'est pas piquée des vers." — Va donc pour la tanche! Das Essen war schmackhaft und der Wein floss reichlich. Man dirigirte mich nun in ein hart neben der Emporkirche gelegenes Gastzimmer, wo ich bis Mitternacht schlafen konnte. Dann rief die grosse Glocke

zum Gottesdienst, und ich sah von meiner Gallerie aus, wie die Mönche, ihre Laternchen in der Hand, in die schwach erhellte Kirche strömten und in den reichgeschnitzten Chorstühlen Platz nahmen. Der heilige Bruno verzeihe mir's, wenn ich schon nach zwanzig Minuten wieder ins Bett kroch. Die Mönche machten mir gar zu lange und ich sollte früh Morgens über den Sapey nach Grenoble.

Der Tag war heiss und meine Fussreise eine lange. Erst gegen Abend erreichte ich die Fortificationen, welche Grenoble von der Bergseite schützen. Nie sah ich eine so malerisch gelegene, zierliche Stadt zu meinen Füssen. Grenoble liegt im Schnittpunkte mehrerer Thäler, etwa wie Wesen oder Sargans. Ich betrachtete mir es am folgenden Morgen, wohnte einem unterhaltenden Reitermanöver von Freiwilligen bei, bewunderte die schönen südlichen Frauen, die stolz wie Spanierinnen in schwarzer Seide einherrauschten; die Ideenassociation erinnerte mich an die eigene Frau und an die Pflicht, ihr bei den Gevattern Handschuhmachern in Grenoble einen „Kram“ zu kaufen. Durch ein Alpenthal an der hinteren Seite des „Massif de la Chartreuse“ vorbei führte mich die Eisenbahn nach Chambéry zurück; Fahrzeit und Gegend liessen mich an die Tour von Chur nach Rorschach denken.

Von Chambéry nach Genf kann man nur noch einen Umweg machen, sofern man nämlich von Aix-les-Bains nach Annecy fährt, und von da den Omnibus

benützt, der über die Berge in die Rhoneebene reist. Ich widerstand der Versuchung nicht und habe keine Ursache, meine Schwäche zu bereuen.

Breitingers Bibliographie.

1859. Beaumarchais, Herrigs Archiv, Bd. 26.
1861. Aphorismen zur französischen Grammatik (Schulprogramm), Huber, Frauenfeld.
1864. Französisches Lesebuch, 2 Theile, ib. — Die Sprache Rabelais', Schweiz. Museum.
1865. Die französischen Uebersetzer der Alten im 16. Jahrhundert, Huber.
1867. Biographische Anekdoten, ib. — Die französischen Grammatiker bis Vaugelas (2. Schulprogramm), ib.
1871. Résumé de la syntaxe française, ib.
1872. Lindaus Molière, Allg. Ztg., 17. September. — Ueber Somaize, Herrigs Archiv, Bd. 49. — Dixons Swizzers, N. Z.-Ztg., 17. und 18. Mai.
1873. Uebersetzung von Mármols „Amalia“, ein Bild aus den Schreckenstagen von Buenos Aires, 3 Bände, Costenoble, Jena.
1874. Petronius' Uebersetzung, Scheible, Stuttgart. — Der Salon Rambouillet (3. Schulprogramm), Huber. — Abraham a Santa Clara, Thurg. Ztg., Januar.
1875. Victor Cherbuliez, Feuilleton des Hamburger Corresp., 14. October.
1876. Die Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich, Antrittsrede in Zürich, Schulthess. — Studium und Unterricht der französischen Sprache, ib.

1877. Thiers als Geschichtsschreiber, Unsere Zeit, 1. Juli. — Mme d'Agoult, ib., 15. September.

1878. Das Rousseau-Fest in Genf, Frankfurter, Thurgauer und N. Z.-Ztg., Anfangs Juli. — Die socialen Verhältnisse Italiens, Frankfurter Ztg., 20. September.

1879. Aus neuern Litteraturen, Schulthess. — Das Studium des Italienischen, ib. — Aus der Naturgeschichte des Honorars, N. Z.-Ztg., April. — Pietro Fanfani †, Neue Z.-Ztg., 20. und 21. Mai. — Die italienischen Heine-Uebersetzer, Gegenwart, 7. Juni. — Das französische Directorium, N. Z.-Ztg., 9. bis 16. September. — Spazierfahrt durch die Lombardei, N. Z.-Ztg., 14. bis 22. November. — Les trois unités d'Aristote, Georg, Genève. — Italienische Romane der Gegenwart, Neue Z.-Ztg., 27. December bis 30. Januar 1880.

1880. Grundzüge der italienischen Litteraturgeschichte, Schulthess. — Grundzüge der englischen Litteraturgeschichte, ib. — Französische Grammatik, ib. — Der 12. September in Florenz, N. Z.-Ztg., 21. September. — Rimini und San Marino, Gegenwart, 25. September. — Marc-Monnier über die Entwickelung der Genfer-Litteratur. Körtings Zeitschrift.

1881. Englische Briefe, Schulthess. — Italienische Briefe, ib. — Der italienische Roman der Gegenwart, Nord und Süd. — J.-J. Rousseau, siehe Geschichte der schweizerischen Volksschule, herausgegeben von Dr. Otto Hunziker. — Ueber Hunzikers Geschichte der schweizerischen Volksschule, siehe Pariser Revue internationale de l'enseignement. — Rambert und die Litteratur der französischen Schweiz, Rundschau, Dezember.

1882. Eine Biographie Leopardis, Gegenwart, 7. Januar. — Carducci, N. Z.-Ztg., 18. und 19. Juli. — Tagebuchblätter aus der Lombardei, Gegenwart, 12. August. — Triest, Zürcher Post, 8. und 10. September. — Ein Sonntag in Lecco, Gegenwart, 30. September. —

Die Bearbeiter der Victoria-Litteratur, Gegenwart, 18. November.

1883. H. Meisters Pressaffaire, N. Z.-Ztg., 16. bis 20. April. — Der Ausstellungspark und seine Vergangenheit, Zeitung der Schweizerischen Landesausstellung, 1. Mai. — Ansichten über die englische Litteratursprache, Gegenwart, 14. Juli. — Zum Begriffe Humor, ib., 25. August. Aus Marseille, ib., 17. November. — Meyers Rhonefahrt, Bund, 23. bis 25. November.

1884. Ramberts Calame, N. Z.-Ztg., 31. Jannar und Gegenwart, 9. Februar. — Englische Zeitungen, N. Z.-Ztg., 19. und 20. Mai. — Ehe der Madame de Staël, Gegenwart, 14. Juni. — Cholera in Sicilien (1867) nach De Amicis, N. Z.-Ztg., 20. September. — Cholera in Paris (1832) nach H. Heine, N. Z.-Ztg., 2. October. — Weltschmerz, Gegenwart, 11. October. — Die neuesten Vertreter der allgemeinen Litteraturgeschichte, Gegenwart, 20. Dezember.

1885. Aus dem Nachlass J. H. Meisters, Züricher Taschenbuch. — Classisch und Romantisch, Gegenwart, 31. Jan. — Schriftsteller Oberitaliens, Neue Z.-Ztg., 24. bis 27. März. — Der Journalismus im heutigen Rom, Gegenwart, 18. April. — Victor Hugo, N. Z.-Ztg., 24. bis 27. Mai. — Gorani, ein Abenteurer der Revolutionszeit und seine Erlebnisse in der Ostschweiz (nach Marc-Monnier), Thurg. Ztg., Nr. 163, 169 und 175. — Il ventre di Napoli, Frankfurter Ztg., 8. Juli. — Carlyle, ein Nachahmer Jean Pauls? Gegenwart, 11. Juli. — Heinrich Meister, Mitarbeiter M. Grimms, Körtings Zeitschrift, November. — Jacob Heinrich Meister, Allgemeine deutsche Biographie.

1886. Amerikanische Dichter, Gegenwart, 12. Juni. — Zendrini, Unsere Zeit.

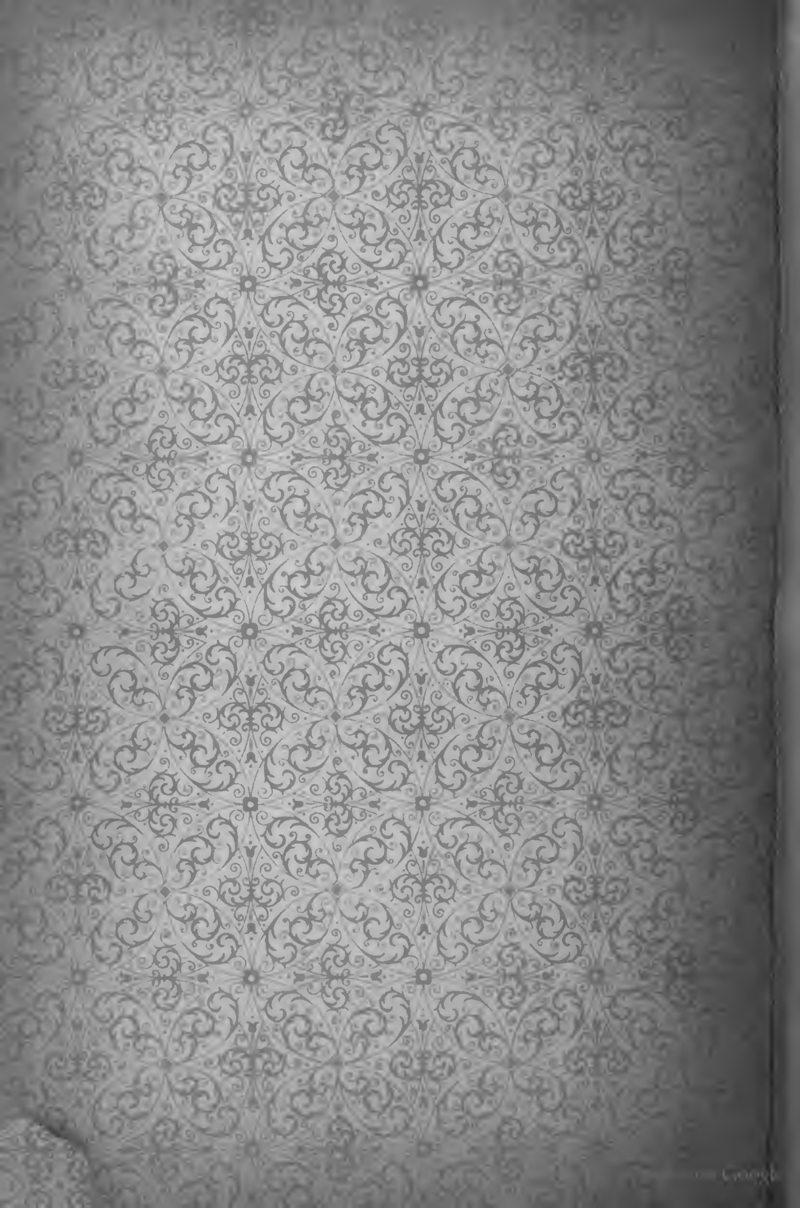
1887. Zürichs geistiges Leben und Litteratur, siehe Zürich und seine Umgebung, Orell Füssli & Cie.

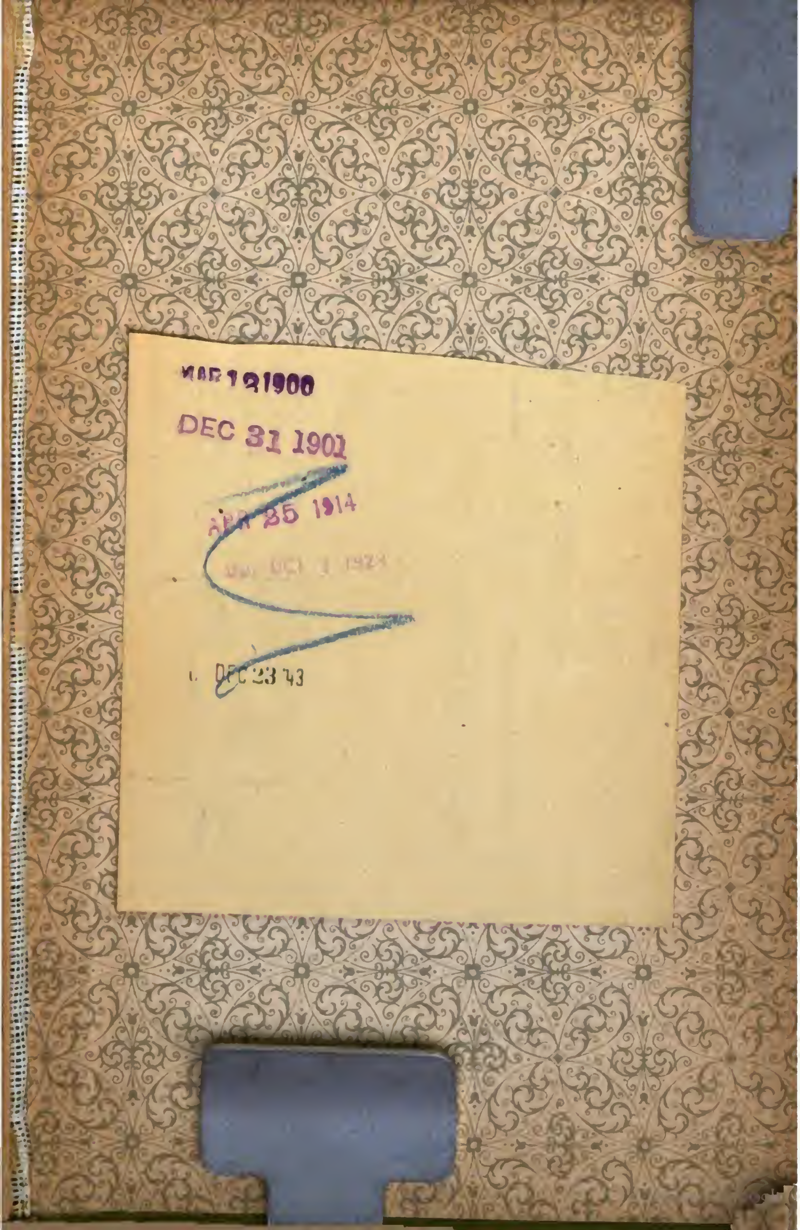
1888. Die Quellen zu einem Leben der Frau von Staël, Gegenwart, 4. Februar. — Aus den bairischen Alpen, N. Z.-Ztg., 2. bis 5. Juni. — Eine altmodische Arabeske zur Frage des Frauenstudiums, Neue Z.-Ztg., 21. Juni.

1890. Briefwechsel Heinrich Meisters und der Frau von Staël, Züricher Taschenbuch, 1890.

Inhaltsverzeichniss.






MAR 13 1900
DEC 31 1901
APR 25 1914
DEC 23 43

